ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Z.

Nr. 101, März 2015

Literatur (in) der Krise

Literatur (in) der Krise

Salomon - **Krise, Kunst und Politische Ästhetik**/
Amlinger - **Von der Schreibkrise zur Krise des Schreibens**/
Gringmuth - **Das trunkene Schiff - bürgerliche Fluchtbewegungen**/Göcht - **Realismus als Prinzip - Lukács**/Peter - **„Unterwerfung" von Michel Houellebecq**/Köhler - **Privatheit und Krise**/Solty - **Die Tragödie des Leistungsträgers - Enno Stahl**/Jung - **Literatur und Überwachung**/Rümmler - **Werkkreis Literatur der Arbeitswelt**

Flüchtlingspolitik und Neuformierung der Rechten

Jakob - **EU-Flüchtlingspolitik: Verabredung zum Sterbenlassen**/Wiegel - **Bürgerbewegung von rechts - PEGIDA**

Internationale Linke

Gkolfinopoulos - **Syrizas Weg**/Amini - **Internationale Gewerkschaftsstimmen**/Biver - **Die europäische Linke seit den 1970er Jahren**

Staat und Recht

Booß-Ziegling - **Berufsverbote im Niedersächsischen Landtag**/Lieberam - **Marxistische Sicht auf Staat, Politik, Recht und Verfassung**

Und: Schleifstein - **Mehring und die Oktoberrevolution**/
Harich - **Über Jean Paul**

Sowie: Berichte, Buchbesprechungen

Einzelpreis 10,00 Euro

Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung

Workshop, Samstag den 23. Mai 2015, 11.00 – 17.00 Uhr
Frankfurt/M., Bürgerhaus Bockenheim

Literatur (in) der Krise

Vorträge und Diskussion mit den AutorInnen zu ihren Beiträgen in Z 101:

Politische Ästhetik in Zeiten der Krise

Realismusproblem und Gesellschaftskritik in der Gegenwartsliteratur

U.a. mit: Carolin Amlinger (Darmstadt), Daniel Göcht (Köln), Sven Gringmuth (Siegen), Kai Köhler (Berlin), Lothar Peter (Bremen), Artur Rümmler (Darmstadt), David Salomon (Frankfurt/M.), Ingar Solty (Berlin/Toronto)

Anmeldung erbeten. Tagungsbeitrag 10,- Euro.
Info & Anmeldung: redaktion@zme-net.de

PolyluxMarx

Bildungsmaterial für Einführungen ins *Kapital*

Valeria Bruschi, Antonella Muzzupappa, Sabine Nuss, Anne Steckner, Ingo Stützle

PolyluxMarx
Bildungsmaterial für Einführungen ins *Kapital*
Zweiter Band, 68 Seiten
Broschur, 19,90 Euro
ISBN 978-3-320-02308-9
Karl Dietz Verlag Berlin

Zweiter Band jetzt online. Bestellung unter info@dietzberlin.de
Auch im Buchhandel erhältlich

www.polyluxmarx.de

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG

Knapp, verständlich, eingängig – und instruktiv: Band 2 ist für Tages- und Wochenendseminare gedacht und eignet sich zur Einführung in die Grundbegriffe des Marxschen Werks bzw. zur komprimierten Vorstellung zentraler Themen in der Marxschen Analyse der politischen Ökonomie – neben den bewährten PowerPoint-Folien dieses Mal auch mit Spielen und einem Comic Clip.

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

Vierteljahresschrift
26. Jahrgang
Heft 101 (März 2015)

Herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:
Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris
Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt
Regine Meyer, Klaus Pickshaus, Jörg Roesler
Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach,
Harald Werner

Redaktion:
Jörg Goldberg, André Leisewitz, Jürgen Reusch,
David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Gerd Wiegel

5 **Editorial**

Literatur (in) der Krise

David Salomon
8 **Krise, Kunst und Politische Ästhetik**

Carolin Amlinger
16 **Von der Schreibkrise zur Krise des Schreibens**
Zum Strukturwandel schriftstellerischer Arbeit

Sven Gringmuth
24 **Das trunkene Schiff**
Über die ästhetische Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen, oder: Gegen den Neo-Biedermeier, für den Realismus!

Daniel Göcht
33 **Realismus als Prinzip**
Aktualität und Grenzen von Georg Lukács' „Eigenart des Ästhetischen"

Lothar Peter
42 **„Unterwerfung" von Michel Houellebecq – ein gesellschaftskritischer Roman?**

Kai Köhler
52 **Privatheit und Krise**
Der 11. September 2001 in der Literatur der BRD

Ingar Solty
66 **Die Tragödie des Leistungsträgers**
Enno Stahls literarische Kritik des Neoliberalismus im Kontext des neuen sozialen Realismus

Werner Jung
81 **Kurz vor zwölf – Literatur und Überwachung**

Artur Rümmler
91 **Werkkreis Literatur der Arbeitswelt – hat er noch eine Zukunft?**

Flüchtlingspolitik und Neuformierung der Rechten

Christian Jakob
97 **Verabredung zum Sterbenlassen**
EU-Flüchtlingspolitik und die Situation in Deutschland

Gerd Wiegel
107 **Bürgerbewegung von rechts**
Die PEGIDA-Proteste und ihre Ursachen

Internationale Linke

Andreas Gkolfinopoulos
120 **Syrizas Weg: Nach dem Wahlerfolg**

Babak Amini
125 **Die Kraft unserer gemeinsamen Stimme**
Meinungen führender Gewerkschafter aus der ganzen Welt

Nico Biver
141 **Verschwindet die Linke?**
Mitgliederentwicklung und Wahlergebnisse linker Parteien in Westeuropa seit den 1970er Jahren (Teil I)

Staat und Recht

Cornelia Booß-Ziegling
154 **Zur Thematisierung der Berufsverbote im Niedersächsischen Landtag**

Ekkehard Lieberam
162 **Zur marxistischen Sicht auf Staat, Politik, Recht und Verfassung**

Josef Schleifstein zum hundertsten Geburtstag

Josef Schleifstein (1915-1992)
175 **Franz Mehring und die Oktoberrevolution**

Archiv

Wolfgang Harich
186 **Über Jean Paul**
Mit einem Kommentar von Andreas Heyer

Berichte

Falk Prahl
198 **Arbeitszeitdebatte bei ver.di**

202 Buchbesprechungen

Lassalle – historische und aktuelle Aspekte (Manfred Hötzel zu Neuhaus/Kinner [Hrg.])

Jihad vom Kaukasus bis zum Himalaja (Matin Baraki zu Rudolf A. Mark)

KP Albaniens 1944 (Günter Benser zu Erwin Lewin)

Dissidentische DDR-Kritik (Jörg Roesler zu Alexander Amberger)

Ein tragfähiges Konzept (Jörg Goldberg zu Binus/Landefeld/Wehr)

Kapitalkonzentration (Rainer Rilling zu Jens Berger)

Ökonomische Theorie und Krise (Sarah Nagel zu Busch/Krause)

Union Busting: Krieg gegen die Gewerkschaften (Werner Röhr zu Rügemer/Wigand)

Kämpfe um Arbeitszeit (Gebhard Hofner zu Detje/Stamm/Wilde)

223 Autorinnen und Autoren

4 Impressum

Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung" wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris, Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt, Regine Meyer, Klaus Pickshaus, Jörg Roesler, Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach, Harald Werner.

Redaktion: Jörg Goldberg, André Leisewitz, Jürgen Reusch, David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 35,-. Bei Bezug aus dem Ausland Euro 43,-. Das Einzelheft kostet Euro 10,-. Abo zum reduzierten Preis (Studenten u.a., gegen Nachweis) Euro 28,-, Ausland Euro 36,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595. Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

e-mail: redaktion@zme-net.de; internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza. ISSN: 0940-0648.

Redaktionsschluss: 31.01.2015.

Editorial

Seit 2007/2008 überschlagen sich Krisenprozesse, Krisenereignisse und Krisendiskurse, die sich nicht nur im engeren Sinne auf Fragen der Ökonomie beziehen, sondern längst auf die gesamte Gesellschaft ausgreifen. Inwieweit hat die Krise inzwischen auch die Literatur erreicht? Dieser Frage widmen sich die Beiträge zum Themenschwerpunkt „Literatur (in) der Krise?" dieses Heftes. Sie untersuchen, inwieweit sich die Literatur – etwa ähnlich dem Zeitungsmarkt – selbst in der Krise, also im Umbruch, befindet, und analysieren Beispiele dafür, wie literarische Beiträge Krisenverarbeitung betreiben und welche ästhetischen Formen in diesem Kontext entwickelt werden.

In seinem einleitenden Beitrag fragt *David Salomon* nach dem Zusammenhang von Krise, Kunst und Politischer Ästhetik. Im Anschluss an Walter Benjamin entwickelt er eine Typologie, derzufolge sich eine politisch eingreifende und an gesellschaftlichen Konflikten interessierte Kunst auf dem schmalen Grat zwischen Realitätsflucht und Affirmation zu behaupten hat. Dem Strukturwandel schriftstellerischer Arbeit ist *Carolin Amlinger* auf der Spur. Dabei zeichnet sie gegen das idyllische Klischee des armen und einsamen Poeten zunächst die Besonderheiten literarischer Produktion unter den Bedingungen eines kapitalistischen Literaturmarkts nach und fragt anschließend nach Prekarisierungstendenzen des Schriftstellerberufs. *Sven Gringmuth* konfrontiert in seinem Beitrag die Tendenz zur Innerlichkeit in der Gegenwartsliteratur mit den ästhetisch-programmatischen Überlegungen Volker Brauns und des frühen Martin Walser. Dabei geht er auch auf populäre Formate ein und arbeitet heraus, was ein zeitgemäßer Realismus in der Literatur leisten könnte. Der oftmals wenig beachteten Ästhetik des späten Georg Lukács widmet sich *Daniel Göcht*. Er zeigt, welchen Beitrag Lukács Konzeption der Mimesis für ein unterschiedlichen Stilen und Formen gegenüber offenes Konzept realistischer Kunst auch heute leistet. Dabei räumt er so manches Lukács-Klischee aus.

Eine Reihe von Beiträgen ist Einzelwerken gewidmet. *Lothar Peter* stellt den neuen Roman „Unterwerfung" von Michel Houellebecq vor und zeigt, dass es nicht um „Antiislamismus", sondern um eine schonungslose Kritik der gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs geht. Den Widerhall, den der 11. September in der deutschsprachigen Literatur fand, rekapituliert *Kai Köhler*. Es entsteht ein vielschichtiges Bild des Umgangs von Gegenwartsautoren mit Krieg und Frieden zwischen Privatheit und der Diagnose gesellschaftlicher Krisen, das zugleich die Grenzen der Literatur unter den bestehenden Bedingungen offenbart. Enno Stahls Roman „Winkler, Werber" wird im Beitrag *Ingar Soltys* zum Ausgangspunkt einer Reflektion über die literarische Kritik des Neoliberalismus und die Konzeption eines neuen sozialen Realismus. Stahls Protagonist, als Werbetexter in der so genannten Kreativbranche beschäftigt, durchlebt „die Tragödie des Leistungsträgers", das Scheitern der neoliberalen Subjektivität. Im Kontext der gegenwärtigen Krisenprozesse spielen Überwachungstechnologien und mit ihnen verbundene Formen der sozialen Kontrolle eine wachsende Rolle. Den Umgang mit ihnen in der Gegenwartsliteratur be-

handelt *Werner Jung*. Ausgehend von George Orwells klassischer Aufbereitung des Stoffs zeichnet er seine Verschärfung in einer Welt nach, in der vieles, was früher Distopie war, heute Realität geworden ist. Der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt wagte einst den Aufbruch der Literatur in die betriebliche Realität. Nicht nur über die Arbeitswelt sollte geschrieben werden, sondern aus ihr heraus sollte Literatur entstehen. Den Werkkreis gibt es noch immer. Was aus ihm geworden ist und wie er sich heute der Wirklichkeit stellt, zeigt *Artur Rümmler* in seinem Beitrag.

Zum Themenblock dieses Heft „Literatur (in) der Krise" veranstaltet die Redaktion einen workshop, zu dem alle Interessierten herzlich eingeladen sind. Der workshop findet statt in Frankfurt am Main am Samstag, den 23. Mai 2015 (11.00 bis 17.00 Uhr). Es soll dort über Fragen der politischen Ästhetik heute und über das Realismusproblem in der Gegenwartsliteratur der Bundesrepublik diskutiert werden. Anmeldungen erbeten unter redaktion@zmenet.de.

***

Die Asyl- und Flüchtlingspolitik in Europa und der Bundesrepublik ist nicht nur ein Dauerthema der Menschenrechtsverletzung; die aktuelle Debatte um Migration zeigt, dass entgegen aller „Grundwerte"-Rhetorik der „Wert" des Menschen nach dem Grad seiner ökonomischen Verwertbarkeit gemessen wird – hier entscheidet sich, wer „willkommen" ist und wer nicht. *Christian Jakob* gibt einen Überblick über die Entwicklung der europäischen Flüchtlingspolitik in den letzten Jahren; *Gerd Wiegel* analysiert Ursachen und ideologische Momente der gegen Migranten gerichteten rechten PEGIDA-Bürgerproteste.

***

Der Erfolg Syrizas in Griechenland hat große Hoffnungen und Erwartungen nicht nur in Griechenland, sondern auch in anderen peripheren Ländern der EU auf ein Ende oder zumindest eine Begrenzung der krisenverschärfenden Austeritätspolitik geweckt. Die Resonanz der ersten Maßnahmen der Syriza-Regierung könnte darauf hindeuten, dass die Linke in Europa wieder stärker Einfluss auf den Gang der Entwicklung gewinnen könnte. *Andreas Gkolfinopoulos* gibt einen kurzen instruktiven Überblick zur Entwicklung von Syriza, ihrer aktuellen Programmatik und der innergriechischen politischen Konstellation. Ein Thema, das uns in den nächsten Heften mit Sicherheit weiter beschäftigen wird.

In Darstellungen der Verschiebung der internationalen ökonomischen Kräfteverhältnisse hin zu Schwellenländern des globalen Südens wird nur selten zur Kenntnis genommen, dass dies auch mit Veränderungen in der internationalen Gewerkschaftsbewegung verbunden ist. *Babak Amini* macht in einem Gespräch mit Vertretern von Süd-Gewerkschaften deutlich, mit welchen spezifischen Herausforderungen sich Gewerkschaften verschiedener Kontinente auseinandersetzen müssen und wo die Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede liegen.

Nico Biver gibt auf der Grundlage von hier erstmalig ausgewerteten Daten einen empirischen Überblick über die Entwicklung linker und sozialdemokratischer Parteien in Westeuropa seit 1970. In einem ersten Teil verfolgt er den Aufschwung (bis 1975) und den Niedergang ihres Einflusses bis Anfang der 1990er Jahre. Der zweite Teil der Darstellung erscheint in Z 102.

Die Berufsverbote sind Ausdruck eines heute gern verschwiegenen repressiven Zugs der neueren Geschichte Westdeutschlands, der über zwanzig Jahre das politische Klima des Landes vergiftet hat. *Cornelia Booß-Ziegling* stellt eine (bislang noch vereinzelte) Initiative zur Aufarbeitung dieser düsteren Periode aus Niedersachsen vor und zeigt gleichzeitig, dass diese auch heute noch nicht vollständig überwunden ist.

Einen praxisorientierten Beitrag zur marxistischen Diskussion über Staat und Recht leistet *Ekkehard Lieberam.* Er bezieht sich u.a. auf einen Verfassungsentwurf, den die Gruppe Linke Liste 1992, vor dem Hintergrund der verfassungswidrigen Einverleibung der DDR, im Bundestag vorgelegt hatte und verweist auf die Abhängigkeit von Verfassungsnormen von den politischen Kräfteverhältnissen.

***

Aus Anlass des 100. Geburtstages von *Josef („Jupp") Schleifstein,* langjähriger Leiter des IMSF und Mitbegründer dieser Zeitschrift, am 15. März d. J. drucken wir einen Auszug aus seiner 1956 in Leipzig bei Ernst Engelberg verteidigten Dissertation über Franz Mehring nach. Es geht um Mehrings Stellung zur Oktoberrevolution. Mehring war Zeit seines Lebens ein zentrales Thema für Jupp Schleifstein, der dessen Gesammelte Schriften mit herausgegeben hat und dem er noch kurz vor seinem Tod 1992 einen Beitrag in einem aus Anlass des 40jährigen Bestehens der Hamburger Hochschule für Wirtschaft und Politik erschienen Band widmete.

In der Rubrik „Archiv" erscheint diesmal ein bisher unveröffentlichter Text zu Jean Paul von *Wolfgang Harich* – sein Todestag jährt sich im März zum zwanzigsten Mal –, kommentiert von *Andreas Heyer,* der Harichs Nachlass herausgibt.

***

„Kleine Rubriken": Mit einem Bericht von *Falk Prahl* setzen wir die Debatte um Arbeitszeitverkürzung fort. Gewerkschaftsthemen sind auch Gegenstand der Buchbesprechungen, ebenso historische Fragen (u.a. zu Lassalle) sowie theoretische Aspekte der Kapitalismusanalyse (SMK-Theorie, Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften, Kapitalkonzentration).

***

Der Schwerpunkt des Juni-Heftes 2015 (Z 102) ist dem Thema „Geldtheorie und Währungsfragen" gewidmet.

David Salomon

Krise, Kunst und Politische Ästhetik

Spätestens seit dem Zusammenbruch der US-amerikanischen Bank Lehman-Brothers prägen Krisendiskurse die öffentliche Diskussion. Begriffe wie „multiple Krise" (Brand 2009) oder auch „Vielfachkrise" (Demirovic u.a. 2011) lenken den Blick darauf, dass gegenwärtige Krisendiagnosen höchst unterschiedliche Umbrüche und Bedrohungsszenarien zum Gegenstand haben. Internationale Spannungen und wachsende Kriegsgefahr nicht nur an der Peripherie, ein Klimawandel, dessen Folgen kaum absehbar sind, Legitimationskrisen der politischen Systeme bürgerlicher Demokratien angesichts sinkender Wahlbeteiligung und einer andauernden „Krise der Repräsentation" (Rossanda/Ingrao) und die Prekarisierung der Arbeitswelt sind sicherlich keine Phänomene, die erst mit der Weltwirtschaftskrise seit 2007/2008 zu beobachten sind. Gleichwohl haben die ökonomischen Verwerfungen die Wahrnehmung für Krisenprozesse auch in anderen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens geschärft. Die Krise des Finanzmarktkapitalismus (Windolf), aus der der Kapitalismus auch diesmal vermutlich erneuert hervorgehen wird, hat fraglos dazu beigetragen, dass derzeit zahllose Debatten über die „große Transformation" (Polanyi) des „Epochenumbruchs" seit den siebziger Jahren (vgl. Z. 100) geführt werden. Auffallend ist, dass das Gefühl, in einer Umbruchsperiode zu leben, zunehmend nicht nur die sozialwissenschaftliche und politische Publizistik, sondern auch die politische Rhetorik und – selbst dort, wo die wirtschaftliche Krise wie in der Bundesrepublik (bislang) glimpflich verlief und zahlreiche Profiteure hervorbrachte – das Alltagsbewusstsein prägt. Es ist daher naheliegend zu fragen, welchen Widerhall der Befund einer „multiplen Krise" in der Literatur findet. Lässt sich so etwas ausfindig machen wie eine Krisenliteratur? Und wenn ja: Welche Themen bearbeitet sie? Lassen sich normative Implikationen beobachten, die auf ein neues künstlerisches Engagement in der Literatur oder eine „Repolitisierung der Kunst" (Salomon 2013) schließen lassen?

Die Politisierung der Ästhetik

Zunächst gilt festzuhalten, dass Kunst stets und unabhängig davon, ob ihre Produzenten dies wissen oder wollen, in die gesellschaftlichen Prozesse, die ihre Zeit prägen verstrickt ist. Wie jede andere Kunst verdankt auch die Literatur den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen sie entsteht, nicht nur ihr Material, sondern auch die Perspektive, aus der sie ihre Praxis der Weltaneignung (oder gegebenenfalls Weltverleugnung) betreibt. Die Trivialität dieser Feststellung liegt unschwer erkennbar darin, dass sie zunächst keine andere Aussage enthält als die Tautologie, dass künstlerische Produktion dadurch, dass sie selbst eine gesellschaftliche Tätigkeit ist, teilhat an der Gesellschaft, in der sie tätig ist oder (zeitlich gefasst), dass sie nicht umhin kann zeitgenössisch zu der Zeit zu sein, in der sie ausgeübt wird. Eine ästhetische Fragestel-

lung wird daraus erst, wenn man sich der Mühe unterzieht, konkreter zu bestimmen, in welcher Weise Kunst als gesellschaftliche Tätigkeit begriffen werden kann, in welcher Art von Gesellschaft sie wie tätig ist und welche normativen Implikationen sich daraus ergeben.

Solche Fragen sind der erste Schritt zur *Politischen Ästhetik*, einer Begriffsverbindung, die ihrerseits der Erläuterung bedarf. Schon die Bestimmung des Begriffs Ästhetik allein ist bekanntlich keineswegs einfach oder ohne Kontroverse. Der Alltagsgebrauch verwendet „Ästhetik" und „ästhetisch" oft als Synonym zu „schön" oder „ansprechend". So reduziert dies ist, so verweist es doch zurück auf die klassische (Neu)Bestimmung des Begriffs *aisthesis* im Kontext der Kunstphilosophie, über dessen Normativität das Metzler Philosophie Lexikon in folgender Weise Auskunft gibt: „*Ästhetik* (griech, aisthesis: Wahrnehmung, Empfindung), wörtlich die Lehre vom sinnlich Erscheinenden oder von der Wahrnehmung. Als Bezeichnung für eine philosophische Disziplin seit Baumgarten und Kant: Lehre vom Schönen und der Erfahrung des Schönen, im engeren Sinne Lehre vom Kunstschönen und dessen Erfahrung." (Metzler Philosophie Lexikon 1996, 44). Das (Kunst)Schöne gab dabei nicht bloß der Ästhetik ihren Gegenstand, sondern auch der Kunstproduktion eine normative Orientierung. Selbstverständlich konnte dies kaum bedeuten, dass Kunst darauf verzichtete, auch Nicht-schönes zu zeigen. Das Hässliche allerdings schien, wie der Hegelschüler Karl Rosenkranz prägnant formulierte, nicht um seiner selbst willen darstellbar: „Das Häßliche muß also durch die Kunst von allem ihm heterogenen Überfluß und störsamen Zufall gereinigt und selbst wieder den allgemeinen Gesetzen des Schönen unterworfen werden. Eben deshalb würde eine isolierte Darstellung des Häßlichen dem Begriff der Kunst widersprechen, weil es durch sie als Selbstzweck erschiene. Die Kunst muß seine sekundäre Natur hervorblicken lassen und daran erinnern, daß es ursprünglich nicht durch sich selbst, daß es nur an und aus dem Schönen als seine Negation existiert." (Rosenkranz 2007, 48f.)

Diese Gruppierung der ästhetischen Disziplin um den Begriff der Schönheit wurde freilich spätestens im zwanzigsten Jahrhundert von der bürgerlichen Wirklichkeit her selbst aufgesprengt. Eingebunden in die Trias vom „Wahren, Schönen, Guten" hatte es ein bürgerliches Selbstbewusstsein verkörpert, das in ihr die Dreieinigkeit eines allmählichen Fortschreitens des Bürgertums im Bewusstsein der Freiheit erblicken wollte. Bereits im Kontext der europäischen Romantiken infragegestellt, versagten diese Begriffe vor den Krisen, Verwerfungen und Katastrophen. Nicht zuletzt eine Pervertierung des Erhabenen zur Ode an die Ohnmacht des Einzelnen in Schützengräben und Materialschlachten (Ernst Jünger) korrumpierte und erschütterte die traditionellen ästhetischen Kategorien. Zunehmend verlagerte sich die ästhetische Diskussion um „Maßgaben der Kunst" (Hacks 1996) ins Politische, ohne restlos in ihm aufgehen zu können. Ihren vielleicht prägnantesten Ausdruck findet diese Bewegung in Walter Benjamins Rekonstruktion der Pirouetten, die das Magische und Auratische auf dem Weg seiner Säkularisierung zum Verdinglichten dreht: „‚Fiat ars – pereat mundus' sagt der Faschismus und erwartet die künst-

lerische Befriedung der von der Technik veränderten Sinneswahrnehmung, wie Marinetti bekennt, vom Kriege. Das ist offenbar die Vollendung der l'art pour l'art. Die Menschheit, die einst bei Homer ein Schauobjekt für die Olympischen Götter war, ist es nun für sich selbst geworden. Ihre Selbstentfremdung hat jenen Grad erreicht, der sie ihre eigene Vernichtung als ästhetischen Genuß ersten Ranges erleben läßt. *So steht es um die Ästhetisierung der Politik, welche der Faschismus betreibt. Der Kommunismus antwortet ihm mit der Politisierung der Kunst.*" (Benjamin 1991, 508)

Krise, Kritik und Realismus in der Kunst

Die Alternative von Ästhetisierung der Politik und Politisierung der Kunst wirft nicht zuletzt die Frage nach der Art und Weise des Umgangs mit sozialen Krisenprozessen auf. Erscheint Gesellschaft in der Kunst als von Schicksalsmächten gesteuert, dem menschlichen Eingriff letztlich verschlossen und gerade darum erhaben? Oder leisten künstlerische Produktion und ästhetische Theoriebildung einen Beitrag zur Aufklärung jener Antagonismen, Strukturen und Interessen, die ihre Geschichte antreiben, um Handlungsoptionen auszuleuchten und Veränderungen zu bewirken? Wenn auch nicht ausschließlich auf Kunst bezogen, erweist sich das Programm der von Benjamin gemeinsam mit Brecht und anderen nach der Krise von 1929 geplanten Zeitschrift „Krisis und Kritik" hier als aufschlussreich, zu dem er Anfang der dreißiger Jahre notiert: „Das Arbeitsfeld der Zeitschrift ist die heutige *Krise* auf allen Gebieten der Ideologie und das Ziel der Zeitschrift ist es, die Krise festzustellen oder herbeizuführen, und zwar mit den Mitteln der Kritik." (Benjamin zit. n. Wizisla 2004, 130) Der Anspruch, die Krise festzustellen *oder herbeizuführen* weist intellektueller Arbeit, die künstlerische Produktion eingeschlossen, eine revolutionäre Rolle zu. Krisen kommen und gehen nicht einfach, die Art und Weise ihre Ausrufung selbst ist politische Praxis (Salomon/Weiß 2013, 12). Dies gilt umsomehr dort, wo es nicht nur im engen Sinn um Fragen ökonomischer Konjunktur geht, sondern um Gesellschaftsmodelle im Ganzen. So kommt im gegenwärtigen Krisendiskurs dem Terminus der Alternativlosigkeit bei der Krisenbewältigung die Schlüsselrolle zu, bestimmte Interessen (etwa die „der Märkte", d.h. der Gläubiger) der Kritik weitgehend zu entziehen und politisches Handeln auf Austeritätspolitik zu begrenzen. Das Feststellen oder der Herbeiführung von Krisen „auf allen Gebieten der Ideologie" als Zielsetzung für Kritik bedeutet letztlich die Erweiterung der Handlungsräume für politischen Eingriff. Konkret bedeutet dies nicht zuletzt, Zusammenhänge zu thematisieren, die dem unmittelbaren Eindruck zunächst verborgen bleiben: etwa zwischen Krieg und Geschäftsinteressen, dem Reichtum der einen und der Armut der anderen, den großen Worten und den Gemeinheiten, die sich hinter ihnen verstecken. Die grundlegende Idee hinter Benjamins Bemerkung besteht darin, dass Krisen hervorragend geeignet sind, solche Verbindungen durch Kritik offensichtlich zu machen. Dies ist durchaus materialistisch gedacht, denn Krise und Kritik sind nicht nur vom Wortstamm her (*krisis, krinein*; griech, für unter- bzw. ent-scheiden) aufeinander bezogen (vgl. etwa Koselleck 1973). Sie markieren im modernen Sprachgebrauch die ob-

jektive und subjektive Seite von (Um)Brüchen, Untergängen und Erneuerung. Wo Kritik geübt wird ohne Bezug auf jene sozialen Verhältnisse, die das Potential des Krisenhaften in sich bergen, schwebt sie – wie Heinrich Heine solches einst nannte – im „Luftreich des Traums". Wo hingegen das Krisenhafte als Schicksalsmacht beschworen wird, ist der Weg zur Ästhetisierung und Mythisierung der Gesellschaften nicht weit. Der Anspruch auf Politisierung der Kunst balanciert also auf einem schmalen Grat zwischen Eskapismus und Apokalypse, den man – mit einem belasteten und historisch zuweilen arg strapazierten Begriff – *Realismus* nennen kann[1]. Ganz in diesem Sinn ist die Passage von Herbert Claas zu verstehen, in der er als normative Grundlage der wissenschaftlichen Disziplin Ästhetik herausstellt, politisch werde sie, „wenn sie sich der Verhältnisse zwischen Menschen bestimmter Epochen als des Gegenstandes künstlerischer Aneignung bewußt ist, diese Produktion als Spezialfall gesellschaftlicher Arbeit begreift und im realistischen Erkennen und Darstellen antagonistischer Verhältnisse den mittelbaren Beitrag der Kunst zur Entwicklung vernünftigen sozialen Handelns erblickt" (Claas 1977, 10). Es ist dieses „erkenntnisleitende Interesse" (Habermas), das sie auch verfolgt, wenn sie sich solchen Kunstwerken zuwendet, die weder kritisch noch affirmativ zu sein beanspruchen und sie dennoch auf ihre politische Funktion in der krisenhaften Totalität antagonistischer Gesellschaft hin befragt.[2]

Krisenliteratur heute

Es genügt, einen freiwilligen oder unfreiwilligen längeren Aufenthalt auf einem bundesdeutschen Bahnhof zu nutzen, mit wachen Augen durch die unvermeid-

---

1 In dieser Verwendung bezeichnet der Realismusbegriff freilich kein Genre. Weder steht er im Gegensatz zu phantastischer noch zu avantgardistischer Kunst. Die absonderlichste Utopie oder Dystopie, das hermetischste poetische Gebilde und die wildeste historische Spekulation können mehr Diesseitigkeit enthalten als der getreueste, naturalistische Abklatsch scheinbar realer Verhältnisse. (Zum Realismusbegriff vgl. auch den Beitrag von Daniel Göcht in diesem Heft.)

2 Formulierungen wie diese sind es wohl, die Thomas Metscher veranlasst haben, meine Überlegungen zu einer Repolitisierung der Kunst (Salomon 2013) der von ihm ausgemachten Tendenz zuzuschlagen, „den Begriff politischer Kunst, oder politischer Ästhetik, so auszuweiten, dass er de facto mit dem Gesellschaftlichen in der Kunst, ja mit ‚realistischer' Kunst zusammenfällt." (Metscher 2014, 122) Da ich diese Absicht nicht habe, kann ich Metscher nur zustimmen, wenn er schreibt: „Dies aber kann die Lösung nicht sein, denn so verlöre der Begriff jede Trennschärfe, damit auch jeden theoretischen wie analytischen Wert." (Ebd.) In Metschers kritischer Anmerkungen scheinen mir zwei Missverständnisse wirksam: Erstens überliest er in der Passage von Herbert Claas, auf die ich auch damals meine Argumentation im Wesentlichen stützte, den Terminus des *Antagonismus* bei der Klassifizierung des zeitgenössisch-gesellschaftlichen, ohne den in der Tat das Soziale apolitisch wäre. Zweitens liegt es mir fern, Politische Ästhetik und Politische Kunst als Synonyme zu betrachten. Politische Kunst ist eine (teils als Selbstbeschreibung von Künstlern für ihr Tun gebrauchte, teils als kriteriengeleitete Zuschreibung „von Außen" verwendete) Bezeichnung künstlerischer Praxis. Politische Ästhetik hingegen ist vornehmlich ein Modus des Redens über Kunst, der zumeist wohl von ästhetischen Theoretikern, nicht selten aber auch von Künstlern beim Reden über ihre Kunst betrieben wird. Gerade dann, wenn man untersuchen will, ob und inwieweit die politische Ästhetik eines Künstlers fruchtbar für seine künstlerische Produktion ist, ist diese Trennung von erheblicher Bedeutung.

liche Buch- und Zeitschriftenhandlung zu schlendern, um festzustellen, dass es an Angeboten zur eskapistischen Flucht aus dem Hier und Jetzt sicher nicht mangelt. Klappentexte bestätigen, was das Coverdesign all der „historischen Romane" mit seinen Schnörkeln und Ornamenten verspricht. Soll es das alte Rom oder das Jahr 1813 sein, das alte Ägypten oder doch besser das Land- und Stadtleben des europäischen Mittelalters? Ein Medicus oder eine Wanderhure, eine gelangweilte Dame der Oberklasse (als hätte es Jane Austen und Gustave Flaubert nie gegeben) oder eine Lukrezia Borgia im Windschatten neuerer Fernsehserien werden sich schon finden, um uns genau dahin zu entführen, wo wir frei von jedem Erkenntnisinteresse zumindest simulativ der Geschichtslosigkeit der „Postmoderne" entfleuchen und im ganz anderen (das doch das immer Gleiche ist) aufgehen können. Fantasywelten und Weltraumabenteuer locken, Abgründe lauern und Verschwörungen drohen im Horror- oder Kriminalformat – wie es der Geschmack gerade verlangt. Zwischen all dem finden sich freilich auch durchaus ernstzunehmende Romane, präzise Beobachtungen, wirkliche Utopien und Distopien. Gleichwohl ist die Fluchtbewegung, die durchaus ein Unbehagen mit dem Bestehenden auszudrücken vermag, kaum zu übersehen. Sie verweist auf ein Bedürfnis nach mehr als dem was ist. So gilt für einen Gutteil dessen, was der Literaturmarkt (nicht erst) seit der allenthalben spürbaren Krisenerfahrung bereithält noch immer, was Lion Feuchtwanger 1935 am Beispiel des historischen Romans, dessen Erkenntnisanspruch er nicht nur gegen das Vorurteil gegenüber dem Genre, sondern auch gegenüber dem Gros seiner Realisierungen verteidigt, prägnant herausgestellt hat: „Viele von den historischen Romanen, die heute erscheinen, geben auch wirklich nichts weiter her als mehr oder minder geschickt zusammengestellte, überfärbte Bilder, dazu bestimmt, den Leser auf unterhaltende Art von der Not der Gegenwart abzulenken, das Lob der reicheren, bunteren, besseren alten Zeit zu singen." (Feuchtwanger 1984, 494) Der Flucht vor der Welt korrespondiert jener seltsam unersättliche Hunger nach Innerlichkeit, dem privaten Glück oder der privaten Katastrophe, mit dem sich die deutsche Gegenwartsliteratur in großen Teilen ihres Mainstreams seit den neunziger Jahren über Wasser hält[3].

Auch an apokalyptischen Ästhetisierungen mangelt es freilich nicht. Nicht nur auf dem Sachbuchmarkt lässt sich ein erhöhtes Aufkommen an so genannter „Crash-Literatur" (Piper 2014) beobachten: Schon seit den späten neunziger Jahren inszenieren Literatur und Film düstere Zukunftsaussichten, die gerade in ihrer Vorliebe, Hochhäuser zum Einsturz zu bringen und amerikanische Städte in Schutt und Asche zu legen, die Ikonographie des 11. Septembers 2001 teilweise vorwegnahmen („Fight Club", „Independance Day"), dessen literarische Verarbeitung freilich weitaus komplexere Formen angenommen hat[4]. In spezifischer Weise ist in diesem Genre auch ein Autor wie Michel Houellebecq anzusiedeln, bei dessen jüngstem Roman „Unterwerfung" (Houellebecq 2014) das

[3] Vgl. hierzu den Beitrag von Sven Gringmuth in diesem Heft.

[4] Vgl. hierzu den Beitrag von Kai Köhler in diesem Heft.

deutsche wie das französische Feuilleton derzeit darüber streitet, ob und inwieweit er mit seiner Islamisierungsvision Frankreichs den Aufstieg Marine Le Pens flankiert oder dieser doch als beißende Satire gelesen werden kann.[5] Schon „Ausweitung der Kampfzone" (Houellebecq 2001) gefiel sich darin, seine Parallelisierung von wirtschaftlichen Kampfplätzen und dem Konkurrenzkampf im Bereich der Sexualität irgendwo im Unschärfebereich zwischen Kritik und Affirmation anzusiedeln und seinen aller wirklichen Handlungs- und Gestaltungsmacht beraubten Protagonisten einen eskapistischen Traum von Unmittelbarkeit träumen zu lassen, bei dem offen bleibt, ob er reaktionär, progressiv oder gar nicht einlösbar ist.

Spiegelt sich freilich schon in diesen insbesondere auf dem kommerziellen Buchmarkt dominierenden Trends ein wachsendes Unbehagen mit dem Bestehenden, so lässt sich zugleich auch ein wachsendes Bemühen auch jüngerer Autoren feststellen, Facetten der „multiplen Krise" mit literarischen Mitteln zu gestalten. In diesem Kontext ist nicht nur das auch heute vielfältige politische Engagement deutschsprachiger Gegenwartsautoren zu nennen, auf das Thomas Wagner in einem äußerst lesenswerten Interviewband bereits vor einigen Jahren aufmerksam gemacht hat (Wagner 2010), sondern auch eine wachsende Tendenz, politische und subjektbezogene Krisenphänomene wieder als sozialen Verhältnissen geschuldet darzustellen. Einerseits wird zunehmend die lange dominierende Innerlichkeitsversessenheit dadurch aufgesprengt, dass der eigene prekäre soziale Standpunkt des Künstlers[6] in literarischen Werken ausgeleuchtet wird, zum anderen wendet sich Literatur (damit in spezifischer Weise in der Tradition einstiger Aufbrüche der Gruppe 61 bzw. des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt stehend[7]) auch wieder vermehrt dem Arbeitsplatz als zentralem Ort der Lebenswelt zu[8]. Zu den gesellschaftlichen Umbrüchen gehören zugleich auch immense Produktivkraftfortschritte, deren emanzipatorisches Potential nicht zuletzt von Autoren wie Dietmar Dath herausgestellt wird, während ihnen zugleich – etwa durch eine immer engmaschigere Möglichkeit zur Überwachung[9] – erhebliche Destruktivkräfte entsprechen. Wo einige Autoren und Autorinnen, wie Marlene Streeruwitz in ihrem jüngsten (als Nelia Fehn geschriebenen) Roman, sich den jüngsten ökonomischen Krisenprozessen und ihren Auswirkungen in Europa direkt zuwenden (Streeruwitz 2014), erzählen andere – wie Jan Brand – die Sozialisationsgeschichte der in den siebziger Jahren Geborenen als eine Abfolge prekärer Ausbruchsversuche im Horizont allgemeiner Reaktion und entpolitisierter Abwesenheit von alternativen Gesellschaftsvorstellungen, als Gefangenschaft in der Seifenblase eines dörflichen post-histoire

---

5 Vgl. den Beitrag von Lothar Peter in diesem Heft

6 Vgl. den Beitrag von Carolin Amlinger in diesem Heft

7 Zu Geschichte und Gegenwart des Werkkreises vgl. den Beitrag von Artur Rümmler in diesem Heft

8 Zum Beispiel Enno Stahl; vgl. den Beitrag von Ingar Solty in diesem Heft

9 Vgl. hierzu den Beitrag von Werner Jung in diesem Heft

nach dem vermeintlichen „Ende der großen Erzählungen" (Brand 2011). Insbesondere ein Roman sticht im Kontext dessen, was auch im engen Sinn als Krisenliteratur bezeichnet werden kann, besonders hervor. Rainald Goetz erzählt in seinem satirisch-grotesken „Abriss der Gesellschaft" den Fall des Managers Johan Holtrop, dessen Lebensweg sich rasch als dem des kürzlich verurteilten Thomas Middelhoff nachempfunden erschließt. (Goetz 2012) Gewissermaßen aus der Königsperspektive schildert Goetz die Absurditäten in einer (finanzmarkt)kapitalistischen Welt, deren Pointe darin besteht, dass es keine Könige gibt, sondern nur Charaktermasken, die sich als Könige fühlen. Intrigen, die es in diesem Roman in Massen gibt, Eitelkeiten und Gaukeleien tanzen munter durcheinander. Sie montieren das Bild einer sinn- und geistfreien Bourgeoisie, die sich als weder zum Selbstbewusstsein noch zur Tragödie mehr fähig erweist, wie sie Thomas Mann einst in den Buddenbrooks als Niedergang des klassischen Bürgertums inszenierte. Die Krise, die hier in den Innenansichten des Protagonisten und beinahe aller Nebenfiguren festgestellt (oder herbeigeführt) wird, ist dabei stets als getreues Spiegelbild jener Gesellschaft kenntlich, deren neoliberale Agenda den „Abriss" des Sozialen überhaupt betreiben wollte. Sicher zeigt Goetz explizit ebenso wenig einen Ausweg auf wie Houellebecq. Die tiefe Ironie des Romans, die den Leser ermuntert, lachend den Kopf zu schütteln, ist jedoch so unzweideutig dekuvrierend, dass hier kein Zweifel darüber aufkommen kann, dass seine politische Haltung eine progressive ist.

(Re)Politisierung der Kunst?

Als Walter Benjamin in der Krisenperiode, die Eric Hobsbawm einmal das „Katastrophenzeitalter" genannt hat, die Alternative von Ästhetisierung der Politik und Politisierung der Kunst formulierte und forderte, die Krise in allen Bereichen der Ideologie festzustellen oder herbeizuführen, waren die gesellschaftlichen Bedingungen andere als heute. Seinerzeit adressierte der Terminus Kommunismus, den Benjamin aufrief, einen klar bestimmbaren Klassenakteur ebenso wie eine konkrete politische Perspektive. Gerade in der Prekarität solcher Perspektiven liegt das zentrale Moment der gegenwärtigen Unübersichtlichkeit. Die Krise herbeizuführen und in ihrem Sinne zu entscheiden gelingt jenen Kräften, die an der Erhaltung und Erneuerung des Bestehenden interessiert sind, derzeit fraglos besser als denen, die es in emanzipatorischer Absicht verändern wollen. Es wäre daher absurd, Autoren wie Goetz vorzuwerfen, dass ihre Kapitalismuskritik keine Akteure zeichnet, die über das Bestehende hinausweisen. Literatur kann nicht erfinden oder klären, was in der Realität bestenfalls schemenhaft und punktuell existiert. Doch ihr beißender Spott, ihre genaue Beobachtung jener Mechanismen, die verhindern, dass die Krise zum Entscheidungsmoment zwischen bestehender Herrschaft und ihrer Überwindung wird, ihr unermüdliches Aufspüren von Konfliktkonstellationen, in denen das Befreiende dennoch zumindest schlaglichtartig aufblitzt, können gleichermaßen einen Beitrag leisten, die gesellschaftliche Wirklichkeit besser zu verstehen, wie sie Mut machen können, als Erben des Sisyfos im Sinne Erasmus Schöfers (2001ff.) ob der Übermacht des Kapitals nicht zu verzweifeln.

Literatur

Benjamin, Walter (1991): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Dritte Fassung. In: Ders.: Gesammelte Schriften Bd. I.2. Frankfurt/M., S. 471-508

Brand, Jan (2011): Gegen die Welt. Roman, Köln.

Brand, Ulrich (2009): Die Multiple Krise – Dynamik und Zusammenhang der Krisendimensionen, Anforderungen an politische Institutionen und Chancen progressiver Politik, Berlin (http://www.boell.de/de/content/die-multiple-krise)

Claas, Herbert (1977): Die politische Ästhetik Bertolt Brechts vom Baal zum Caesar, Frankfurt/Main

Demirović, Alex u.a. (2011): VielfachKrise im finanzdominierten Kapitalismus, Hamburg.

Feuchtwanger, Lion (1984): Vom Sinn und Unsinn des historischen Romans; in: ders.: Ein Buch nur für meine Freunde, Frankfurt/Main, S. 494-501

Fülberth, Georg (2014/15): Explorationen – Politische Publizistik aus drei Jahrzehnten, Köln.

Goetz, Rainald (2012): Johann Holtrop – Abriss der Gesellschaft. Roman, Berlin.

Habermas, Jürgen (2001): Zeit der Übergänge, Frankfurt/Main.

Habermas, Jürgen (1985): Die neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt/Main.

Hacks, Peter (1996): Die Maßgaben der Kunst, Hamburg.

Houellebecq, Michel (2001): Ausweitung der Kampfzone. Roman, Reinbek

Houellebecq, Michel (2014): Unterwerfung. Roman, Köln

Koselleck, Reinhart (1973): Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt, Frankfurt/Main.

Metscher, Thomas (2014): „So sei verflucht der Krieg". Politische Dichtung – Überlegungen zu einem strittigen Begriff; in: Marxistische Blätter 3/14, S. 122-131

Metzler Philosophie Lexikon (1996), Stuttgart.

Piper, Nikolaus (2014): Hurra, die Welt geht unter – Leser in die Angstfalle treiben: Warum es so viele Crash-Bücher gibt und was man aus ihnen lernen kann; in: Süddeutsche Zeitung am 14.11.2014, S. 14

Rosenkanz, Karl (2007): Ästhetik des Häßlichen, Stuttgart.

Salomon, David (2013): Repolitisierung der Kunst, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung 96, Dezember, S. 71-77

Salomon, David/Weiß, Edgar (2014): Krisen und Krisendiskurse. Editorial zu dies. (Red.): Krisendiskurse, *Jahrbuch für Pädagogik*, Frankfurt/Main u.a., S. 9-16

Schöfer, Erasmus (2001ff.): Die Kinder des Sisyfos. Romantetralogie, Berlin.

Streeruwitz, Marlene (2014): Die Reise einer jungen Anarchistin in Griechenland. Roman, Frankfurt/Main.

Wagner, Thomas (2010): Die Einmischer – Wie sich Schriftsteller heute engagieren, Hamburg.

Wizisla, Erdmut (2004): Benjamin und Brecht – Die Geschichte einer Freundschaft, Frankfurt/Main.

Carolin Amlinger

Von der Schreibkrise zur Krise des Schreibens

Zum Strukturwandel schriftstellerischer Arbeit

Das Licht dringt nur schwer durch die verschmutzte und gesprungene Fensterscheibe. Der Ofen ist kalt, einzig eine zerfranste und mottenzerfressene Wolldecke spendet Wärme. Es tropft durch das undichte Dach, ein ausgemusterter löchriger Regenschirm hält das Schlimmste ab. Unter ihm, in zerschundener, geflickschusterter Jacke, der Bewohner der elenden Kammer. Umringt von Büchern vollbringt er mit stoischem Eifer das, was er nicht lassen kann: er dichtet. Das war 1839. Der Schriftsteller ist, so könnte man meinen, seit jeher krisenerprobt. Mehr noch. Der Mythos des ‚armen Poeten', wie er von Carl Spitzweg dargestellt wurde, suggeriert, sein ganzes Sein, seine poetische Existenz sei krisenhaft: Der Schriftsteller ringt einer existentiellen Grenzerfahrung gleichkommend um sein Werk. Er ist einsam. Er ist arm. Und trotzdem vollbringt er Geniales. Wirklich?

Im Folgenden wird ein soziologischer Blick hinter jenen Mythos des ‚armen Poeten' gewagt. Dabei geht es weniger um die Frage, in welchen sozioökonomischen Konstellationen Schriftsteller ‚große Literatur' – wie man dies auch immer definieren mag – zu erschaffen imstande sind, sondern vielmehr darum, wie schriftstellerische Arbeit in einem kapitalistischen Literaturmarkt produziert wird. In einem ersten Schritt wird der Versuch unternommen, den Warencharakter schriftstellerischer Arbeit zu bestimmen, um danach zu fragen, welche strukturellen Verschiebungen im literarischen Feld eine gegenwärtig zu beobachtende Krise des Schreibens begünstigen. Abschließend sollen die Auswirkungen auf die schriftstellerische Arbeit in den Blick genommen werden.[1]

Der Autor als Produzent -Schriftstellerische Arbeit als Ware

Die Arbeit des Schriftstellers ist mit dem Phantasma unbedingter künstlerischer Freiheit verbunden.[2] Doch diese Freiheit birgt real auch Risiken. So schöpferisch und frei der Arbeitsprozess auch scheint, ob die schriftstellerische Leistung schließlich erfolgreich sein wird, entscheidet sich erst mit dem Endprodukt, dem literarischen Werk. Die Qual der richtigen Formulierung, tagelange Schreibblockaden oder nächtliche Schreibmanien im Akkord – der Aufwand, der sich hinter dem Gebrauchswert Buch verbirgt, ist im fertigen Produkt nicht nur unsichtbar, sondern auch nicht von Relevanz. Jedes neue

---

1 Die folgenden Erkenntnisse beruhen auf bislang 23 qualitativen Interviews mit Schriftstellern und Feldexperten.

2 Helmuth Kreuzer, Die Boheme. Analyse und Dokumentation der intellektuellen Subkultur vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Stuttgart 1971.

Werk, das ein Schriftsteller verfasst, ist damit tendenziell auch ein Unsicherheitsdilemma[3], wie man mit Niklas Luhmann sagen könnte: Man schreibt in eine ungewisse Zukunft hinein, denn ob man eine honorable literarische Leistung erarbeitet, entscheidet sich erst am Ende des Arbeitsprozesses – auf dem Literaturmarkt. In dieser Hinsicht bewegt sich schriftstellerische Arbeit in einer konstitutiven „Ökonomie der Unsicherheit", in welcher der Autor ein Autorpreneur ist, der mit jeder literarischen Veröffentlichung ähnlich wie ein Unternehmer ein riskantes Geschäft eingeht.[4]

Literarische Arbeit ist eine besondere Ware. Um ihren Charakter verstehen zu können, bedarf es darum einer Differenzierung: Der Schriftsteller bestreitet als freier Autor seinen Lebensunterhalt nicht vom Verkauf seiner Arbeitskraft, sondern vom Verkauf seines Endproduktes. Er ist ein *abhängiger Produzent*, „der das Publikationsrecht seines ‚Geisteseigentums' auf dem Buchmarkt gegen Honorar"[5] anbietet. Das produzierte und zum Verkauf angebotene Werk ist wiederum besonderer Art: Es wird nicht, wie materielle Güter, vollständig an einen anderen Eigentümer übertragen; qua seiner Eigenschaft, immateriell zu sein, werden bloß Nutzungsrechte verkauft.[6] Denn das immaterielle Gut Literatur kann zwar konsumiert, und ja, auch verzehrt werden, aber es ist nicht aufbrauchbar, es kann unendlich reproduziert werden. Der Wert der Ware kann nur realisiert werden, wenn der literarische Produzent potentielle Nachfrager vom Gebrauch seiner Ware ausschließt.[7] Seine Arbeit kann der Schriftsteller also nur verwerten, wenn er die wirtschaftliche Verfügungsgewalt über sein Werk erhält, d.h. sein geistiges Eigentum reklamieren kann. „Autorschaft" wird auf einem kapitalistischen Literaturmarkt zwangsläufig „Werkherrschaft", wie Heinrich Bosse es prägnant formuliert.[8] Der Mythos des genialen Schöpfers, der dem Schriftsteller bis heute anhaftet, geht folglich mit eben dieser Notwendigkeit einher: dem geistigen Produkt einen eindeutigen Urheber zuordnen zu können, um es als Ware tauschen zu können. Das Urheberrecht ist - im Grunde analog zum Arbeitsrecht – im doppelten Sinne Ausdruck der Kommodifizierung literarischer Arbeit: Zum einen ist es die rechtliche Manifestation der Warenform für literarische Produkte, zum anderen

---

3 Niklas Luhmann, Soziologie des Risikos, Berlin u.a. 1991.

4 Den Begriff ‚Autorpreneur' schulde ich den fruchtbaren Diskussionen mit Ulrich Brinkmann. Der Intrapreneur ist dadurch gekennzeichnet, dass er sich selbst nach den Maßstäben des Unternehmers (Entrepreneur) beurteilt. Zur neuen „Ökonomie der Unsicherheit" vgl. auch Rückkehr der Leistungsfrage. Leistung in Arbeit, Unternehmen und Gesellschaft. Hg. v. Kai Dröge, Kira Marrs, Wolfgang Menz, Berlin 2008, S. 10.

5 Georg Jäger, Autor, in: Literaturlexikon. Hg. v. Walther Killy. Bd. 13, Gütersloh/München 1992, S. 66f.

6 Vgl. Hofmann, Jeanette: ‚Weisheit, Wahrheit und Witz'. Über die Personalisierung eines Allgemeinguts. In: PROKLA 126 (2002), S. 126-148.

7 Zur Entstehung des geistigen Eigentums vgl. Sabine Nuss, Copyright & Copyriot. Aneignungskonflikte um geistiges Eigentum im informationellen Kapitalismus, Münster 2006, S. 178.

8 Heinrich Bosse, Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit, Paderborn 2014.

schützt es die Ware Literatur (und somit auch die schriftstellerische Arbeit) vor dem ungezügelten Zugriff des Literaturmarktes.

Laut Urheberrecht hat allein der Autor das Recht, sein geistiges Produkt, das Manuskript, zu vervielfältigen und zu verbreiten. Trotz der wachsenden Zahl der Selfpublisher[9], die genau von diesem Recht Gebrauch machen, ist der Schriftsteller in der Regel ein abhängiger Produzent, der einen Intermediär, den Verleger, beauftragen muss, diese Aufgabe zu übernehmen.[10] Der Verleger erwirbt durch einen Verlagsvertrag das Vervielfältigungs- und Verbreitungsrecht an dem literarischen Werk. Qua Vertragsfreiheit unterliegen weder der Verlagsvertrag noch das darin ausgehandelte Autorenhonorar einer Regulierung. Als Resultat jahrzehntelanger Arbeitskämpfe existiert seit 2005 lediglich eine vom Verband deutscher Schriftsteller (VS) ausgehandelte „Gemeinsame Vergütungsregel für Autoren belletristischer Werke in deutscher Sprache“[11] und der 2014 neu ausgehandelte Normvertrag[12], die eine Autorenbeteiligung in Höhe von 10 Prozent am Nettoladenverkaufspreis vorsehen. Dieses Autorenhonorar kann aber in „außergewöhnlichen Ausnahmefällen“ unterschritten werden.[13] Autor und Verleger sind also sehr ungleiche Vertragspartner: Der Schriftsteller ist ein abhängiger Warenproduzent, der mit seinen eigenen Arbeitsmitteln zwar autonom produziert, also im Vergleich zum angestellten Lohnarbeiter von den Produktionsmittel nicht gänzlich getrennt ist, er befindet sich aber trotz alledem in Abhängigkeit vom Verleger.[14] Der Profit des Verlegers bemisst sich darin, dass dem Autor zum einen nur ein geringer Prozentsatz am Preis der Ware zugestanden wird, der meist über einen vorab ausgehandelten Vorschuss ausgezahlt wird, und der Autor damit zum anderen zudem *Teilhaber am Realisationsrisiko* wird. Der Arbeitslohn des Schriftstellers bemisst sich also anhand der Anzahl der verkauften Exemplare und nicht

---

9 Der Selfpublisher verlegt sein Werk selbst, d.h. er muss die Kosten für die Veröffentlichung und Verbreitung seines literarischen Werkes selbst vorlegen. In diesem Fall kann der Autor zwar den Gewinn einbehalten, trägt aber auch das volle Risiko durch etwaiges Marktscheitern. Selbstverlage (im E-Book-Bereich ist die Plattform „Kindle Direct Publishing“ sicherlich am bekanntesten) sind in den letzten Jahren rasant gewachsen, da einerseits ein Überangebot an Schriftstellern existiert und andererseits das volle (Kosten-)Risiko an den Autor externalisiert werden kann.

10 Hans-Helmut Röhring, Wie ein Buch entsteht. Einführung in den modernen Buchverlag. Darmstadt 2011, S. 57f.

11 Börsenverein des deutschen Buchhandels: Vergütungsregeln für belletristische Autoren: http://www.boersenverein.de/sixcms/media.php/976/Verg%FCtungsregeln%20f%FCr%20belletristische%20Autoren.pdf (Stand: Januar 2015)

12 Verband deutscher Schriftsteller (VS): Normvertrag: https://vs.verdi.de/++file.../download/must_Verlagsvertrag.pdf (Stand: Januar 2015)

13 Das Honorar kann auf verschiedene Weise ausgezahlt werden, von einem einmaligen Vorschuss, über einem Vorschuss, der in drei Teilen ausgezahlt wird, bis hin zu einem Staffelhonorar, das ab einer bestimmten Auflage auch eine prozentual höhere Beteiligung am Verkaufspreis vorsieht.

14 Das Arbeitsverhältnis zwischen Verleger und Autor hat durchaus Parallelen zum Verlagswesen im Frühkapitalismus, vgl. Karl Marx, Das Kapital. Band 3, in: Karl Marx/ Friedrich Engels, Werke, Band 25, Berlin 1964, S. 347-49.

nach der für die Herstellung der Ware notwendigen Arbeitszeit. Wie und in welchem Zeitraum die Ware Literatur zustande gekommen ist, ist, wie anfangs schon erwähnt, hierfür nicht von Relevanz. Auch wenn der Verleger keinen Einfluss auf den Produktionsprozess der Ware hat, leistet der Schriftsteller in den meisten Fällen unbezahlte Arbeit, sodass der ausgezahlte Vorschuss kaum die Reproduktion schriftstellerischer Arbeit gewährleisten kann.[15]

Schriftstellerischer Arbeit haftet zusammengefasst also die Besonderheit an, dass sie nicht nach der aufgewendeten Arbeitszeit bewertet wird, so auch Karl Marx: „Das Produkt der geistigen Arbeit [...] steht immer tief unter ihrem Wert. Weil die Arbeitszeit, die nötig ist, um sie zu reproduzieren, in gar keinem Verhältnis steht zu der Arbeitszeit, die zu ihrer Originalproduktion erforderlich ist."[16] Der Schriftsteller Dietmar Dath sieht darin die Notwendigkeit begründet, „zur Verbesserung der Verkehrsformen" eine „Auseinandersetzung um die Entlohnung von Tätigkeiten, nicht um den Preis von Objekten" zu führen.[17] So richtig sie ist, läuft diese Forderung allerdings unter der gegebenen kapitalistischen Produktion von Literatur Gefahr, die autonome Produktion des Schriftstellers aufzugeben, die bloß formell unter das Kapital subsumiert wird und sich einer vollständigen Unterordnung unter Marktgesetze entzieht.[18]

Abarbeiten am Markt – Der Strukturwandel des Literaturmarktes

Allgegenwärtig ist die Klage von der Krise des Schreibens. Der Markt bedrohe die Literatur, so der Usus der Akteure im literarischen Feld. Dies war schon mit der Entstehung des freien Autors auf dem kapitalistischen Litera-

---

[15] Die Höhe des ausgezahlten Vorschusses hängt stark von der Handlungsmacht der Akteure ab: Besitzt der Autor eine hohe Reputation im literarischen Feld (durch ästhetische oder ökonomische Anerkennung), kann sich das Verhältnis durchaus umkehren; in diesem Fall zahlt der Verleger, da er hohe Verkaufszahlen erwartet, extrem hohe Vorschüsse.

[16] Karl Marx, Theorien über den Mehrwert. Erster Teil. In: Marx/Engels, Werke. Band 26.1, Berlin 1964, S. 329. Ob der Wert der Ware Literatur nun tatsächlich nach der aufgewendeten Arbeitszeit bemessen werden kann, kann an dieser Stelle nicht dargelegt werden. Fest steht, dass er de facto im literarischen Feld gesellschaftlich konstruiert wird, es fließen externe Faktoren, wie bspw. die Reputation des Autors, aber auch der zugeschriebene ‚ästhetische Wert' der Ware in die konkrete Preisgestaltung, d.h. die Höhe des gezahlten Honorars, mit ein. Dies hat Pierre Bourdieu anschaulich für die französische Literatur des 19. Jahrhunderts analysiert, vgl. Pierre Bourdieu, Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt a. M. 2001.

[17] Dietmar Dath, Dichtung gegen Dumpinglohn – Von der Ökonomie des Schreibens, in: Bücherdämmerung. Über die Zukunft der Buchkultur. Hgg. v. Detlef Bluhm. Darmstadt 2014, S. 29f.

[18] Walter Benjamin fordert in *Der Autor als Produzent* aus der konstitutiven Autonomie schriftstellerischer Produktion, Autoren müssten den Produktionsapparat nicht bloß beliefern, sondern diesen auch verändern: „Seine [die des Autors, Anm. C.A.] Arbeit wird niemals nur die Arbeit an Produkten, sondern stets zugleich die an den Mitteln der Produktion sein." Walter Benjamin, Der Autor als Produzent, in: ders., Gesammelte Schriften, Band II 2, Frankfurt/Main 1991, S. 696.

turmarkt im 19. Jahrhundert so und dies, glaubt man den Prognosen der Akteure, verschärft sich auf dem gegenwärtigen Buchmarkt. Das mag der Besonderheit von Kunst geschuldet sein, dass sie „zugleich ein Produkt wie ein Jenseits" des Kapitalismus ist, wie Markus Metz und Georg Seeßlen diagnostizieren.[19] In der Kunst und in unserem Falle in der Literatur scheint das Andere des Marktes aufgehoben zu sein, sie ist ihrem Ideal nach Selbstzweck. Gleichzeitig wird genau dieses Versprechen der Kunst wiederum kapitalisiert. Doch im Zuge des Strukturwandels des Buchmarktes, der in den 1980er Jahren in Gang gesetzt wurde, scheint genau diese Funktion der Kunst im Kapitalismus bedroht: die selbstzweckhafte Kunst droht vollständig Mittel zum Zweck der Kapitalakkumulation zu werden.

Auf dem gegenwärtigen Buchmarkt gilt zunehmend das *Bestseller-Prinzip*: ‚Gute Literatur' ist diejenige, die sich gut verkauft. In der verlegerischen Programmgestaltung der 1950er bis in die 1980er Jahre versuchte man, wirtschaftliche Interessen mit kulturellen Ambitionen zu vereinen: durch eine umfassende Mischkalkulation konnte man die sachliche, ästhetische Qualität eines Buches stärker von dem ökonomischen Ergebnis, d.h. dem Markterfolg, entkoppeln.[20] So wurde versucht, niedrige Gewinne oder gar Verluste anspruchsvoller und oft wenig verkäuflicher Literatur mit hohen Gewinnen aus Bestsellern auszugleichen - durch die Buchpreisbindung war dies auch realisierbar. Das Nebeneinander von Kulturware und schützenswertem Kulturgut wird mit der Konzentration des Buchmarktes und dem Aufkommen der Konzernverlage seit den 1980er Jahren durch eine gestiegene Renditeerwartung in den Verlagshäusern partiell aufgehoben.[21] Damit wird auch die enge Verbindung zwischen Verleger und Autor, die den Autor zwar paternalistisch, aber langfristig an den Verlag band, disponibel.[22] Gerade diese bot dem Autor aufgrund der Absicherung zukünftiger Projekte eine relative Sicherheit. Der Verlagsvertrag wird so, ähnlich wie ein Werkvertrag, ein Instrument der verlegerischen Kostensenkung und Risikoexternalisierung: kann so nicht nur die Honorierung von Verlagsseite immer wieder neu verhandelt, sondern auch die Zusammenarbeit mit dem Autor bei Marktversagen jederzeit aufgekündigt werden. Der Autor ist also gegenwärtig nicht nur Teilhaber am Realisationsrisiko durch eine Honorierung, die sich an der Anzahl der verkauften Exemplare orientiert, sondern er trägt verstärkt auch das in die Zukunft projizierte Marktrisiko. So berichten einige langjährig im Li-

---

[19] Markus Metz/Georg Seeßlen, Geld frisst Kunst – Kunst frisst Geld. Ein Pamphlet, Berlin 2014, S. 41.

[20] Vgl. Wolfram Göbel, Warum verändern Verlage ihre Profile? In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 25 (2000), S. 168-182.

[21] André Schiffrin, Verlage ohne Verleger. Über die Zukunft der Bücher, Berlin 2000.

[22] Das Prinzip Unseld war als Gegenentwurf zur disponiblen Marktorientierung ebenso legendär wie mythisch aufgeladen: Im literaturbetrieblichen Diskurs steht der Verleger Siegfried Unseld emblematisch für einen Feudalherrn, der zwar ein *beneficium*, eine vorgeschossene materielle verlegerische Wohltat für den Autor leistet, jedoch als Gegenleistung vom Autor nicht nur Fron, sondern auch unbedingte, lebenslange Treue für die Verlagsautorität erwartet.

teraturbetrieb etablierte Autoren, dass sich ihre feste Bindung an einen Verlag in den letzten zwei Jahrzehnten Stück für Stück, Buch für Buch, aufgelöst habe – meist, wenn sich ihre Titel nicht so gut verkauften, wie die neuen Titel erfolgversprechender Jungautoren.

Zudem wird die Honorierung der schriftstellerischen Leistung im Autorenvertrag unmittelbarer auf Marktresultate rückbezogen, es kommt zu einer wachsenden Einkommenshierarchie: Das Honorar erfolgreicher Autoren steigt, das der übrigen sinkt im Vergleich dazu aber immens. Bis auf Bestseller-Autoren geben fast alle Autoren im Gespräch an, dass ihr Honorar in den letzten zwei Jahrzehnten gesunken ist. Nicht ohne Grund nimmt parallel die Bedeutung literarischer Agenturen zu, die Verträge, Vorschüsse und Programmpositionierung für den Autor mit dem Verlag verhandeln. Damit sind Agenturen Ausdruck der Marktorientierung im Literaturbetrieb: Für die als Bestseller vermarkteten Titel zahlt der Verlag hohe Vorschüsse, die auch wieder eingespielt werden müssen.[23]

Durch die Marktzentrierung im Literaturbetrieb wird auch für Schriftsteller der Konkurrenzkampf härter.[24] Autoren müssen auf einem beschleunigten Markt, der in immer kürzerer Zeit immer mehr Bücher (und damit auch Autoren) produziert, einer Steigerungslogik standhalten. Ein Buch, das binnen sechs Wochen nicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte, kann trotz Buchpreisbindung als „preisreduziertes Mängelexemplar" in Modernen Antiquariaten ‚verramscht' werden. Der Literaturmarkt sucht in diesem Dschungel der Neuerscheinungen durch Rankings der meistverkauften Titel die Aufmerksamkeit der Leser zu generieren – am bekanntesten ist sicherlich die Spiegel-Bestsellerliste; damit werden die Autoren jedoch gleichzeitig auch nach Markterfolg selektiert. An der Spitze der literarischen Rangordnung der Bestsellerlisten stehen nicht selten Autoren, die bereits als Bestseller-Autoren reüssiert haben. Die Erfolgskonzentration auf einige wenige Autoren beruht weniger auf dem ästhetischen Wert ihrer Werke, sondern auf vorangegangenen Erfolgen. Selbstreferentiell begründet sich Bekanntheit durch Bekanntheit.

Entgegen der Marktzentrierung kommt es im literarischen Feld zu einer sich auch institutionell verfestigenden Gegenbewegung, die statt der Marktgängigkeit den literaturgesellschaftlich konstruierten ästhetischen Wert zum Maßstab der Bewertung heranzieht. Preise und Stipendien setzen sich zur Aufgabe, schriftstellerische Werke jenseits ökonomischer Verwertungskriterien zu bewerten. Oftmals fungieren sie dabei als ständische Schließungsmechanismen, die Autoren in ein hierarchisiertes Ranggefüge positionieren. Damit wird das Leistungsprinzips des Marktes, das auf Markterfolg beruht, umgekehrt: Ein Bestseller steht im literarischen Feld der ästhetischen Anerkennung nicht sel-

---

[23] Agenten verhandeln bspw. auch einen „Bestsellerparagraphen", der „Sonderzahlungen oder Staffelungen der prozentualen Beteiligungen regelt, wenn ein Titel auf der Bestsellerliste auftaucht". Rainer Schmitz, Mythos Bestseller. Das Geschäft mit dem Erfolg, in: Kodex 2 (2012). Bestseller und Bestsellerforschung, S. 1-21, hier: S. 12.

[24] Zu Prozessen der Marktzentrierung vgl. Ulrich Brinkmann, Die unsichtbare Faust des Marktes. Betriebliche Kontrolle und Koordination im Finanzmarktkapitalismus, Berlin 2011.

ten unter Verdacht, ästhetisch ohne Wert zu sein. So kommt es auch zu einer Verkehrung der Klassifikation von schriftstellerischer Leistung. Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von einer „verkehrten Ökonomie“[25]: Gerade ökonomische Verluste, das Marktscheitern also, steigern das Renommee eines Schriftstellers. Wenn auch das Preisgeld nicht selten eine lukrative Einkommensquelle darstellt, so ist es vor allen Dingen das symbolische Kapital, das der einzelne Autor akkumulieren kann: die Chance auf Prestigezuwachs. Damit wird die Auszeichnungspraxis zu einem „Kampf um Anerkennung“.[26] Es geht nicht selten darum, sich im literarischen Feld möglichst exponiert positionieren zu können. So berichtet ein Autor, dass der Schriftsteller ebenso sehr Darsteller sei, der seinen künstlerischen Habitus auf dem knappen Markt der Aufmerksamkeit als Marke inszeniere.

Dass das symbolische Kapital der feldimmanenten Anerkennung durch einen Literaturpreis, der gerade den ästhetischen Wert und damit auch das ‚Marktunbequeme' auszeichnet, wiederum in ökonomisches Kapital übersetzt wird, zeigt die Janusköpfigkeit jener „verkehrten Ökonomie“ auf: Die Preisträger der großen deutschsprachigen Literaturauszeichnungen, bspw. des Deutschen Buchpreises oder des Georg-Büchner-Preises, dürfen sich neben einer erhöhten Aufmerksamkeit auch über eine rasante Steigerung der Verkaufszahlen und nicht selten auch einen Platz auf einer Bestsellerliste freuen. Die in der Auszeichnungspraxis forcierte Gegenbewegung zum Leistungskriterium des reinen Markterfolges schlägt also letztlich wieder um in Markterfolg.

Zwischen Bestseller und *writing-poor* – Die Polarisierung schriftstellerischer Arbeit

Das monatliche Durchschnittseinkommen eines freien Autors beträgt laut Künstlersozialkasse ca. 1800 Euro brutto.[27] Es ist also augenscheinlich, dass der Beruf des Schriftstellers eine „prekäre Profession“[28] ist: nicht nur das Einkommen ist gering, als Solo-Selbstständige verfügen sie kaum über sozialen und rechtlichen Schutz, ihre Arbeit wird nicht verbindlich geregelt und die Planung künftiger Buchprojekte ist, wie schon ausgeführt, unsicher.

Die zunehmende Marktzentrierung des Literaturbetriebs führt nun auch zu einer gesteigerten Polarisierung im sozialen Ranggefüge der Schriftsteller. Auf der einen Seite bilden sich selbstreferentielle, geschlossene Schriftstellernetzwerke, die über den Besitz von symbolischem Kapital eine relativ gesicherte (Macht-)Position im literarischen Feld besetzen und – ähnlich wie bei der

---

[25] Pierre Bourdieu, Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt a. M. 2001, S. 134.

[26] Axel Honneth, Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt a. M. 2012.

[27] Künstlersozialkasse: Durchschnittseinkommen Versicherte. Vgl. http://www.kuenstlersozialkasse.de/wDeutsch/ksk_in_zahlen/statistik/durchschnittseinkommenversicherte.php (Stand: Januar 2015).

[28] Walther Müller-Jentsch, Die Kunst in der Gesellschaft, Wiesbaden 2012, S. 85.

Produktion von Bestsellern – von dem Matthäus-Prinzip literarischer Auszeichnungspraxis profitieren: wer einen Preis erhalten hat, dem wird ein weiterer gegeben. Um in dieser Konkurrenzsituation bestehen zu können, versuchen einige Autoren, sich auf die Professionalisierung ihrer Arbeit, die hauptberufliche Schriftstellerkarriere, zu fokussieren. Studiengänge zum Kreativen oder Literarischen Schreiben in Hildesheim und Leipzig statten Autoren nicht nur mit Qualifikationszertifikaten aus, sondern ebenfalls mit dem symbolischen Kapital der richtigen Bekanntschaft.

Auf der anderen Seite wird für diejenigen Schriftsteller, die mit geringem symbolischen Kapital ausgestattet sind, der ökonomische Druck des Literaturmarktes zu einem entscheidenden Prekaritätsfaktor: für sie wird es immer schwieriger, sich und ihre Arbeit zu reproduzieren. Einige Autoren berichten, dass sie unter einem ‚doppelten Ausschluss' leiden: Auf der einen Seite ist ihr literarisches Werk zu marktunbequem, um in der verlegerischen Programmgestaltung als künftiger Bestseller verhandelt zu werden, auf der anderen Seite sind sie zu wenig vernetzt, um in dem an ästhetischer Leistung orientierten Milieu des literarischen Feldes mit Preisen oder Stipendien reüssieren zu können. Das Gros der Autoren versucht darum, ihre schriftstellerische Existenz über die Deprofessionalisierung der schriftstellerischen Tätigkeit zu bestreiten. Man schreibt im oder mit Nebenberuf. Meist berichten Autoren über Tätigkeiten wie die Leitung von Schreibwerkstätten oder Auftragsarbeiten im Journalismus, die zwar berufsnah, aber ebenso prekär sind. Neben der kleinen Spitze von Autoren, die als Bestseller auf dem ökonomischen Markt oder als renommierte Preisträger in der symbolischen Anerkennung erfolgreich sind, existiert ein Gros der *writing-poor*, die sich damit abfinden, fortwährend zwischen mehreren (Buch)Projekten zu changieren, aber ohne Absicherung und Planungssicherheit sind.

Von dem „Ende der Bescheidenheit", das Heinrich Böll auf dem ersten Schriftstellerkongresses des VS im Jahr 1970 forderte, scheinen die meisten Schriftsteller angesichts der gegenwärtigen Polarisierung schriftstellerischer Arbeit weit entfernt.[29] Jene *writing-poor* müssen sich in einem marktgängigen und schnelllebigem literarischen Betrieb bewähren, der angesichts einer immer größer werdenden literarischen Reservearmee, die auf einen Verlagsvertrag hofft, nicht nur die Konkurrenz der isoliert produzierenden Autoren, sondern auch eine veränderte Anspruchshaltung an die Entlohnung der eigenen Arbeit befördert. Entscheidend ist einzig, *dass* man überhaupt einen Verlagsvertrag abschließen kann, nicht *wie* dieser honoriert wird. Der Strukturwandel des Literaturmarktes zeitigt somit eine Krise des Schreibens, in der jede Schreibkrise die berufliche Existenz des Schriftstellers gefährden kann.

[29] Vgl. Frank Benseler,/Hannelore May,/Hannes Schwenger, Literaturproduzenten! Berlin 1970.

Sven Gringmuth

Das trunkene Schiff

Über die ästhetische Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen, oder: Gegen den Neo-Biedermeier, für den Realismus!

Intervention

Zu Beginn des letzten Jahres brach im Feuilleton, nicht zum ersten und gewiss nicht zum letzten Mal, eine Debatte um die Verfasstheit deutscher Gegenwartsliteratur aus. Ende Januar hatte Florian Kessler das brav-konformistische Treiben der jungen Arztkinder im deutschen Literaturbetrieb für die „Zeit" unter die Lupe genommen und nach den Ursachen dieser „Arschkriech- und Winsel-Literatur" (Rolf Dieter Brinkmann) geforscht.[1] Quintessenz seiner Überlegungen: Es mangelt den schreibenden (meist) Bürger- und Großbürger-Söhnen und -Töchtern an allem, was ihre Literatur vielleicht spannend, aktuell oder gesellschaftlich wirksam machen könnte: Lebenserfahrung, Mut zum Risiko, kritischer Blick auf soziale Praxis, subversive politische Einstellungen. Meilenweit von den drängenden Problemen der Gegenwart entfernt, warten die AbsolventInnen der Schreibschulen von Leipzig, Hildesheim etc. auf honorige Ehren – und ein in Deutschland quasi mumifizierter Kunst- und Kulturbetrieb honoriert die gepflegte Langeweile denn auch turnusmäßig, vergibt brav Preise und Stipendien an die Autoren. Wohin diese Selbsthilfe-Literatur (die im Prinzip immer ähnlich funktioniert: Hilfe, meine Freundin/mein Freund ist weg, mir geht es schlecht // Hilfe, ich werde erwachsen, warum kann ich nicht ewig Kind bleiben // Hilfe, ich habe Angst vor allem und vertreibe sie mit sexualisierten Selbsterforschungen // Hilfe, früher war alles besser und einfacher, wann wird es wieder so?) noch führen mag, fragt sich Kessler.

Eine Woche später antwortete Christoph Schröder, wiederum in der „Zeit", auf den Beitrag und warf Kessler Unkenntnis und Selbstinszenierung vor.[2] Aus dem routinierten Feuilleton-Schlaf gerissen, reagierte der Rest des deutschen Medienbetriebs hektisch – von „taz" bis „FAZ" zogen Kommentatoren nach. Lesenswert ist da eigentlich nicht viel, die prominentesten Beiträge stammen wohl aus den Federn von Maxim Biller, der die These aufstellt, der Literaturbetrieb in Deutschland leide vor allem darunter, dass Autoren mit Migrationshintergrund nicht wahrgenommen oder abgedrängt werden[3] und von Dietmar Dath, der ihm so energisch wie polemisch widerspricht und den moralischen Zeigefinger abbrechen mag.[4]

---

1 Florian Kessler, Lassen Sie mich durch, ich bin Arztsohn! In: Die Zeit (04/2014).

2 Christoph Schröder, Klingt gut, sagt nix. Macht nix; Unter: Zeit-Online Literatur auf www.zeit.de. Dortselbst veröffentlicht am 23.02.2014.

3 Maxim Biller, Letzte Ausfahrt Uckermark, in: Die Zeit (09/2014).

4 Dietmar Dath, Wenn Weißbrote wie wir erzählen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.02.2014.

Man kann sich die Auseinandersetzung größtenteils sparen – das (!) Schlüsselwerk zur gegenwärtigen Auseinandersetzung heißt „Diskurspogo. Über Literatur und Gesellschaft", stammt von Enno Stahl und ist ungemein lesens- und empfehlenswert, wenn man sich über den Zusammenhang von Finanzmarktkrise, veränderten Arbeitsbedingungen und Gegenwartsliteratur schlau machen mag.[5] Auch Stahls Beiträge zur Debatte für die „taz"[6] verweisen auf den, in „Diskurspogo" ausgiebig behandelten, wichtigen Zusammenhang von neuen Arbeitsorganisationsformen und der expliziten Nicht-Wahrnehmung und -Thematisierung dieser Verschiebungen in der Gegenwartsliteratur. Stahl in der „taz": „(...) die Stromlinienförmigkeit der jungen deutschen Gegenwartsliteratur liegt nicht allein in der Erfolgsorientiertheit ihrer Verfasserinnen und Verfasser begründet. Sie ist Ergebnis ihres schichtenspezifischen Horizonts (...) Literatur wird hierzulande von Menschen produziert, vermarktet und rezipiert, die aus gut situierten Verhältnissen stammen."[7]

Dem ist nichts hinzuzufügen. Dass die Debatte um das, was Literatur/Kunst kann oder soll, freilich schon sehr viel älter ist, ist kaum der Rede wert. Dennoch – an dieser Stelle eine, stellenweise polemische, Erinnerung an zwei Texte, die die derzeitige Auseinandersetzung gewiss bereichern könnten, würde man sich ihrer erinnern.

Know your enemy

Martin Walser schrieb, als er sich noch als Marxist (wenn auch in einem durchaus eingeschränkten Sinne) verstand und in DKP-Kreisen herumtrieb, hier und da für Hans Magnus Enzensbergers „Kursbuch". Dort erschien auch der Essay „Über die Neueste Stimmung im Westen" im Jahre 1970.[8] Volker Braun hielt am 4. Mai 1984 in Mainz, vor der 'Akademie der Wissenschaften und der Literatur', einen Vortrag mit dem Titel „Rimbaud. Ein Psalm der Aktualität". Der Vortrag erschien 1985 im Verlag eben jener Akademie, kurz darauf auch in „Sinn und Form" und wurde als „Rimbaud-Essay" in Ost und West bekannt.[9]

Worin besteht die Gemeinsamkeit dieser Schriften? – könnte man nun fragen. Die Gemeinsamkeit besteht darin, dass sie Kampfschriften sind, Manifest-Charakter haben und sich gegen ein und denselben Feind richten: Den romantischen Antikapitalismus und seine ästhetischen Ausprägungen. Zu jener Zeit im Westen: Leslie

---

5 Enno Stahl, Diskurspogo. Über Literatur und Gesellschaft, Berlin [Verbrecher-Verlag] 2013.

6 Hier findet sich auch die hervorragende Polemik Stahls gegen die Autorin Juli Zeh und ihre Selbstvermarktung als vermeintliche Kämpferin für demokratische Freiheitsrechte und gegen staatliche Überwachung. Enno Stahl, Die Bewahrerin, in: tageszeitung, 10.02.2014.

7 Enno Stahl, Wer schreibt, der bleibt, in: tageszeitung, 23.01.2014.

8 Martin Walser, Über die neueste Stimmung im Westen, in: Hans Magnus Enzensberger, (Hrsg.), Kursbuch 20. Über ästhetische Fragen, Frankfurt am Main 1970, S. 19-42.

9 Hier zitiert nach: Volker Braun, Rimbaud. Ein Psalm der Aktualität, in: Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik (Hrsg.): Sinn und Form. Beiträge zur Literatur (5/85), Berlin 1985, S. 978-998.

A. Fiedler, Peter Handke, Rolf-Dieter Brinkmann und die Hippies. Im Osten: Sascha Anderson, Durs Grünbein und die Existentialisten der Prenzlauer-Berg-Szene.

Draußen ist feindlich

Beiden Texten gemein ist zudem, dass sie (verfolgt man die immer wieder aufbrandende Debatte um den Zustand der deutschen Gegenwartsliteratur) aktueller denn je sind und sich ganz hervorragend als scharfe Waffe gegen ausschließlich selbstreferentielle Heulsusen-Literatur (Musikstücke bzw. Songtexte eingeschlossen) in Stellung bringen lassen, die sich als subkulturelle Bescheidwisser-Attitüde tarnt und in Wirklichkeit doch nur der letzte Schrei kleinbürgerlicher Fluchtbewegungen ist.

Flucht wovor? Flucht doch nur vor den sich stetig verschlechternden gesellschaftlichen Bedingungen im immer später werdenden Spätkapitalismus, die einem jeden noch mehr Flexibilität, Leistungssteigerung, Mobilität und Unterwerfung abverlangen und antrainieren. Nach dem weltweiten Sieg des Imperialismus gibt es keinen Rückzugsort außerhalb mehr. Der Kapitalismus ist allumfassende Totalität, auch und gerade im geographischen Sinne, geworden. Nowhere to run. Entfremdung und Verdinglichung von Kapstadt bis Reykjavik, von Wladiwostok bis Haight Ashbury. Der Weg nach innen ist der letzte verbliebene, den die Flüchtenden sehen: Ein romantischer Antikapitalismus, der die Generation Neon durch die Nacht bringen soll. Also noch mehr Träume ohne Boden, vollkommen unkonkrete Utopien, Drogen in Mengen, Kryptisches zur Verschleierung der eigenen Unfähigkeit. Ideologie ist im gleichen Maße verfemt, in dem die Postmoderne lehrte, dass es keine Wahrheit gibt. Alles Intrigen, alles Lüge, wohin man sich wendet. Kein Wunder, dass die Verschwörungstheorienindustrie boomt...

„Das System erzeugt zwar Unwissenheit über sich selbst" schrieb Walser, „aber es produziert gerade durch die Fülle der in ihm konkurrierenden Meinungen bei den meisten auch ein Gefühl der Unwissenheit, der Inkompetenz, der Unsicherheit und Angst. Davon leben dann wieder andere, privilegierte Meinungsmacher: sogenannte Experten. (19)

Und denen wird das Feld komplett überlassen. Jedem seine Sache: Den 'Expertenregierungen' die Abschaffung der parlamentarischen Demokratie in Europa, den Starköchen im TV die Rezepte, den Hochglanz-Magazinen die Ideen für die Innenausstattung der gemeinsamen Pärchen-Wohnung, den professionellen Beziehungsberatern das Fixieren des gemeinsamen Glücks, dem „Stern" oder „Spiegel" die eigene Meinung. Das Ergebnis: Ich übergebe mich (im umfassenden Sinne).

„Eine der am besten ernährten Meinungen besagt, dass in diesem System keine einzelne Meinung und nicht die Meinung eines Einzelnen den Ausschlag gebe, sondern daß gehandelt werde nach der Meinung einer Majorität. Diese Meinung wird von denen verbreitet, die die einflußreichsten Apparate zur Verbreitung ihrer Meinung haben", so Walser weiter (20).

Ich-Maschine

Was also tun? Nichts – so die Antwort der Bürgerkinder auf ihrer abermaligen Wallfahrt zum Big Zeppelin. Sich sehnen – nach sich Selbst und anderen, besseren Zeiten. Der Banksy an der Wand und die „London Calling" auf dem Plattenteller bescheinigen die Sehnsucht und machen Desengagement „zur letzten noch möglichen Tugend" (20). Was ist das ästhetische Endergebnis? Wir können es sehen: Ein Literaturmarkt, der Christian Kracht, Sarah Kuttner oder Helene Hegemann für Schriftsteller ausgeben kann, eine Kunstindustrie, die Jonathan Meese für einen Maler achtet und eine alternative Musiklandschaft, die sich in Casper, Kraftklub und Kettcar spiegelt.

„Historische und streng gesellschaftliche Bedingungen werden bei diesen Bloßlegungen nicht enthüllt. Sie gehören nicht zum Arbeitsprogramm. Soziale Notwendigkeit ist überholt. (...) Wenn du leben kannst vom Verkauf deiner abenteuerlichen Selbstbeobachtungen oder persönlichen Sprach-Erlebnisse, hast du keine spürbare gesellschaftliche Funktion mehr. Du wirst immer mehr der Einzige, den es gibt für dich. Die dadurch entstehende Asozialisierung schärft wiederum deine Empfindlichkeit für die Gemeinheiten des Meinungsmarktes, steigert deine Verletzlichkeit und liefert dir immer weiter den Kummer, der wiederum zum Anlaß weiterer Selbsterforschung und Sprachprüfungen wird", prognostizierte Walser hellsichtig (20 f.).

Also zuschauen. Oder doch was ändern? An sich arbeiten? Offener werden? Es gibt Substanzen, Hilfsmittel. „Wenn man glaubt, es werde jetzt immer komplizierter etwas zu erkennen, dann zieht man sich entweder auf sich selbst zurück oder versucht noch sich Hilfsmittel zu beschaffen, die man selber nicht machen kann. Die Hilfsmittel sind nicht willkürlich wählbar. Man sucht sich das, was mit den eigenen Erfahrungen vermittelt werden kann" (Walser, 21). Im Klartext: Jedem seine Droge. Man muss selbst wissen, was einen durch den Tag und die Nacht bringt. Und trotzdem: Man bleibt ein Rad im Uhrwerk – niemand steigt aus! Nicht auf dem Biobauernhof, nicht in der Fixerstube, nicht im Studierstübchen und nicht auf dem Backpacker-Selbsterfahrungstrip in/nach Südostasien. „Es gibt keinen theoretischen Standpunkt. Auch das Zuschauen ist gesellschaftlich bedingte Praxis. Die Bedingung einer Bedingung ist wieder eine Bedingung." (21) Ein wunderbarer Satz. Ach, wäre Walser doch Marxist geblieben...

YOLO!

Und trotz aller guten Argumente für eine Re-Politisierung der Künste, gerade angesichts der derzeitigen Krise des kapitalistischen Systems: Engagierte Kunst bleibt verdächtig. Engagement riecht nach schlechtem Essen und klingt wie noch schlechterer Sex. Der Weg nach innen ist zudem angenehm gepolstert mit alten Bekannten (Proust und Brecht raus aus dem Regal!) und: „Hier überrascht Hermann Hesse überhaupt nicht. Indischer und schwäbischer Weg nach innen werden EINE Straße der Erleuchtung. Und natürlich klingt das momentan viel besser als der gesellschafskritische Cant, der bei uns selbst den ärgsten Ministern leicht vom Mun-

de geht. Das ist eine Reaktion auf linke und rechte Heuchelei. Nur: diese Heuchelei hat es offenbar geschafft, Identifikation überhaupt verdächtig erscheinen zu lassen. Jeder wird zurückgeworfen auf sich selbst (...) und so wird er sich in einer Reihe von Revolten und Reinigungen erschöpfen, ohne dem, wogegen er revoltiert, überhaupt gefährlich geworden zu sein" (26).

Vor Jahren warb Charlotte Roche für den Fernsehsender „Viva" mit dem Slogan „Radikalisiert das Leben". Ich denke, besser kann man die vollkommene Sinn-Entleerung nicht anschaulich machen. Die Fragen „Wofür/Wogegen?" sind von vorneherein hinfällig und werden einem fatalistischen „Jetzt erst recht!" geopfert, dass für eine Radikalisierung des Lebens vermutlich gar in Second-Hand-Klamotten über bunte Blumenwiesen tollen würde. Einmal was riskieren, wild und gefährlich leben: Abends Aronal, morgens Elmex. Yolo!

„Also produziert das System eine Erträglichmachung des Unerträglichen durch eine neue Stufe der Verinnerlichung: Jeder fange bei sich selber an, dann wird die Welt sich schon ändern; nicht mehr scheinheilig Gesellschaftskritik üben, sondern sich selber ändern..." (28).

Die Alternativen, die uns deshalb seit geraumer Zeit gepriesen werden sind: Gesundes Essen, fair-gehandelte Klamotten, religiöse/ethnische/sexuelle Offenheit und Toleranz in urban-mildem Klima und Almosen für die Armen der Welt – das, was eben vom Teller runter fällt.

Walser kongenial: „Aber man fragt sich auch, wie jemand nach der täglich zu machenden Erfahrung sich noch in solche Vorschläge flüchten kann. Warum diese Verteiler- und Weihnachtsphilanthropie? Warum macht man nicht den Vorschlag, dass die Arbeitenden sich ihre Produktionsmittel aneignen"? (26 f.)

Ja, warum eigentlich nicht?

Publikumsbeschimpfung. Es gibt keine Software!

Alternativlos ist das alles doch, so heißt es: T.i.n.a (There is no alternative!). So predigt nicht nur die Kanzlerin – das ist die (!) neue Form der Ideologie, der Vermittlung, die eben keiner Begründung mehr bedarf. Und wird kritisiert, so folgt sogleich der Reflex: Nur konstruktive Kritik, bitte! Der Sound dazu: „Dann sag doch mal, was du willst" und „Was ist denn dein Vorschlag"? Walser zitiert Handke mit den Worten: „Ein engagierter Schriftsteller kann ich nicht sein, weil ich keine politische Alternative weiß zu dem was ist, hier und woanders (...)"[10] (31f.) und entgegnet:

„Was heißt das 'zu dem was ist'? Ist denn was ein für alle Mal? Das verändert sich doch andauernd und nimmt eine Richtung an und man selbst hat gar keine Chance, sich etwa bewegungslos und nicht-wissend zu stellen. Selbst wenn

[10] Um Handke (und seinem Werk) die historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die sie verdienen, sei an dieser Stelle angemerkt, dass es Peter Handke mit seinen – durchaus politisch-engagierten – Einlassungen zur Jugoslawien-Politik der EU und dem Kosovo-Krieg 1999 tatsächlich in einigen Momenten gelungen ist, lautstark eine kritische Gegenöffentlichkeit zur NATO-Propagandaberichterstattung einzufordern und zu formulieren.

ich keine Rechtfertigung finde und schon gar keine anzubieten habe, selbst wenn meine Arbeit wieder und wieder die erwünschte Identifikation nicht liefert, kann ich dann wie ein Import-Buddha sitzen ohne Rechtfertigung und etwa davon absehen, daß ich auf jeden Fall identifiziert werde mit etwas, zum Beispiel mit einem gesellschaftlichen Zustand und einem System? Genügt es, sich aus methodischer Keuschheit nicht einzulassen mit dem Prozeß, der auf jeden Fall im Gange ist? Jeder Autor ist sein Gegenstand, das ist klar. Und er kann nur noch mit sich selber was anfangen. Und Mitteilungen machen nur noch von sich selbst. Aber er ist ja keine Puppe auf einer Nadelspitze, sondern Kreuzungspunkt und Produkt alles Gesellschaftlichen." (Ebd.)

Ein Lieblingssatz des (viel zu früh verstorbenen...) Medienphilosophen Friedrich Kittler lautete: Es gibt keine Software. Keine Umprogrammierung möglich. Es kann höchstens etwas an der Hardware ausgetauscht werden, ergo: Für eine wirkliche Veränderung der Verhältnisse müssen die Rahmenbedingungen sich in revolutionärer Weise ändern. Ein elementarer Punkt in einer (wieder) zu fassenden ästhetischen Realismus-Konzeption als Antwort auf die Krise: Die Realisierung der Tatsache, selbst nicht außerhalb zu stehen oder zu einem vermeintlich 'natürlichen' Zustand übergehen/zurückgehen zu können. Menschen sind Produkte des Gesellschaftlichen und ihr Schaffen ebenso. Schlimm genug, dass materialistische Basisbanalitäten heute wieder Offenbarungscharakter bekommen. Und was sollte Literatur/Kunst also wieder werden? Walser, übernehmen Sie! „Ein Mittel zur Ausbildung eines kritischen und zur Veränderung drängenden Bewußtseins von gesellschaftlichem Zustand" oder eben auch „Ausdruckspraxis, die die Welt mit Hilfe kritischer Abbilder korrigieren" (22) will. Amen.

damaged goods

An Ähnlichem arbeitete Volker Braun in und mit seinem Mainzer Vortrag, auch wenn er als Ausgangspunkt eine Person, Artur Rimbaud, wählte. Rimbaud, der französische Lyriker, der mit 19 Lebensjahren sein Werk vollendete und spät die Anerkennung erfuhr, die ihm zu Lebzeiten versagt blieb. Er hob die französische Gossensprache (lange vor Louis-Ferdinand Céline und anderen) auf höchste Höhen und wird heute oft, allerdings zu Unrecht, mit dem Dichter frecher Spottverse, Francois Villon oder (wesentlich ärger) dem Meister der dunkel-codierten Selbstgeißelungen, Charles Baudelaire, in einem Atemzug genannt. Der Vergleich hinkt, denn seine Sache war „nicht Flauberts 'ennui' oder Baudelaires 'spleen', jener unbestimmte Überdruß des Kleinbürgers, dem am Tische unwohl wird, an dem er morgen wieder fressen möchte. Rimbaud hatte nicht Lust, Platz zu nehmen. Der ganze Stall schien ihm lächerlich und hinfällig", so Braun (981).

Rimbauds Bezugspunkt war und blieb das Gesellschaftliche. Er fieberte mit der Pariser Commune und litt an ihrer Niederschlagung 1871 so sehr, dass er wünschte, den Besatzern „meine Zähne noch im Verrecken tief in die Kolben ihrer Gewehre zu schlagen" (987). Er schuf eine Poesie der Materialität, eine Ästhetik der Nützlichkeit und des Forcierten. Ich lasse an dieser Stelle Volker

Braun das Wort, er schreibt ein so herrliches Deutsch, wie es nicht vielen zu Gebote steht: „Das Unsichtbare sehen, und es in seiner Form oder Formlosigkeit wiedergeben: jedes Wort ein Gedanke. Das heißt alles gewohnte Material wegkippen, womit die subjektive Poesie spielte, das sie breittrat, allen Zierrat und die metrische Haltung kappen. Sprache, ganz aktuell und sinnlich: der Duft, der Ton, die Farbe und der Gedanke, der dem Gedanken folgt. Äußerste Entzauberung und vollkommene Funktionalität – materialistisch, wie die Zukunft um die es ausgesprochen geht. (...) Poesie sieht durch in die Schrecken/Freuden der Verwandlung. Sie ist nicht zu brauchen, wo man die vortrefflichen Verhältnisse nicht ändern will. Nicht die Einsamkeit des Rasierspiegels: das Brennglas der sozialen Erfahrungen." (986)

„Wir lernen" sagt die Lehrerin in Brechts „Tage der Commune". In der Tat! „Ich spreche nicht von dir und mir, ich sage 'wir'. Wir, das sind mehr als du und ich..." (Braun, 988). Darum sollte es gehen: Die gemeinsamen Erfahrungen betonen, die Prozesse schildern. Bloß keine bruchlosen Utopien liefern, keine stumpfen Messer, keine Bilder ohne Text! „Ernüchterung ist die Arbeit unserer Literatur", attestierte Volker Braun. „Arbeit gegen die Deckgebirge der Verheißungen. Der Kommunismus, als Erbteil des Klassenkampfs, mit der Menschheit und der Natur beladen, bleibt (...) subversiv. Wir wissen, worauf wir uns eingelassen haben" (ebd.).

Letzte Warnung

Doch ist es nicht eher „das Eigentliche... wo die Träume sich abspielen"? Ist es nicht das auch, von dem Kunst handeln soll – mithin das ganze romantische Programm? „Unsere vermeintlichen Neutöner (...) in den romantischen Quartieren (wo sie sich ordentlich führen) sind wohl gute Anschaffer, die fleißig auf den Putz hauen. Hucker, nicht Maurer. (...) Tatsächlich die Wiederholung des geistlosen Handbetriebs der Avantgarde, niedrige Verarbeitungsstufe. Und wenn der Gebrauchswert gegen Null strebt, wird Dichten Beschäftigungstherapie" (990). Harte Worte gegen die Existenzialisten und Neu-Romantiker der damaligen Prenzlauer-Berg-Szene, doch immer noch aktuell, immer noch einsetzbar: Gegen die neuen Träumer, Nach-Innen-Wanderer (ins Nichts). In der „törichten Kinderstube der Moderne" (ebd.) weilt auch heute nichts, als das Gähnen von vorgestern. Was im Hier und Jetzt ist, das verlangt „radikalere Sätzlein" (996).

Und wenn Literatur doch nur Selbstbetrachtung und -bespiegelung bleibt? „Wenn der Dichter nicht länger für die Gesellschaft, sondern nur für sich selbst sprechen kann, befinden wir uns im letzten Schützengraben" (993). Auch dieser Braun'schen Feststellung ist nichts hinzuzufügen. Wo dereinst schon die „Tristesse Royale"-Besatzung koksbeschleunigt von einem neuen 1914 träumte (das im Jahre 2014, die Gegenwart der Vergangenheit, ja auch allenthalben beschworen wurde...), sollte es gar nicht wundern, wenn aus dem metaphorischen Schützengraben noch einmal der reale wird und die Franz Marcs und August Stramms tatsächlich wieder fallen. Der Rückzug ins

Innere war häufiger schon ein bloß kurzer Zwischenstopp im Viehwagen – auf dem Weg zur Front. „Eine solche Gesellschaft ist nicht schwer zu haben. In ihr stirbt mit jedem Anflug ins Innere eine demokratische Möglichkeit ab und die Möglichkeit zum Gegenteil – und das heißt Faschismus – nimmt zu. Jeder lutscht dann an seinem Mythos und hält sich seine Freizeit lang im Inneren auf..." (Walser, 36).

high definition

Was aber ist dann das Programm? Um welchen Preis und wie konkret wäre ein Gegenentwurf zu dem was ist zu haben? Nun, zunächst hieße es dahin zu gehen, wo es wehtut. Wo man sich nicht so masochistisch gerne aufhält wie im eigenen Inneren: Ins Innere des Landes, dieses Landes. Zu denen, die fast keine Hoffnung mehr haben. Zu den Ausgeschlossenen, den Verlierern, den Geschlagenen und Ausgebeuteten, den proletarischen und sub-proletarischen Familien, den Menschen die schon seit vielen Jahren von den Brosamen des Sozialstaats leben müssen, den Obdachlosen, den Alkoholikern, den Zwangsprostituierten, den misshandelten Ehefrauen, in die Vorstadtghettos und „Problembezirke" der Städte, zu denen, die den Tag mit einer Flasche Korn auf dem 'Netto'-Parkplatz verbringen, zu jenen, die morgens um 9 Uhr zum Termin in die Jobcenter ziehen müssen. Und ja, auch zu jenen, die hundertzwanzig unbezahlte Praktika machen und keinen Job kriegen, zu jenen, die für einen Hungerlohn und ohne festen Vertrag an der Stanze stehen, natürlich auch zu den rumänischen Arbeitern auf die Großbaustellen, die um ihre Löhne geprellt werden sollen. Der großartige Jörg Fauser hat es auf den Punkt gebracht, als er einmal sagte: „Wenn Literatur nicht bei denen bleibt, die unten sind, kann sie gleich als Partyservice anheuern...".Wir müssen, so wieder Braun, „den Unterdrückten" helfen, „ihre Namen zu buchstabieren" (994) und „jeden Groschen unseres Verstandes dreimal umdrehen und fragen, ob wir ihn ausgeben können und wofür, wir müssen die Ideen einsparen und uns nicht an Experimente verschwenden, und vor allem kommt es jetzt darauf an, die eigene Ungereimtheit einmal beiseite zu lassen und uns auf den Hauptfeind zu konzentrieren, die unbeschreibliche Hochrüstung, mit der wir vollauf zu tun haben..." (998).

Also: Keine Flucht(en) mehr in den Formalismus, sondern Realismus: „In den Schmutz der Strukturen, in den Dreck der Ungleichheit" (986) müsste es gehen, aber dies hieße einen radikalen Bruch herbeiführen und „keine Gesten mehr. Wenden wir uns um in unser Unglück. Gehen wir wieder in das alte Land hinein. Keine Ausflüchte; wir müssen ins Innere gehen. Das ist ein schrecklicher Gang: in das Ende der Schrecken. Kommunismus oder Barbarei. Wir werden den Kontinent nicht verlassen. (...) Die Paradiese nicht noch die Hölle: der Aufenthalt auf Erden. Realismus. Er wird uns ins innerste Afrika führen." (994)

Appendix. Der Traum

„Aber", klingt die bange Frage der besorgten Kunst-Freunde nicht erst seit Lukács eiserner Realismus-Doktrin, „bei aller steten Rückbindung an gesellschaftliche Bedingungen, Produktionsverhältnisse und die Entwicklung der Produktivkräfte, muss die Kunst nicht auch den Traum zulassen, muss der Mensch nicht auch träumen dürfen"? Wer würde da widersprechen wollen und so möchte ich mit Ernst Bloch schließen, der in seinem „Prinzip Hoffnung" Lenin folgendermaßen zitiert: „Der Zwiespalt zwischen Traum und Wirklichkeit ist nicht schädlich, wenn nur der Träumende ernstlich an seinen Traum glaubt, wenn er das Leben aufmerksam beobachtet, seine Beobachtungen mit seinen Luftschlössern vergleicht und überhaupt gewissenhaft an der Realisierung seines Traumgebildes arbeitet. Gibt es nur irgendeinen Berührungspunkt zwischen Traum und Leben, dann ist alles in bester Ordnung. Träume solcher Art gibt es leider in unserer Bewegung allzu wenig...".[11]

Freunde, wir haben Arbeit bekommen.

---

[11] Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung, Vorwort, in: ders., Gesamtausgabe, Bd. 5. Frankfurt/M. 1977, S. 9.

Rosa Luxemburg
Arbeiterrevolution 1905/06
Polnische Texte
Herausgegeben und aus dem Polnischen
übersetzt von Holger Politt, 344 Seiten, Klappenbroschur
29,90 Euro, ISBN 978-3-320-02302-7

Kein anderes politisches Ereignis wurde von Rosa Luxemburg so sehr erwartet wie die Revolution, die am 22. Januar 1905 in Petersburg schließlich ausbrach. Schnell sprang der Funken auf die anderen Arbeiterzentren im Zarenreich über. Zu einem der wichtigsten Revolutionsherde entwickelte sich das zu Rußland gehörende Königreich Polen mit seinen großen Industriestädten Warschau und Łódź. Rosa Luxemburgs schärfste Waffe in den Revolutionstagen 1905/06 war die Feder, der wir eine ergreifende Chronik des Revolutionsverlaufs in Polen und eine tiefe theoretische Analyse verdanken. Die Kenntnis dieser Schriften erweitert und vertieft das Verständnis der revolutionstheoretischen Positionen Rosa Luxemburgs.

www.dietzberlin.de

dietz berlin

Daniel Göcht

Realismus als Prinzip

Aktualität und Grenzen von Georg Lukács' „Eigenart des Ästhetischen"

„Die harte Rinde der Natur und gewöhnlichen Welt machen es dem Geiste saurer, zur Idee durchzudringen, als die Werke der Kunst."[1]

Angesichts der gegenwärtigen Krisenprozesse und der immer spürbarer werdenden sozialen Widersprüche werden wieder Möglichkeiten diskutiert, wie Kunst (besonders Literatur) sich wieder auf die soziale Realität beziehen kann. So fordern beispielsweise Enno Stahl[2] und Werner Seppmann[3] eine Orientierung von Literatur und Kunst an der sozialen Wirklichkeit. Daneben gab es jüngst eine (wesentlich literatursoziologische) Debatte über die Wirklichkeitsferne der deutschen Gegenwartsliteratur im Feuilleton großer Publikumszeitungen.[4] Als theoretisches Fundament für Forderungen nach realistischer oder auch engagierter Kunst ist aber ein systematischer Begriff der Kunst und des Realismus notwendig, um die Diskussion über die normative Dimension hinauszuführen.

Hier kann ein „Blick zurück" Abhilfe schaffen – und zwar auf das Werk eines der früher einflussreichsten marxistischen Autoren: Georg Lukács. Zwar wird das Frühwerk (besonders Die *Theorie des Romans* und *Geschichte und Klassenbewusstsein*) noch wahrgenommen, der theoretische Reichtum des (ästhetischen) Spätwerks, der *Eigenart des Ästhetischen*, wurde bisher aber kaum ausgewertet.[5] Lukács' „späte Ästhetik ist, von wenigen verdienstvollen Ausnahmen [...] abgesehen, ein nicht rezipiertes Werk."[6] Das gilt schon für die Zeit vor 1990, erst recht für die Zeit danach. Dabei lässt sich gerade in einer kritischen Rezeption der *Eigenart des Ästhetischen* ein systematischer Begriff von Kunst gewinnen, der es erlaubt, diese in der Gesamtheit der menschlichen Tätigkeiten zu verorten und in eine Perspektive der Befreiung der Menschheit

---

1 Georg W.F. Hegel, Vorlesungen über die Ästhetik I. Werke Bd. 13, Frankfurt 1986, S. 23.

2 Enno Stahl, Diskurspogo, Berlin 2013.

3 Werner Seppmann (Hg.), Ästhetik der Unterwerfung. Das Beispiel Documenta, Hamburg 2013.

4 Vgl. u.a. Florian Kessler, Lassen Sie mich durch, ich bin Arztsohn! In: Die Zeit, 16.01.2014. Enno Stahl, Raus aus der Oberschicht, in: Jungle World, 06.02.2014. Dietmar Dath, Wenn Weißbrote wie wir erzählen, in: FAZ, 21.02.2014.

5 Georg Lukács, Die Eigenart des Ästhetischen [1963], 2 Bde. 2. Aufl., Berlin, Weimar 1987. Im Folgenden mit der Bandzahl und der entsprechenden Seitenzahl gekennzeichnet. Es handelt sich bei der *Eigenart des Ästhetischen* um den ersten Band (und den einzigen realisierten) eines geplanten dreibändigen Werkes. Dieser erste Band behandelt in erster Linie Prinzipienfragen der Kunst. Fragen der „Anwendbarkeit" finden hier keine Klärung.

6 Ein ungelesenes Meisterwerk des 20. Jahrhunderts. Gespräch mit Thomas Metscher (Bremen), in: R. Dannemann (Hg.), Georg Lukács und 1968. Eine Spurensuche, Bielefeld 2009, S. 153.

zu stellen. Lukács bestimmt die Kunst als eine Form der Widerspiegelung der Wirklichkeit, aber nicht verstanden als deren bloße Reproduktion, sondern als Selbstreflexion der Menschen. Lukács' Realismusbegriff ist weder ein kulturpolitischer Kampfbegriff, noch kann er auf den Lukács (teilweise zurecht) vorgeworfenen ‚Klassizismus' reduziert werden; beim Realismus – den er scharf vom Naturalismus abgrenzt (I, 342) – handelt es sich nach Lukács vielmehr um etwas Systematisches, ein Prinzip, das aller Kunstproduktion zugrunde liegt.[7] Nach Lukács ist „im allgemeinsten Sinn jede Kunst realistisch", wobei eine unendliche Variation von Mitteln des Ausdrucks möglich ist (II, 804).

Geschichtsphilosophie der Kunst

Dieser systematische Begriff des Realismus ist Resultat einer breit angelegten geschichtsphilosophischen Untersuchung der Kunst und ihrer Kategorien. Dabei unternimmt Lukács auch die systematische Begründung (und Korrektur) seiner eigenen früheren literaturkritischen Positionen und Beiträge zur Realismustheorie. In der *Eigenart des Ästhetischen* geht es Lukács um „die philosophische Begründung der ästhetischen Setzungsart, die Ableitung der spezifischen Kategorie der Ästhetik [und] ihre Abgrenzung von anderen Gebieten" ((I, 8 [Klammer i. Orig.]).[8] Er betont, dass es dafür unerlässlich sei, „sich klarzuwerden über die Stelle des ästhetischen Verhaltens in der Totalität der menschlichen Aktivitäten, der menschlichen Reaktionen auf die Außenwelt, über das Verhältnis der daraus entstehenden ästhetischen Gebilde, das ihres kategorialen Aufbaus [...] zu anderen Reaktionsweisen auf die objektive Wirklichkeit." (ebd.) Im Zentrum seiner Überlegungen steht der von Aristoteles übernommene und mit der Widerspiegelungstheorie verbundene Begriff der *Mimesis*. Anders als in seinen früheren Werken vermeidet Lukács (weitgehend) eine „einseitig gnoseologische Orientierung"[9] und setzt mit der ästhetischen Mimesis auf eine als Tätigkeit bestimmte eigenständige Form der Aneignung der Wirklichkeit. Ganz zu überwinden vermag er den ‚Gnoseologismus' nicht, was in erster Linie – was noch zu zeigen sein wird – an seinem Begriff von Subjektivität und damit zusammenhängend an seiner Auffassung der Arbeit liegt. Die ästhetische Mimesis[10] leitet Lukács aus der als Form der Nachahmung verstandenen magischen Praxis – vor allem rituellen Tänzen – ab, die darauf zielt, durch die Darstellung einer Handlung (er-

---

7 Vgl. Werner Jung, Georg Lukács und der Realismus. Überprüfung eines Paradigmas, in: Ders., Von der Utopie zur Ontologie. Zehn Studien zu Georg Lukács, Bielefeld 2001, S. 158.

8 Vgl. auch Georg Bollenbeck, Eine Ästhetik, die mehr Aufheben verdient hat, in: G. Pasternack (Hg.), Zur späten Ästhetik von Georg Lukács, Frankfurt 1990, S. 44.

9 Hans Heinz Holz, Thomas Metscher, Art. „Widerspiegelung / Spiegel / Abbild", in: K. Barck, M. Fontius u.a. (Hg.), Ästhetische Grundbegriffe (ÄGB). Historisches Wörterbuch in sieben Bänden, Bd. 6, Stuttgart, Weimar 2005, S. 664.

10 Als weitere Quelle der Kunst nennt Lukács die wesentlich aus der Arbeit entspringenden abstrakten Formen der Widerspiegelung Rhythmus, Symmetrie und Proportion (und die aus diesen zusammengesetzte Ornamentik). (Vgl. I, 235-328). Hier könnte auch ein Ansatz für eine produktive Weiterentwicklung von Lukács' Theorie liegen.

folgreiche Jagd o.ä.) deren wirkliches Gelingen herbeizuführen. Ein wesentliches Merkmal der magischen Mimesis ist nach Lukács ihr evokativer Charakter; das heißt, es sollen durch das Ritual bestimmte Gefühle und Gedanken in den Rezipierenden hervorgerufen werden. Dabei muss die Darstellung von der Wirklichkeit ausgehen, wobei es aber nicht so sehr auf die Treue im Detail ankommt, sondern vielmehr auf die Hervorhebung der wesentlichen Momente, so dass der Vorgang räumlich und zeitlich möglichst konzentriert und intensiviert dargestellt wird (vgl. I, 355). Die ästhetische Mimesis, für die Intensivierung und Konzentration ebenfalls entscheidend sind, bildet sich auf dem Boden der Magie heraus und löst sich aufgrund neuer gesellschaftlicher Bedürfnisse von dieser ab. Die Diesseitigkeit der Mimesis und die evokative Intention geraten in Widerspruch zum magischen Zweck (Beeinflussung jenseitiger Mächte), so dass das Ästhetische als eigenständige Sphäre entstehen kann. Bei der vollständigen Ablösung von der Magie (und Religion) handelt es sich allerdings um einen langandauernden ‚Befreiungskampf der Kunst', der nicht in der Vor- oder Frühgeschichte bereits abgeschlossen wäre, sondern immer wieder neu geführt werden muss.[11] Eine wesentliche Gemeinsamkeit der ästhetischen und der magischen bzw. religiösen Mimesis bleibt aber deren anthropomorphisierender Charakter, aufgrund dessen einerseits lange Zeit die Kunst der Religion dienen kann, andererseits immer wieder Konflikte entstehen. Bei aller Gemeinsamkeit ist Kunst nach Lukács immer diesseitig orientiert, sie bezieht sich immer auf die ‚Welt des Menschen' – selbst bei einer religiösen Intention des Künstlers.

Insgesamt ist Lukács' Ästhetik in vieler Hinsicht – in ihrem Aufbau[12], in vielen Detailfragen etc. – von derjenigen Hegels beeinflusst, auch wenn er deren Idealismus ablehnt. So liegt nach Lukács der Kunst nicht die ‚Arbeit des Geistes' zugrunde, sondern die wirkliche materielle Tätigkeit der Menschen.[13] „Die Entstehung, Ausbildung und Entfaltung der menschlichen Tätigkeiten kann nur in Wechselbeziehung mit der Entwicklung der Arbeit, mit der Eroberung der Umwelt des Menschen, mit der Umgestaltung des Menschen selbst durch sie verstanden werden." (I, 209) Die Entstehung der Kunst lässt sich nur im Zusammenhang mit dem Stoffwechsel der Menschen mit der Natur begreifen, wenn man nicht einen aparten Geist annehmen will. Die Menschen verändern die Naturgegenstände und sich selber durch ihre Arbeit und in ihr und bringen dabei, so wie sie auch ihr Denken produzieren, das Bedürfnis nach ästhetischer Widerspiegelung hervor. Wichtig für die Entstehung der Kunst als eigenständiger Widerspiegelungsart ist das Bedürfnis, das durch die Bearbeitung der Natur „prak-

---

[11] Das letzte Kapitel *Der Befreiungskampf der Kunst* thematisiert nicht nur die Ablösung der Kunst von der kirchlichen Bevormundung, sondern auch die (Wieder-)Entstehung des religiösen Bedürfnisses im späten Kapitalismus, das sich auch in der modernen Kunst Ausdruck verschafft.

[12] Vgl. Werner Jung, Georg Lukács, Stuttgart 1989, S. 23.

[13] Daher geht die *Eigenart des Ästhetischen* thematisch weit über den Rahmen einer Ästhetik hinaus. Vgl. Pierre Rusch, L'Œuvre-monde. Essai sur la pensée du dernier Lukács, Paris 2013, S. 35. Und Nicolas Tertulian, Georges Lukács. Étapes de sa pensée esthétique, Paris 1980, S. 36.

tisch und geistig Erworbene zu sich selbst in Beziehung zu setzen."[14] Dieses Bedürfnis entsteht einerseits als Ausdruck der Selbstbejahung, andererseits als Reaktion auf die Fremdheit des Resultats der eigenen Tätigkeit. Zwar bearbeiten die Menschen die Naturgegenstände und schaffen so eine menschliche Welt, in der Kunst bekommt dieses Verhältnis aber noch einmal eine eigenständige Form. So ist nach Lukács die Kunst eine Form der menschlichen Selbstreflexion, keine bloße Kopie der Wirklichkeit. Durch diesen Rückbezug auf die Menschen und ihre Tätigkeit wird die Kunst nach Lukács zum adäquaten Ausdruck des Selbstbewusstseins der menschlichen Gattung.[15] Dies ist der Kunst nicht als ideelle Gesamtheit möglich, sondern immer nur in einzelnen individuellen Kunstwerken (II, 294). Die Kunstwerke evozieren nach Lukács in der Widerspiegelung eines bestimmten ‚Hier und Jetzt' in den Rezipienten ein Gefühl des ‚tua res agitur', da nicht nur ein beliebiges Stück Wirklichkeit abgebildet wird, sondern immer in Bezug auf die Arbeit, die die Menschen in der Geschichte geleistet haben (I, 524). Die Kunst befördert so die „Historisierung des menschlichen Bewußtseins, der Bewußtheit des Menschen über sich als historischen Produzenten seiner selbst" (I, 499) Wo in der Wirklichkeit den Menschen ihr eigenes Werk als fremde Macht gegenübersteht, das Resultat ihrer eigenen Tätigkeit ihnen entfremdet ist und sie beherrscht statt umgekehrt, erscheint die Wirklichkeit in der Kunst als von menschlicher Tätigkeit durchdrungen.

In diesem Sinne bestimmt Lukács den ‚Stoffwechsel der Menschen mit der Natur' als das „letzthinnige Objekt" der Kunst (I, 218). Dabei ist besonders das „letzthinnig" zu beachten, denn Lukács fordert nicht die unmittelbare Abbildung von arbeitenden Menschen. Die ‚Basis' kommt vermittelt durch die Handlungen und die gesellschaftlichen Verhältnisse der dargestellten Individuen zum Ausdruck – was sich auch als innerer Konflikt oder als Gefühl ausdrücken kann. Denn „im allgemeinen [werden] unmittelbar zumeist die jeweiligen Produktionsverhältnisse einer bestimmten Gesellschaft, am unmittelbarsten die aus ihnen herauswachsenden gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zueinander" widergespiegelt (I, 218).[16] So tritt das ‚letzthinnige Objekt' in einer „vermittelt-unmittelbaren Weise" in Erscheinung (I, 220), die den Rezipienten ihren Bezug zur menschlichen Gattung widerspiegelt. Denn im Stoffwechsel ist implizit „die Beziehung eines jeden Individuums zur Menschengattung und zu ihrer Entwicklung enthalten" (I, 218). Diese Beziehung macht die Kunst explizit. Es handelt sich bei dem Gegenstand der Kunst letztlich um die Subjektivität der gemeinsam ihre Lebensmittel produzierenden Menschen, die in einer Weise widergespiegelt wird, in der sie den Individuen nicht als etwas Fremdes erscheint. So ist

---

[14] Karin Brenner, Theorie der Literaturgeschichte und Ästhetik bei Georg Lukács, Frankfurt, Bern u.a. 1990, S. 221.

[15] Dieses Selbstbewusstsein entspringt als solches im Arbeitsprozess und bekommt (ursprünglich vermittelt durch die abstrakten Formen der Widerspiegelung) in der Kunst einen eigenen Ausdruck. Vgl. Tertulian, Georges Lukács, a.a.O., S. 208.

[16] Das gilt zum Beispiel auch für die Landschaftsmalerei oder Stillleben (vgl. I, 577; II, 214f.). Denkbar sind prinzipiell auch weitergehende Vermittlungen.

die Kunst, wie Lukács sie versteht, in den Zusammenhang der Befreiung der Menschen gestellt, indem sie – wenn auch bloß ideell und im Einzelnen – die Entfremdung aufhebt. Diese Fähigkeit ist nach Lukács mit dem Gegenstand der Kunst verknüpft. Durch dessen Widerspieglung wird die Kunst zum Medium der Selbstreflexion, was gerade auch Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen mit einschließt. Dabei ist die ‚Parteilichkeit' nicht eine bloße Zutat, sondern integraler Bestandteil der Gestaltung und in der Art der Darstellung des Gegenstandes mit enthalten, womit sich Lukács gegen eine äußerliche Beziehung von Gegenstand und Stellungnahme richtet. Gleichzeitig ist die ‚Diesseitigkeit' ein wesentliches Charakteristikum der Kunst, das sich ebenfalls aus ihrem Gegenstand ergibt, sich im Zweifelsfall auch entgegen der Intention des Künstlers einstellt. Das zeichnet die Kunst als „vox humana" aus und ermöglicht es, sie als Ausdruck des Selbstbewusstseins der menschlichen Gattung, als Selbstreflexion menschlicher Subjektivität, aufzufassen.

Probleme der Subjektivität

Nach Lukács, der sich immer wieder gegen den ‚Subjektivismus' in der Kunst gestellt hat, ist Subjektivität ein wesentliches und bestimmendes Moment der Kunst. Gerade aber in seinem Verständnis von Subjektivität liegen einige Probleme, die in der Kritik an Lukács immer wieder anklingen, aber nicht auf den Begriff gebracht werden, sondern auf Probleme des Kunstgeschmacks verkürzt werden. Das wesentliche Problem besteht darin, dass Lukács Subjektivität in erster Linie als etwas Ideelles auffasst. Dieses Problem steht in engem Zusammenhang mit seinem Arbeitsbegriff, wobei ebenfalls das ideelle Moment (der Zweck) im Vordergrund steht. Lukács gerät hier immer wieder ins Schwanken zwischen materialistischen und idealistischen Positionen, zwischen – salopp gesagt – Feuerbach und Hegel. Lukács hat Marx' und Engels' Schritt über Feuerbach hinaus, den sie in der *Deutschen Ideologie* getan haben, nicht ausreichend berücksichtigt[17] und orientiert sich wesentlich an Marx' Pariser Manuskripten, in denen Marx noch selber einige Einseitigkeiten mit Feuerbach teilt. Der bereits in der ersten *Feuerbachthese* formulierte Hauptkritikpunkt am Feuerbachschen ‚alten' Materialismus bezieht sich auf dessen Auffassung von Subjektivität und Objektivität: „Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus (den Feuerbachschen mit eingerechnet) ist, daß der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des *Objekts oder der Anschauung* gefaßt wird; nicht aber als *sinnlich menschliche Tätigkeit*, Praxis; nicht subjektiv."[18] Feuerbach geht von der Trennung von Subjekt und Objekt aus, ersetzt das denkende Subjekt durch das anschauende und fasst Subjekt und Objekt als selbständige Wesen auf. So kann er nicht zu wirklichen Gegenständen kommen, weil die Wirklichkeit nicht nur objektiv ist, sondern auch subjektiv, d.h. durch die Tätigkeit der Menschen produziert ist.

---

[17] Vgl. Jindrich Zelený, Die Wissenschaftslogik bei Marx und das Kapital, Frankfurt, Wien 1962, S. 287.

[18] MEW 3, S. 5.

Lukács zieht aus dieser Kritik der Erkenntnistheorie Feuerbachs keine hinreichenden Konsequenzen und reduziert Subjektivität wesentlich auf das Bewusstsein, statt von der Tätigkeit der Menschen auszugehen; das Wesentliche des von Marx und Engels entwickelten Materialismus besteht für ihn in der Entdeckung der Gegenständlichkeit der Wirklichkeit.[19] Gerade aber die Pointe der Kritik am alten Materialismus, gleichzeitig der Anerkennung der Leistung des Idealismus, dass es wesentlich auch auf die Tätigkeit ankommt, verpasst er. Beide Seiten stehen bei Lukács oft unvermittelt einander gegenüber.

Das zeigt sich u.a. bei der Analyse seines – für die Ästhetik sehr wichtigen – Arbeitsbegriffs, bei dem er von dessen ideellem Moment ausgeht und nicht von der materiellen Tätigkeit, in der die Momente miteinander vermittelt werden. So ist für Lukács die Arbeit wesentlich eine „teleologische Setzung", so dass die Tätigkeit dem gedachten Zweck, also dem Bewusstsein, subsumiert wird.[20] Hierbei stellt sich erstens das logische Problem des Anfangs, weil das Bewusstsein der Tätigkeit immer schon vorausgesetzt werden muss. Zweitens kann die Selbstveränderung der Menschen in ihrer Tätigkeit, die in deren Reflexivität (also deren Selbstbezug) begründet ist, damit nicht adäquat gedacht werden.[21] Die Entwicklung der Produktivkräfte kann so nur als Anpassungs- bzw. Lernprozess oder Entwicklung von Produktions*mitteln* aufgefasst werden. Es fehlt hier ein wirkliches materielles Entwicklungsprinzip, das der menschlichen Geschichte zugrunde liegt und von den Menschen selbst produziert wurde. Die neue Formulierung des Problems der Subjektivität durch Marx und Engels nimmt Lukács nicht auf.

Für eine kritische Aneignung der Ästhetik Lukács' muss vor allem sein Subjektivitätsbegriff in den Blick genommen werden. Einige wesentliche Gedanken von Lukács werden durch die mangelnde Bestimmung der Subjektivität in ihrer Produktivität beschränkt. Lukács geht mit der Reformulierung des Mimesis-Konzepts über die Alternative Ausdruck und Abbildung hinaus und überwindet in weiten Teilen den ‚Gnoseologismus' seiner früheren Schriften.[22]

---

[19] Lukács schreibt bspw. über die *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte*: „Den Kern dieser Abrechnung [mit dem Idealismus] bildet ein philosophisches Ei des Kolumbus – die Ursprünglichkeit, die Unableitbarkeit der gegenständlichen Struktur der Wirklichkeit." (I, 521) Damit benennt Lukács einen Punkt, in dem Marx sich nicht wesentlich von Feuerbach unterscheidet. So verpasst er die Pointe der Marxschen Kritik am bisherigen Materialismus, nämlich dass es gerade *auch* auf die ‚Ableitbarkeit' der gegenständlichen Struktur der Wirklichkeit aus der menschlichen Praxis ankommt.

[20] Vgl. hierzu Daniel Göcht, Entwicklung und Allgemeinheit. Georg Lukács' Darstellung des Hegelschen Begriffs der Arbeit in *Der junge Hegel*, in: A. Arndt, M. Gerhard, J. Zovko (Hg.), Hegel gegen Hegel I. Hegel-Jahrbuch 2014, Berlin 2014, S. 207-211.

[21] Die Reflexivität der menschlichen Tätigkeit, die der Reflexivität des Denkens vorausgeht, thematisieren Marx und Engels in der *Deutschen Ideologie*: „Man kann die Menschen durch das Bewußtsein, durch die Religion, durch was man sonst will, von den Tieren unterscheiden. Sie selbst fangen an, sich von den Tieren zu unterscheiden, sobald sie anfangen, ihre Lebensmittel *zu produzieren*". MEW 3, S. 21.

[22] Damit ist zum Beispiel Lukács' Formulierung gemeint, die Gestaltung bestehe wesentlich im „gedankliche[n] Aufdecken" und „künstlerische[n] Zudecken" der Zusammenhänge der ge-

Durch die Beschränkung der Subjektivität auf das Bewusstsein einerseits und die Orientierung der Produktion von Kunstwerken an seinem teleologischen Arbeitsbegriff (I, 399) andererseits, gelingt diese Überwindung nicht vollständig. Die Erklärung der (produktiven) Diskrepanz zwischen Künstlerintention und Ergebnis, die Lukács durch Beispiele (vor allem Balzac) und das Motto seiner Arbeit (‚Sie wissen es nicht aber sie tun es') stets unterstreicht, wird dadurch deutlich erschwert. Kunstproduktion droht wider Lukács' Wille auf die richtige gedanklich-theoretische Widerspiegelung der Wirklichkeit beschränkt zu werden. Dabei kann gerade durch die Mimesis als materieller Tätigkeit die Eigengesetzlichkeit von Kunstwerken und die Abweichungen von der Autorenintention (incl. größerer ‚Welthaltigkeit' der Kunstwerke) erklärt werden. Als Fundament eines systematischen Begriffs des Realismus ist dies wichtig, wenn es sich beim Realismus, wie Lukács meint, um die Grundlage aller künstlerischen Produktion handelt (I, 534). Der Mimesisbegriff ist deswegen äußerst fruchtbar, weil er es erlaubt, die Kunst als eigene Form der Widerspiegelung der Wirklichkeit aufzufassen, ohne sie dabei einseitig zu beschränken. So betont Lukács, dass die ästhetische Mimesis bei ihrem prinzipiellen Realismus eine unbeschränkte Vielzahl an Stilen erlaubt und sich überhaupt durch grundsätzliche Pluralität auszeichnet. Dies ist sogar eine systematische Forderung, die sich aus ihrem Begriff ergibt: Die ästhetische Widerspiegelung der Wirklichkeit ist prinzipiell nur in der Form von Werkindividualitäten möglich, da einerseits die Widerspiegelung des jeweiligen ‚hic et nunc' aus stets individuellen Perspektiven der KünstlerInnen erfolgt, andererseits die Realisierung des Selbstbewusstseins der menschlichen Gattung nur als individuelle möglich ist. Die Fruchtbarkeit des Mimesisbegriffs zeigt sich auch darin, dass Lukács zeigen kann, dass die Kunst, da sie Widerspiegelung der Wirklichkeit ist, die Fähigkeit besitzt – letztlich geradezu genötigt ist – Tendenzen, die sich in der Wirklichkeit abzeichnen, mitabzubilden. Aufgrund der prinzipiellen Diesseitigkeit der Kunst ist sie nach Lukács gleichzeitig nicht-utopisch und fähig zur Antizipation des Neuen und Künftigen (I, 560, 810). Diese ihre Fähigkeit leitet sich daraus ab, dass sie nicht ‚Nachahmung der Natur', sondern als Ausdruck des Selbstbewusstseins der menschlichen Gattung Reflexion des Stoffwechsels der Menschen mit der Natur ist. So spiegeln die Menschen sich ihr Selbstverhältnis in der Arbeit, d.h. in ihrem Naturverhältnis, als Kunst wider. Dieser Bezug auf die subjektive Seite der Wirklichkeit ermöglicht den Menschen die ästhetische Aneignung ihrer eigenen Gattungswirklichkeit und ihrer Geschichte. Die Bestimmung des Stoffwechsels der Menschen mit der Natur als Gegenstand der Kunst erlaubt die Auffassung der Kunst als menschliche Selbstreflexion. Die Aneignung durch die Rezipienten versteht Lukács als Aktualisierung des Gattungsbewusstseins, wodurch die Kunst, indem sie die Fremdheit der Wirklichkeit aufhebt und in ihrer ‚Menschlichkeit' zeigt, ihren Beitrag zur Befreiung der Menschen leistet. Weil Lukács die Subjektivität nicht aus der materiellen Tätigkeit der Individuen ableitet, son-

---

sellschaftlichen Wirklichkeit. Georg Lukács, Es geht um den Realismus [1938], in: Werke Bd. 4. Probleme des Realismus I, Neuwied, Berlin 1971, S. 324.

dern vor allem ideell bestimmt, ergeben sich aber auch beim Gattungsbewusstsein Probleme, die Lukács eigenem Ansatz zuwiderlaufen.

Ein Problem bleibt auch die Bestimmung des Verhältnisses von individueller und allgemeiner Subjektivität. Bei Hegel bleiben die Individuen dem Geist als wirklichem Subjekt und allgemeinem Entwicklungsprinzip subsumiert.[23] Der Materialismus von Marx und Engels ersetzt das ideelle Entwicklungsprinzip durch die gesellschaftliche Entwicklung der Produktivkräfte. Die Individuen, deren Kräfte es sind, bringen sie in ihrer Tätigkeit und durch sie hervor. Da sie dies aber unbewusst tun, beherrschen sie ihre Kräfte nicht, sondern bleiben der Entwicklung untergeordnet. Zur Befreiung der Individuen und der Umkehrung dieses Verhältnisses bedarf es einer bewussten Aneignung des gesellschaftlichen Reichtums durch die gemeinsame Aktion der Individuen. Dabei ist eine freie Gesellschaft nur mit freien Individuen möglich (und umgekehrt). Bei Lukács bleiben die Individuen gedanklich letztlich der Allgemeinheit subsumiert. Sie sollen sich über ihre ‚bloße Subjektivität' auf das Niveau der Gattung erheben, um in so gesteigerter Subjektivität Kunstwerke produzieren bzw. rezipieren zu können. Dabei handelt es sich ja gerade darum, die von den Individuen gemeinsam realisierte Subjektivität widerzuspiegeln und zwar in der Form individueller Kunstwerke. Die Gattung wird, wenngleich sie den Einzelnen vorausgesetzt ist, stets von den Individuen reproduziert und hat anders als in den Individuen und ihren Beziehungen gar keine Wirklichkeit. Lukács subsumiert mit seiner Forderung die Individuen ihrer gemeinsam realisierten Subjektivität, wobei es darauf ankäme, diese gemeinsam anzueignen. Sie wird den Individuen gegenübergestellt, wodurch die aus den Produktionsverhältnissen resultierende Fremdheit gedanklich reproduziert wird. Dabei kehrt sich das befreiende Moment der Kunst in etwas Autoritäres um und beschränkt die Kunst in ihren Möglichkeiten. Denn wenn die Kunst Ausdruck des Selbstbewusstseins der menschlichen Gattung sein soll, käme es darauf an, alles was die menschliche Subjektivität ausmacht, inhaltlich wie formal als Gegenstand der ästhetischen Widerspiegelung aufzufassen.[24] Lukács' Theorie liefert die Ansatzpunkte dafür, die aber nicht konsequent ausgeführt werden. Die mangelnde Bestimmung der Subjektivität führt ebenfalls dazu, dass die Geschichtlichkeit der Kunst (auch der künstlerischen Formen) nur teilweise herausgearbeitet werden kann, obwohl Lukács die Historizität der Kunst immer wieder betont und dies auch in ihrem Gegenstand begründet ist.[25] Das begünstigt eine aus theoretischer Verlegenheit entstandene Einsetzung eines Kunstideals.

---

[23] Vgl. Stephan Siemens, Der Weg zu geistiger Autonomie. Bemerkungen zum Aufbau der *Phänomenologie des Geistes*, in: A. Arndt u.a. (Hg.), Geist? Hegel-Jahrbuch 2010, Berlin 2010, S. 128.

[24] Lukács eigene Beispiele weisen in diese Richtung. Auch seine Auseinandersetzung mit der Besonderheit als Kategorie der Individualität ist ein Ansatzpunkt dafür.

[25] So gilt Lukács' Hauptkritik an Hegel dessen Forderung, die Substanz müsse auch als Subjekt aufgefasst werden, bei der es gerade auf die (wenn auch ideell bestimmte) Selbstveränderung und Selbstproduktion ankommt, die Lukács an vielen Stellen selbst einfordert. Vgl. Lukács, Der junge Hegel. Über die Beziehungen von Dialektik und Ökonomie. Werke Bd. 8. 3. Aufl., Neuwied, Berlin 1967, S. 654f.

Ausblick

Für eine Aneignung von Lukács' ästhetischer Theorie ist deren Kritik notwendig. Diese Notwendigkeit ist vielfach bemerkt worden, wurde in der Regel aber auf Fragen des Kunstgeschmacks bezogen – Beckett ja oder nein, Thomas Mann oder Franz Kafka? Diese Kritik führt allerdings nicht besonders weit und kann vor allem Lukács' Verdienste um eine materialistische historisch-systematische Ästhetik nicht aufzeigen. Lukács argumentiert wesentlich, wenn auch nicht ausschließlich, systematisch und nicht nur normativ oder empiristisch. Er ordnet die Kunst in die Gesamtheit der menschlichen Tätigkeiten ein und begründet ihren Beitrag für den Befreiungsprozess der Menschheit. Dabei entwickelt er ein Verständnis von Realismus, bei dem die Subjektivität eine wesentliche Rolle spielt und das er aus der prinzipiellen Diesseitigkeit der ästhetischen Mimesis und den der Kunst zugrunde liegenden sozialen Bedürfnissen ableitet. Damit richtet er sich einerseits gegen die Instrumentalisierung der Kunst für ihr äußerliche Zwecke, andererseits gegen das Prinzip der l'art pour l'art, das seiner Intention zum Trotz der Spezifik der Kunst nicht gerecht wird. Dagegen setzt Lukács, „daß, je organischer die immanente ästhetische Vollendung eines Kunstwerks ist, es desto besser den sozialen Auftrag, der es ins Lebens rief, zu erfüllen imstande ist." (II, 649) Nicht zuletzt besteht Lukács auf der Dialektik von Kontinuität und Diskontinuität in der ästhetischen Sphäre. Kunst – wie alle menschlichen Produkte – ist stets auch auf ihre Tradition bezogen, kann aber ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten nur durch deren Modifikation gerecht werden. Das Neue und auch der Bruch mit dem Alten sind als Teil der Kontinuität der menschlichen Geschichte zu denken. Eine abstrakte Trennung gibt es hier nach Lukács nicht, und Krisen sind so in ihrem Doppelcharakter als Untergang von etwas Altem und Entstehung des Neuen aufzufassen. Damit kann insbesondere der antizipatorische Charakter der Kunst zum Tragen kommen, der Keime des Neuen im Untergang des Alten zu entdecken vermag. Auf der Grundlage seiner systematischen Untersuchungen fordert Lukács Realismus in der Kunst auch vehement ein und kritisiert große Teile der modernen Kunst, aber auch des sozialistischen Realismus, die ‚Verzerrungen' des der Kunst zugrunde liegen Prinzips Realismus seien. Seine Urteile über die moderne Kunst sind im Einzelnen nicht immer überzeugend und können oft sogar aufgrund Lukács' eigener Theorie kritisiert werden. Sie entsprechen allerdings kaum der fast karikaturhaften Sicht, die sich im Blick auf Lukács' Kunstverständnis eingebürgert hat.[26]

Eine Realismustheorie, die sich mit normativen Setzungen nicht zufrieden geben will, könnte viel aus Lukács' groß angelegtem Entwurf einer marxistischen Ästhetik lernen. Lukács liefert kein Rezept für Kunstwerke, aber eine systematische Basis für das Nachdenken über das, was Kunst kann und soll.

---

[26] Vgl. Nicolas Tertulian, Die Lukácssche Ästhetik. Ihre Kritiker, ihre Gegner, in: Pasternack (Hg.), Zur späten Ästhetik von Georg Lukács, a.a.O., S. 33f. Sicher kann und soll Lukács an dieser Stelle kritisiert werden, aber dafür muss seine Theorie ernst genommen werden.

Lothar Peter

„Unterwerfung" von Michel Houellebecq – ein gesellschaftskritischer Roman?*

Inhalt

Die Hauptfigur, der Ich-Erzähler François, ist Literaturwissenschaftler an der Universität von Paris. Sein Forschungsinteresse konzentriert sich auf den französischen Schriftsteller Joris-Karl Huysmans (1848 – 1907), der sich während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst als Parteigänger des Naturalismus, dann als Interpret der„Fin de siècle"-Dekadenz [1] durch seine den bürgerlichen Lebensstil mit bitterer Kritik überziehenden Romanen einen Namen gemacht hatte, ehe er, krank und vom Leben enttäuscht, in einem Kloster Linderung seiner körperlichen und seelischen Leiden suchte.

Huysmans, auf den Houellebecq immer wieder zu sprechen kommt, repräsentiert das Alter ego seines Romanhelden François, der sich von seinem Forschungsobjekt Intuitionen für die Lösung der eigenen Probleme erhofft; denn das Dasein von François – er bezeichnet es selbst als „freudlos" (109) – ist von albtraumhafter Tristesse. Er ist Mitte vierzig, Single, ernährt sich vorzugsweise von Fertiggerichten aus der Mikrowelle oder bestellt beim Catering-Service, raucht und konsumiert reichlich Alkohol. Er hat keine Freunde, die Kontakte mit KollegInnen beschränken sich auf die üblichen banalen universitätsinternen Karriereangelegenheiten. Seine auf triebökonomische Entsorgung reduzierten, perspektivlosen sexuellen Aktivitäten, die Houellebecq mit der von ihm hinlänglich bekannten Drastik schildert, treiben François immer tiefer in Zustände innerer Agonie hinein. Der ohne den geringsten pädagogischen Impetus nur widerwillig bewältigte berufliche Alltag von François spielt sich vor dem Hintergrund wachsender Spannungen zwischen Muslimen und rechtsgerichteten Gruppen in einem Frankreich des von Houellebecq antizipierten, also fiktiven Jahres 2022 ab. Immer häufiger erschüttern Anschläge und Gewalttaten das

---

* Michel Houellebecq, Unterwerfung, Roman, Köln 2015 (Dumont). Die Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diese Ausgabe. Für einige nützliche Hinweise zu meinem Text danke ich Jörg Goldberg von der Z-Redaktion.

1 Exemplarisch für den ästhetizistischen Ekel Huysmans vor der Welt des bürgerlichen Spießertums steht sein Roman" Gegen den Strich" („À rebourse"), geschrieben 1884, in dem er seinen Helden, den Aristokrat des Esseintes, Folgendes denken lässt: „Verbrecherischer und gemeiner als der abgehauste Adel und der heruntergekommene Klerus, entlehnte die Bourgeoisie bei diesen ihr frivoles Gepränge, ihre hinfällige Prahlerei, die sie durch ihren Mangel an Lebensart noch verschlimmerte. Sie stahl ihnen ihre Fehler, die sie in heuchlerische Laster wandelte; herrisch und heimtückisch, niederträchtig und feige, kartätschte sie mitleidlos den ewig und notwendigerweise von ihr betrogenen Pöbel nieder, den sie selbst des Maulkorbs entledigt und dazu abgerichtet hatte, den alten Kasten an die Gurgel zu springen." (Joris-Karl Huysmans: Gegen den Strich, Stuttgart 1992, S.248)

Land, über dem die düsteren Wolken eines Bürgerkriegs heraufziehen. Eigentlich ist François ein durch und durch unpolitischer Mensch, aber da er sich täglich im intellektuell-akademischen Milieu bewegt, kommt er mit den unterschiedlichen politischen Diskursen in Berührung, die das Frankreich der im Roman vorweggenommenen Gegenwart beherrschen. Dort hat sich die, für den Leser vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, groteske, vom Autor aber satirisch gewollte Situation ergeben, dass sich eine politische Allianz von Sozialistischer Partei (PS), bürgerlich-konservativer UMP[2] und einer dynamisch aufstrebenden Partei der (gemäßigten) „Bruderschaft der Muslime" anbahnt, die den primären Zweck hat, einen drohenden Wahlsieg des Front National (FN) zu verhindern. Über weite Passagen des Buches stehen unterschiedliche Aspekte dieser neuen politischen Konstellation und Argumente ihrer Befürworter oder Kritiker im Vordergrund. Teilweise hat man den Eindruck, als handele es sich hier eher um einen politischen Essay als um literarische Prosa, aber es gelingt Houellebecq dennoch, die unterschiedlichen Dimensionen des Romans, also die subjektive Erfahrung des Helden, das akademische Milieu, die politischen Diskurse einzelner Akteure und die nationale politische Situation zu integrieren und den Spannungsbogen der Lektüre bis zum Schluss aufrecht zu erhalten. François selbst bleibt ungeachtet der ihm bevorstehenden einschneidenden Veränderung seines Lebens durchgängig passiv. Sein Denken richtet sich allenfalls, sofern ihn nicht sexuelle Frustration umtreibt, auf das, was sein Alter ego, also Joris-Karl Huysmans, – auch ihm blieb ein menschlich befriedigendes Verhältnis zu Frauen versagt – bewegte, als er sich entschloss, im Kloster Zuflucht vor den Obsessionen der Welt zu suchen.

Nach einer spontanen Reise nach Rocamadour, einem berühmten Wallfahrtsort in Südfrankreich, – der Reise gehen mehrere Gespräche mit Bekannten über die brisante politische Situation voraus –, erfährt François nach seiner Rückkehr, dass ihm der neue Rektor der inzwischen von einem saudiarabischen Ölscheich gekauften Universität Sorbonne gekündigt hat, allerdings mit der gleichzeitigen Option auf eine großzügige Pension, falls François an einer staatlichen, also laizistischen Universität keine angemessene neue Stelle mehr bekommen sollte. Die Kündigung, die ihn allerdings nicht sonderlich bedrückt, nimmt Francois schließlich zum Anlass, den Spuren Huysmans folgend, sich in die bei Poitiers gelegene Benediktinerabtei von Ligugé zu begeben, um dort ein Gelübde als Mönch abzulegen. Da er aber in seiner Zelle, angestarrt von einem „feindseligen kleinen roten Auge" (195) des Rauchmelders nicht rauchen darf, kehrt er dem Kloster schon nach wenigen Tagen wieder den Rücken. Wieder in Paris erhält er, der anerkannte Ex-

---

[2] UMP (Union pour un mouvement populaire, dtsch. Union für eine Volksbewegung) entstand 2002 als Wahlbündnis rechtsliberaler, teils gaullistischer bürgerlicher Parteien, um eine Wahl des Kandidaten des Front National, Jean-Marie Le Pen, zu verhindern. Seit 2002 stellte die UMP die Mehrheitsfraktion in der Nationalversammlung und seit 2007 mit Nicolas Sarkozy den Staatspräsidenten. Während der letzten Jahre war die Partei tief zerstritten. Trotzdem gelang es Sarkozy, Ende 2014 wieder zum Parteivorsitzenden gewählt zu werden.

perte für das Werk von Huysmans, vom Verlag Gallimard das Angebot, in dessen renommierter Klassikerreihe „Bibliothèque de la Pléiade“[3] Huysmans' Gesamtwerk herauszugeben. Noch ehe er über das Angebot entschieden hat, erfährt er, dass der neue Rektor der nun islamischen Sorbonne, Robert Rediger, sein Ausscheiden bedauere, ihn aber zu einem Gespräch einladen wolle, um ihm die Möglichkeit zu eröffnen, seine Professur an der Sorbonne zu behalten, wenn er zum Islam übertritt. Das Gespräch findet auch statt. Vor die Frage gestellt, entweder zu konvertieren oder seine akademische Karriere zu beenden, scheint François – das Buch lässt das Ende zwar offen, lässt aber an diesem Schritt keinen Zweifel – sich für eine Rückkehr an die Sorbonne und damit für eine Konversion zum Islam zu entscheiden.

Islamismus oder Katastrophe der Postmoderne?

Man hat Houellebecq im Blick auf „Unterwerfung“ erneut Islamophobie vorgeworfen. Aber trifft das zu? Houellebecq zeichnet das Bild eines eher moderaten Islam, der, wie im Roman sein französischer Propagandist Robert Rediger, Autor einer populären Schrift mit dem Titel „Zehn Fragen zum Islam“, im Gespräch mit François sagt, weder Steinigung noch Beschneidung rechtfertige, die Befreiung von Sklaven bejahe, rassistischer Diskriminierung ein Ende bereitet habe und die „Gleichheit aller Menschen vor dem Schöpfer“ (242), aber, wie man Houellebecq zwischen den Zeilen lesen kann, nicht unbedingt zwischen den Menschen betone. Allerdings sieht dieser Islam nach dem Verständnis Redigers selbst gar keinen Widerspruch zwischen Gleichheitsprinzip und Polygamie, da letztere biologisch begründet sei und die Entwicklung der menschlichen Gattung fördere.

Auch auf der politischen Ebene gibt sich der von Rediger und dem Führer der französischen Bruderschaft der Muslime vertretene Islam ausgesprochen anpassungsfähig. Die Regeln des Parlamentarismus formal respektierend, klinkt er sich in dessen Spiel ein und agiert so wie andere nicht-muslimische Akteure mit dem Ziel, durch Wahlen Mehrheiten zu erreichen. Der bereits erwähnte, im Buch selbst aber nicht auftretende Spitzenkandidat der muslimischen Bruderschaft, Mohammed Ben Abbes, wird von einem in der Sache kompetenten Bekannten François', dem Ehemann einer Kollegin und höheren Beamten des französischen Nachrichtendienstes DGSI[4], als ebenso intelligent wie modern denkend geschildert. Ben Abbes sei „unternehmensorientiert“, wisse aber sehr

---

3 Diese Klassikerreihe gibt es tatsächlich. Es gilt als besondere Ehre für SchriftstellerInnen und WissenschaftlerInnen, wenn Werke von ihnen schon zu ihren Lebzeiten in der „Bibliothèque de la Pléiade“ erscheinen. Das gilt etwa für Paul Claudel, André Gide, Nathalie Sarraute, Marguerite Yourcenar und Claude Lévi-Strauss.

4 Den französischen Nachrichtendienst DGSI (Direction générale de la sécurité intérieure) gibt es tatsächlich. Er ersetzte 2014 den bisherigen DCRI, ist wie dieser dem Innenministerium unterstellt und auf Gegenspionage, aber auch Terrorismusbekämpfung und die Überwachung „gefährlicher Gruppen“, Organisationen und sozialer Phänomene spezialisiert (Vgl. Björn Krumrey: Die Inlandsnachrichtendienste in Frankreich und Deutschland. Eine rechtsvergleichende Untersuchung, Stuttgart 2104).

genau, dass er ohne kulturelle Hegemonie nicht zur Macht gelangen könne (132). Mit islamistischen Terroristen und Vorstadtmarodeuren habe er nichts gemeinsam, im Gegenteil er halte sie für Stümper. Stattdessen pflege er Kontakte mit einflussreichen Institutionen wie dem Vatikan und umgebe sich mit der Aura eines Anwalts der Dritten Welt.

Auch wenn LeserInnen, sei es auch aus ganz konträren Gründen, das von Houellebecq entworfene Bild des Islam ablehnen mögen, werden sie nicht behaupten können, dass er den Islam verunglimpft. Weder äußert er sich verächtlich über die religiöse Dogmatik des Koran noch verwirft er ihn als rückständig oder zieht seine Interpreten ins Lächerliche. Entscheidend ist aber, dass es Houellebecq im Wesentlichen gar nicht um den Islam geht. Wollte man aus „Unterwerfung" vor allem eine Polemik gegen den Islam herauslesen, würde man die zeitdiagnostische Funktion des Romans vollständig verkennen. Houellebecqs zentrales Thema ist nicht ein wie immer imaginierter oder tatsächlicher Islam, sondern die Auseinandersetzung mit dem Selbstverständnis der heutigen westlichen Kultur, ihrer neoliberalen Ökonomisierung, ihrem moralischen Relativismus und ihrer normativen Destabilisierung. Alle diese drei Momente stehen für Houellebecq in einem nicht-zufälligen Zusammenhang, dessen strukturelle Basis die kapitalistische Ökonomie einerseits und Patriarchalismus andererseits bilden. Die Passagen über den Islam liefern nur die Kontrastfolie, um – gesteigert durch eine ebenso unterkühlte wie beißende Ironie – den sozialen und kulturellen Verfall moderner westlicher Gesellschaften, für die Frankreich nur ein Beispiel ist, umso schärfer hervortreten zu lassen. Man sollte nicht vergessen, dass der Titel des Buches „Unterwerfung" und nicht etwa „Der Triumph des Islam" oder ähnlich lautet.[5] Wer aber sind diejenigen, die sich unterwerfen und wem unterwerfen sie sich?

Darauf gibt das existentielle Scheitern François' eine ebenso unspektakuläre wie deprimierende Antwort. François kapituliert vor dem Konsummodell der Sushi-Lieferservices, Markenklamotten und Luxuswohnungen, dem Pseudopluralismus des politischen Systems, den Zwängen individualistischer Selbstbezüglichkeit und einem allgegenwärtigen neo-patriarchalen Sexismus. Sein eigentliches Drama besteht jedoch nicht darin, dass er sich mit den Erscheinungen dieser elenden Postmoderne offensiv identifiziert und in die Vergnügungen der Event- und Spaßgesellschaft stürzt, sondern dass er sie widerwillig hinnimmt, ohne ihnen etwas entgegenzusetzen.

Dass François auf verlorenem Posten steht, macht Houellebecq gleichzeitig durch die wissenschaftliche und berufliche Situation seines Protagonisten deut-

---

[5] Übersetzt heißt „Islam" zwar „Unterwerfung", „Hingabe", „Ergebenheit" o.ä. (vgl. Heinz Halm, 2001: Der Islam. Geschichte und Gegenwart, München, 2.Aufl., S. 7) und insofern ist der Titel auch nicht zufällig, aber er drückt bei Houellebecq eine Unterwerfung unter die Imperative der gegenwärtigen, in jeder Hinsicht, wie der berühmte Soziologe Émile Durkheim schrieb, vom „mal de l'infini" (dem „Übel der Maßlosigkeit") befallenen westlichen Kultur aus. Die Hegemonie des von ihm literarisch fingierten Islam ist nur die Folge der Unterwerfung unter diese Imperative der westlichen Kultur.

lich; denn François ist mit seinen Huysmans-Forschungen auf ein Arbeitsgebiet fixiert, das aus dem unaufhaltsamen Siegeszuges der neuen Medien und des Internet als krasser Anachronismus herausfällt. Mit dieser intellektuellen Randposition korrespondiert die vollständige Abwesenheit eines pädagogischen Ethos seiner Lehrtätigkeit. Was er in seinen Seminaren, manchmal nur vor einer Handvoll, durch ihr Stipendium dazu offensichtlich verpflichteter, regungslos verharrender chinesischer Studentinnen vorträgt, hat sich von den wirklichen Problemen der Gegenwart phantomhaft abgekoppelt. Allenfalls verhilft ihm noch die Beschäftigung mit seinem literarischen Alter ego dazu, narzistisch um sich selbst zu kreisen. Mit François hat Houellebecq so eine Figur geschaffen, die ebenso unwirklich wie realistisch ist und die für moderne westliche Gesellschaften typische Synthese von individueller Isolation und systemischer Suggestion grenzenloser Freiheit literarisch bedrückend konkret auf den Begriff bringt.

Heillose Sexualität

Zwar ahnt François, dass es etwas geben muss, was über Individualismus und Egotismus hinausgeht, um dem menschlichen Leben einen Sinn zu verleihen, aber er bringt nicht die Kraft auf, daraus Konsequenzen zu ziehen. Statt seine selbstzerstörerische Lebensweise aufzugeben, sich gegen den Verrat der Wissenschaftsfreiheit zu wehren oder sich im Kampf gegen die fatale „union sacrée" der traditionellen Parteien mit der pseudoliberalen Bruderschaft der Muslime zu engagieren, (Konsequenzen, die Houellebecq zwar nicht von seinem Helden erwartet, aber die zu denken der Autor seinen LeserInnen ja nicht verbietet), sucht er Erlösung in immer häufiger fehlschlagenden Versuchen sexueller Befriedigung, schließlich sogar bei sogenannten „Escort"-Damen, also Prostituierten. Je vergeblicher seine Anstrengungen sind, der Hoffnungslosigkeit wenigstens für kurze Augenblicke durch einen sexuellen Kick zu entgehen, desto mehr wird er auf sich selbst zurückgeworfen. Erkrankungen wie Pilzbefall, Hämorrhoiden und Migräne vervollständigen das niederschmetternde Bild persönlichen Verfalls.

Oft ist Houellebecq wegen seiner abstoßenden Sexualszenen angegriffen worden. Was er schreibe, sei Pornographie. Wer das auch auf „Unterwerfung" beziehen will, übersieht, dass diese Szenen kein Selbstzweck sind, um das Publikum wie in pornografischen Machwerken libidinös aufzuheizen und damit Geschäfte zu machen, sondern vielmehr die Funktion haben, sexuellen Konsumismus als Ausdruck eines angeblich von allen moralischen Zwängen befreiten, in Wirklichkeit aber durch und durch patriarchalen Geschlechterverhältnisses zu entlarven.[6] Das Patriarchat bildet für Houellebecq die entschei-

[6] Dass Houellebecqs Roman sich damit nicht im luftleeren Raum literarischer Fiktionen bewegt, wird exemplarisch an der Person des ehemaligen Ministers, Direktors des Internationalen Währungsfonds und führenden Mitglieds des Parti Socialiste, Dominique Strauss-Kahn, deutlich, der offensichtlich glaubte, sich mit der Reservierung einer teuren New Yorker Hotelsuite gleichzeitig das natürliche Recht auf sexuelle Dienstleistungen erkauft zu haben. Auch in mehrere andere, staatsanwaltlich untersuchte Ereignisse, in denen patriarchale Gewalt gegen Frauen verübt wurde, soll er verwickelt gewesen sein.

dende Brücke zwischen der Verkommenheit einer Kultur, die dem aus Humanismus und Aufklärung hervorgegangenen Menschenbild inzwischen die endgültige Bankrotterklärung ausgestellt hat, auf der einen Seite und der neuen Ordnung eines „weichen" liberalen Islamismus auf der anderen Seite. Der hemmungslose Sexismus einer abgewirtschafteten Postmoderne ist, daran lässt Houellebecq keinen Zweifel, für das Szenario neo-islamistischer Polygamie optimal anschlussfähig; denn in beiden Fällen geht es nur um eines: nämlich um die totale Verfügung von Männern über Frauen.

Es gehört zu den am meisten grotesken, aber auch verstörendsten Momenten des Romans, dass gerade das Prinzip der Polygamie – und nur es – den weltanschaulich eigentlich völlig indifferenten, unpolitischen und nicht einmal auf finanzielle Vorteile fixierten François dazu bringt, ernsthaft eine Konversion zum Islam zu erwägen, zumal da ihm Robert Rediger nicht nur den Besitz von drei Frauen, sondern auch deren sexuelle Attraktivität zusichert.

Kapitulation der politischen Klasse

Passivität, moralischer Relativismus und pathologische Selbstreferenz des Romanhelden finden ihre adäquate Entsprechung im Verhalten der politischen Klasse und der sie bedienenden Intellektuellen. Zwischen dem, was François persönlich betrifft, und dem was die Akteure auf der politischen und intellektuellen Bühne Frankreichs im Jahr 2022 treiben, stellt Houellebecq einen negativen hermeneutischen Zirkel her, der die Aussichtslosigkeit jedweder wünschenswerten Entwicklung der Gesellschaft festschreibt. Das traditionelle „Mitte-links"- oder „Mitte-rechts"-Schema, das dem Frankreich der 5. Republik seit Jahrzehnten seinen Stempel aufdrückte, hat sich erschöpft.[7] Mit der muslimischen Bruderschaft des Mohammed Ben Abbes – der Name Abbes erinnert nicht zufällig an das französische Wort „abbé" (Priester) – ist ein Akteur in Erscheinung getreten, der die politische Szene neu aufmischt. Antisemitismus und fundamentalistische Phrasen vermeidend, „herzliche Beziehungen" (44) zur jüdischen community pflegend und ein dichtes Netzwerk sozialer und kultureller Einrichtungen schaffend, das, wie Houellebecq hintergründig hinzufügt, an das frühere Vorbild der Kommunistischen Partei erinnert, bietet sich Ben Abbes als Retter vor der drohenden Machtergreifung durch den Front National an, der seinerseits einen triumphalen Aufschwung erlebt. Ziel der unterkühlten, damit aber umso schärferen Kritik Houellebecqs ist aber in erster Linie weder die Bruderschaft der Muslime noch der Front National von Marine Le Pen. Es geht ihm vielmehr um die politische Korruptheit, den Opportunismus, die Machtgier und völlige Alternativlosigkeit der etablierten französischen Parteien und ihres Führungspersonals, die bisher die Geschicke Frankreichs bestimmt hatten, also vor allem die Sozialistische Partei (PS) und die bürgerlich-konservative UMP. Auch Jean-Luc Mélenchon, Rep-

---

[7] Als Überblick über die gesellschaftliche und politische Entwicklung Frankreichs in der V. Republik vgl. Jörg Requate, 2011: Frankreich seit 1945, Göttingen, insbesondere S.41 – 60.

räsentant des „Front de gauche“[8], bekommt einen polemischen Seitenhieb ab, ohne dass allerdings genau klar wird, warum (177). Mit geradezu triefendem Hohn behandelt Houellebecq den Spitzenpolitiker der liberalen bürgerlichen Partei „Mouvement démocrate“ („Demokratische Bewegung“), François Bayrou, den er nach dem Wahlsieg von Ben Abbes deshalb zum Ministerpräsidenten avancieren lässt, weil er sich mit seiner penetranten Sehnsucht nach einem „hohen Amt“ und seinem nichtssagenden Humanismus für den Posten des Premierministers unter der Präsidentschaft Abbes' optimal eigne. Über Bayrou äußert sich der Geheimdienstmann Tanneur wie folgt: „Was Bayrou so einzigartig, so unersetzlich macht ... ist seine Dämlichkeit. Sein politischer Entwurf ist immer auf seinen persönlichen Wunsch beschränkt geblieben, unter allen Umständen ein ‚hohes Amt' zu bekleiden, wie man so schön sagt. Er hat nie eigene Vorstellungen gehabt und auch nicht so getan, als hätte er welche; in diesem Ausmaß ist das durchaus selten. Das macht ihn zum idealen, den Begriff des Humanismus verkörpernden Politiker, zumal er sich für Heinrich IV. hält und einen großartigen Friedensstifter im Dialog der Religionen.“ (131).[9]

Während Houellebecq der UMP durch den Mund Tanneurs attestiert, sich mit bildungspolitischem Konservatismus und restriktiver Sozialpolitik in einer quasi natürlichen Nähe zur Muslimischen Bruderschaft zu befinden, führt er die Bündnisbereitschaft des PS auf dessen zu Lasten seiner einstigen laizistischen Orientierung gehenden abstrakten Antirassismus, seine „Multi-Kulti“-Attitüde, zurück. Zweifellos hegt Houellebecq überhaupt keine Sympathien für die Linke, auch nicht für die linke Strömung außerhalb des PS. Deshalb man muss seiner bewusst überzeichneten Darstellung der politischen Konstellation und ihrer Akteure auch keineswegs in allen Punkten zustimmen, aber der Tenor seiner Befunde überzeugt dennoch: die etablierten Parteien wollen und können der umfassenden, nicht nur ökonomischen und politischen, sondern vor allem auch kulturellen und moralischen Krise der (französischen) Gesellschaft keine glaubwürdige Alternative entgegensetzen. Das Frankreich unter dem - wohlgemerkt von UMP, PS und UDI[10] gestützten – siegreichen islamischen Präsidenten Ben Abbes charakterisiert Houellebecq als kapitalistisch, patriarchal und antilaizistisch. Von den bisherigen patriarchalen Strukturen unterscheiden sich die nun eintretenden Verhältnisse des Jahres 2022 dadurch, dass Polygamie offiziell wieder zugelassen, Mädchen und junge Frauen

---

8 Der „Front de gauche“ (Linksfront) ist ein 2008 entstandenes Wahlbündnis, das von dem „Parti de gauche“ (Linkspartei) und dem PCF (Französische Kommunistische Partei) getragen wird. Der „Front de gauche“ lässt sich in einer Reihe von Punkten mit der Partei „Die Linke“ in Deutschland vergleichen. Sein Spitzenkandidat Jean-Luc Mélenchon erreichte bei der Präsidentschaftswahl 2012 im ersten Wahlgang 11 Prozent der Stimmen.

9 Die Anspielung auf den französischen König Heinrich IV. verweist darauf, dass Bayrou realiter Verfasser einer Biographie über diesen Monarchen ist.

10 Neben dem PS und der UMP taucht im Roman noch die UDI (Union des démocrates et indépendants, dtsch. Union der Demokraten und Unabhängigen) auf, die 2012 vor allem aus einer Abspaltung von der UMP Sarkozys hervorgegangen ist. Sie vertritt typische Positionen der „Mitte“, ist also liberal und proeuropäisch.

auf hauswirtschaftliche Funktionen beschränkt und Frauen generell aus dem Erwerbsleben herausgedrängt werden sollen. Mit Hilfe von Schador und anderen entmündigenden Verkleidungen wird Sexualität nun für männliche Herrschaft privatisiert, wo sie vorher als Ware öffentlich vermarktet wurde.

Der neue Kapitalismus der Ben Abbes-Ära steht im Zeichen des „Distributismus", einer ökonomischen Philosophie, die sich der neue Präsident aneignet, ganz unbekümmert darum, dass sie auf katholische Denker wie Gilbert Keith Chesterton (1874 – 1936) und Hilaire Joseph Pierre Belloc (1870 – 1953) zurückgeht (178 ff.). Zwar gibt sich der „Distributismus" von Ben Abbes als „dritter Weg" zwischen Kapitalismus und Kommunismus aus, aber Houellebecq lässt unmissverständlich durchblicken, dass der reale Kapitalismus nichts von ihm zu befürchten hat, begünstigt er doch eher den Rückzug des Staates aus der Wirtschaft als deren staatliche Kontrolle, geschweige denn Eingriffe in privatkapitalistische Eigentumsverhältnisse. Politische Loyalität breiter sozialer Schichten will sich der „Distributismus" Ben Abbes' dadurch sichern, dass er den Selbständigen Steuererleichterungen und jungen Leuten die Förderung von Firmengründungen verspricht. In das „neue Gesellschaftsmodell" eingelagert ist ein Typ von Familie, der sich sowohl mit patriarchalen islamischen Vorstellungen als auch dem westlichen Muster einer ökonomisch funktionalen „vernünftigen Familie" (180) deckt. Dass der „Distributismus" letztlich nur als eine das Szenario des Jahres 2022 rechtfertigende Ideologie fungiert, welche das kapitalistische Privateigentum nicht nur nicht antastet, sondern die Polarisierung von reich und arm sogar ausdrücklich gut heißt, bestätigt auch der Haushaltsentwurf der neuen Regierung, der die bisherigen staatlichen Sozialausgaben rigoros zurückfahren will (187). Eine weitere Grundtendenz der „Unterwerfung" der französischen Kultur diagnostiziert Houellebecq in der Preisgabe eines Frankreich bisher prägenden Laizismus, der von den institutionellen politischen Akteuren kampflos aufgegeben wird, um die Gesellschaft einem Prozess der Rückeroberung durch ein neues religiöses Regime zu überlassen.

Verrat der Intellektuellen

Wenn Houellebecq von den Intellektuellen spricht, hat er nur einen Typ im Auge, nämlich denjenigen, der sich den herrschenden Eliten zur Verfügung stellt. Einen anderen Typ scheint er – ein gravierendes Defizit des Romans – nicht zu kennen. Sein Urteil über diesen Typ fällt allerdings vernichtend aus. Dabei steht vor allem ein Aspekt im Vordergrund: die bestürzende Anpassungsfähigkeit und Austauschbarkeit dessen, was Intellektuelle denken und propagieren.

Am Beispiel von Robert Rediger, neben François die wohl wichtigste Romanfigur, zeichnet Houellebecq einen Wandlungsprozess nach, der Rediger von einer bestimmten ideologischen Position zu einer diametral entgegengesetzten umschwenken lässt. Identisch aber sind beide Positionen darin, dass sie affirmative herrschaftslegitimierende Tendenzen und Interessen in der Gesellschaft bedienen. Zunächst engagierte sich Rediger in der „Identitären Bewegung", die es in Frankreich tatsächlich gibt. Der „Bloc identitaire", wie sich

diese Strömung in Wirklichkeit nennt, entstand während der 2000er Jahre.[11] Hervorgegangen unter anderem aus der rechten Gruppierung „Unité radicale", die 2002 durch das Innenministerium aufgelöst wurde, vereinigt der „Bloc" ungefähr 2000 Mitglieder und beteiligt sich seit 2009 als politische Partei lokal und regional gelegentlich an Wahlen. Als Teil des rechtsextremen Spektrums wendet sich der „Bloc identitaire" gegen ethnische Verschmelzung und eine permanente Anklage der europäischen Völker. Er wendet sich gegen „Materialismus" – gemeint ist damit eine nur auf materiellen Besitz und Konsum gerichtete Haltung –, und gegen die angebliche Usurpation der Demokratie durch oligarchische Apparate, wobei finanzkapitalistische Akteure, die Medien und die Gewerkschaften ohne Rücksicht auf ihre unterschiedlichen gesellschaftlichen Inhalte und Ziele über einen Leisten geschlagen werden. Amerikanisierung und Islamisierung ablehnend, beteuert der „Bloc" gleichzeitig seine Abgrenzung vom Antisemitismus. Sich auf Werte einer ländlichen Lebensweise berufend, sieht er sich als Fürsprecher regionaler Minderheiten, aber auch der „weißen" kleinen Leute in den Vorstädten der urbanen Zentren („petits blancs de banlieue"). Die Bevorzugung der weißen Franzosen vor MigrantInnen und Menschen anderer Hautfarbe gehört ebenso wie die Ablehnung der Frauenemanzipation zu den politischen Essentials des „Bloc". Aber Rediger hat sich von der identitären Bewegung losgesagt, um zum Islam überzutreten. Dieser erstaunliche Wechsel ist nur oberflächlich betrachtet nicht plausibel. Houellebecq lässt ihn vielmehr als ganz folgerichtig erscheinen, indem er, auf die Geschichtsphilosophie von Arnold Toynbee anspielend, Rediger die These in den Mund legt, dass die traditionelle europäische Kultur abgewirtschaftet hat und aus sich heraus nicht mehr die geschichtliche Kraft aufbringt, sich grundlegend zu erneuern. Die Fähigkeit dazu traut Rediger nur noch dem dynamisch aufstrebenden Islam zu, der außerdem in der bedingungslosen Unterwerfung des Menschen unter Gott die Erreichung eines absoluten Glückszustandes verheißt.

Auch an dieser Stelle lässt Houellebecq, an den berüchtigten sadomasochistischen Roman „Geschichte der O"[12] erinnernd, die Grenzen zwischen Herrschaft über Frauen in der europäischen Kultur und dem religiösen Unterwerfungsprinzip des Islam, wie Rediger es versteht, verschwimmen. Weil Rediger in seiner Version des Islam eine Herrschaftsideologie feiert, von der er ebenso als Intellektueller wie als patriarchal orientierter Mann selbst zu profitieren hofft, wirft er den Ballast eines ihm überholt erscheinenden alteuropäischen Kulturbegriffs über Bord. Zwischen Redigers früherer Zugehörigkeit zur identitären Bewegung und seinem jetzigen Bekenntnis zu einem teilweise modernisierten Islam baut der Autor die Episode eines inzwischen von seiner Romanfigur diskret fallen gelassenen islamistischen Radikalismus ein. Diese Episode will Houellebecq sowohl als Beweis für die verantwortungslose Wand-

---

[11] Vgl. den Wikipedia-Eintrag „Bloc identitaire" in französischer Sprache, abgerufen am 25.01.2015.

[12] Der Roman „Geschichte der O" von Anne Declos erschien 1954 in Paris. Feministinnen haben in dem Buch das Produkt eines in Wirklichkeit männlichen Autors gesehen.

lungsfähigkeit von Intellektuellen als auch die nicht zufällige komplizenhafte Haltung von Journalisten verstanden wissen, extremistische Abenteuer prominenter Intellektueller mit Schweigen zu übergehen. Ähnlich wie bei einst ultralinken Intellektuellen – hier denkt der Autor offensichtlich unter anderem an die „nouveaux philosophes"[13] –, denen die Glorifizierung von Stalin, Mao und Pol Pot in ihrer späteren Karriere keineswegs geschadet hat, seien deshalb auch Rediger trotz seiner früheren militant-islamistischen Beitrage bei seinem spektakulären Aufstieg keine Steine in den Weg gelegt worden.

Umrisse zukünftiger Hegemonie

Mit der kruden, in geradezu aufdringlicher Breite dargelegten Weltanschauung Redigers will Houellebecq typische Versatzstücke einer zukünftig hegemonialen Ideologie beschreiben. Die Umrisse einer „sanften Scharia", ein von jeder staatlichen Regulierung gesäuberter Kapitalismus, eine zwar ohne offene Gewaltsamkeit erzwungene, dafür aber um so totalere Loyalität der Bevölkerung gegenüber der neuen autoritären Ordnung sowie die Überformung ihrer Ideologie durch biologistische, neodarwinistische und nietzscheanische Rechtfertigungen konstituieren ein ideologisches System von Herrschaft, das alle gesellschaftlichen Lebensbereiche von den verrotteten Formen des gegenwärtigen Liberalismus reinigen will. Die heraufziehende Welt der „Unterwerfung" soll eine Welt ohne Akteure werden, die für Überwindung von Kapitalismus und Patriarchat und gegen mediale Gleichschaltung, Entdemokratisierung und Entsolidarisierung eintreten. Was Rediger predigt, wird sich deshalb durchsetzen können, weil ihm in der für den desolaten Zustand der heutigen Gesellschaft repräsentativen Figur des François kein Gegner mehr entgegentritt, der etwas fundamental anderes will als die Identifizierung mit sozialer Ungleichheit, Ungleichheit der Geschlechter, Verzicht auf rationale Diskurse gesellschaftlicher Problemlösungen und Ausschluss der Bevölkerung von demokratischen Entscheidungen. Das – und nicht eine ihm oft unterstellte zynische Werbung für schrankenlosen moralischen Defätismus und die Absage an Menschlichkeit – ist die eigentliche Botschaft Houellebecqs, über die sich nur diejenigen täuschen, die seinen ironischen literarischen Gestus mit einer Absage an Prinzipen sozialer Gerechtigkeit, Geschlechtergleichheit und Demokratie verwechseln. Damit ist abschließend noch einmal die Frage beantwortet, die im Titel dieses Beitrags gestellt wurde.

---

[13] Über die Entwicklung der „neuen Philosophen" von ehemals ultralinken und maoistischen Positionen zu Apologeten der heute herrschenden Eliten in Frankreich vgl. zum Beispiel meine Beiträge „Von der ‚Proletarischen Linken' zu Sarkozy", in: Z 70 (Juni 2007), S. 22-35, und „Die Geburt des Neoliberalismus aus dem Geist von 1968", in: Z 74 (Juni 2008), S.93-194. Zur Parallelerscheinung dieses Problems in Deutschland vgl. die exzellente Studie von Frank Deppe „imperialer realismus? Deutsche Außenpolitik: Führungsmacht in ‚neuer Verantwortung'. Eine Flugschrift", Hamburg 2014.

Kai Köhler

Privatheit und Krise

Der 11. September 2001 in der Literatur der BRD

Stellt man die Frage, wie deutschsprachige Autoren auf die Anschläge vom 11. September 2001 reagiert haben, so sieht man sich vermutlich schnell mit der Gegenfrage konfrontiert: Warum nur die Deutschen? Ist Literatur nicht international, stehen nicht besonders Übersetzungen US-amerikanischer Werke im Zentrum des deutschen Literaturbetriebs?

Dem Verdacht, einer nationalfixierten Philologie zu erliegen, könnte zunächst auf einer pragmatischen Ebene mit dem Hinweis auf die Beschränkungen des Aufsatzformats entgegnet werden. Doch gibt es auch inhaltliche Gründe. Die deutsche Perspektive ist die eines Innen-Außen: Die meisten Autoren fühlen sich den USA, wenn nicht politisch, so doch durch kulturelle Erfahrungen verbunden; mindestens verurteilen sie die Anschläge. Gleichzeitig aber gehören sie nicht dem nationalen Kollektiv an, das auf die Anschläge zunächst mit großer äußerer Geschlossenheit reagierte und sehr schnell zu militärischen Handlungen überging, die von einer Mehrheit der deutschen Schriftsteller keineswegs gebilligt wurden.

Eine deutsche Besonderheit ist auch die Figur des engagierten Schriftstellers. Im Literatursystem der Bundesrepublik in den 1960er Jahren beherrschend und noch bis in die 1980er hinein einflussreich, grenzten sich die meisten Jüngeren vom Auftreten eines Günter Grass, Martin Walser oder Hans Magnus Enzensberger ab.

Freilich hatten Literaturdebatten der 1990er Jahre die Risiken einer politischen Positionierung vorgeführt. Nicht nur ehemalige DDR-Schriftsteller, sondern auch Vertreter einer dezidiert rechten Position wie Botho Strauß und Martin Walser sahen sich Kritik ausgesetzt. Mindestens in dem letzten der Fälle erhöhte allerdings der Streit den Marktwert der Autoren.

Für die jüngere Generation, die sich in ihrer Mehrheit im Unpolitischen eingerichtet hatte, stellte sich also die Frage, ob und wie eine öffentliche Äußerung oder eine literarische Gestaltung nützlich sein konnte. Das schloss, als weitere Ebene, das Problem einer angemessenen Sprache ein. Der deutsche Faschismus hat Pathosformeln in einen durchaus erfreulichen Misskredit gebracht. Seitdem stellt sich für deutschsprachige Autoren in besonderem Maße die Frage, ob und wie emotionale Identifikation formuliert werden kann.

Die literarischen Reaktionen auf die Anschläge vom 11. September lassen sich also unter dem Aspekt betrachten, wie Schriftsteller, von denen sich die meisten mehr oder minder in gesellschaftskonformer Innerlichkeit eingerichtet hatten, auf einen offensichtlichen Einbruch von Gewalt reagieren. Der politische Inhalt ist dabei nicht nur mit dem explizit Gesagten verbunden, sondern auch mit den gewählten Sprachformen und Genres.

Das Problemfeld wird in drei Schritten vermessen. Im Abschnitt I wird der 11. September als Stoff vorgestellt, der für eine literarische Verarbeitung spezifische Chancen und Probleme besitzt. Zweitens werden Reaktionen von Autoren vorgestellt, und zwar zunächst nicht inhaltlich geordnet, sondern aufsteigend in der literarischen Wertigkeit von gutgemeinten Anthologien (II, mit einem Seitenblick auf einige anspruchsvollere Gedichte) über Tagebücher und Interviews (III) bis hin zu Verarbeitungen auf der Ebene von Fiktionalität (IV). Der Schlussabschnitt V bringt dann verallgemeinernd, wie bürgerliche Schriftsteller das Verhältnis von Normalität und Krise erfassen, und das heißt in diesem Fall auch: von sprachlicher Formulierung und Geschichtlichkeit. Essays und Interviews als literarisch weniger vermittelte Formen der Äußerung wurden aus Platzgründen nicht berücksichtigt.

Besonderheiten des Stoffs

Was zeichnet den Stoff unter literarischem Gesichtspunkt aus? Die Anschläge vom 11. September lösten eine Krise aus; sie selbst sind nicht als Krise zu erfassen, sondern als punktuelles Ereignis. Das bedeutet für Schriftsteller vor allem Schwierigkeiten.

Die erste Schwierigkeit besteht darin, die beteiligten Personen zu gestalten. Es gibt (sieht man einmal ab von den Ereignissen innerhalb der Flugzeuge) keinerlei direkte Konfrontation zwischen Tätern und Opfern. Legt man den Schwerpunkt auf die Opfer, so setzt man sich dem Verdacht aus, sie sensationsheischend auszunutzen. Umgekehrt ist es schwierig, die religiös deformierte Gedankenwelt der Täter nachzuzeichnen. Jegliche Beschäftigung mit der Vorbereitung des Attentats könnte nur entweder einen reibungslosen Ablauf mit bekanntem Ausgang nachzeichnen (ein literarisch kaum verlockendes Vorhaben) oder aber einen Wettlauf mit den Geheimdiensten, was sehr spekulativ wäre und rasch in den Kontext von Verschwörungstheorien führen würde, wie sie tatsächlich bald aufkamen.

Umgekehrt hatten die Anschläge zwar massive politische Folgen. Unabhängig von Angriffsplänen, die vorher bestanden haben mögen, wären Rechtfertigung und Verlauf der US-Kriege in Afghanistan und gegen den Irak nicht so denkbar gewesen, wie sie sich tatsächlich ereignet haben. Nun wäre zwar ein Roman in Form eines großen politischen Panoramas denkbar, in dem, aus welchen Gründen auch immer, bestimmte Akteure an allen Brennpunkten des Geschehens auftauchen. Doch wird die Form des Historienromans, der im 19. Jahrhundert als literarische Gattung Hochschätzung genoss, nun von Autoren, die an ihren Marktwert im Feuilleton denken, als trivial gemieden.

Es bleibt also eine Literatur übrig, die auf Beobachtung zielt. Dabei dominieren Genres, die ohnehin solche der ausformulierten Betrachtung sind: Essay und Tagebuch. Die Gedichte zum Ereignis sind Gefühlen und Gedanken gewidmet, nicht aber balladenartig Handlungsverläufen. Und sogar in Erzählung und Roman sind die Hauptfiguren – jedenfalls im Hinblick auf den 11. September – betroffen Beobachtende.

Diese Beobachtung – wie überhaupt jede Schilderung der Anschläge – steht in diesem Fall einer besonderen Schwierigkeit gegenüber. Im Normalfall bildet sich aus der Summe von Beschreibungen im Laufe der Zeit ein Bild heraus, das in gewissen Grenzen variabel ist. Diese Grenzen sind von aktuellen gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen bestimmt, aber auch dadurch, wem es gelungen ist, bestimmte Bilder mit dem Ereignis zu verbinden. Im Falle des 11. September geschah dies bereits am 11. September. Vor allem der Einschlag des zweiten Flugzeugs in das World Trade Center, aber auch bestimmte Bilder der New Yorker Opfer waren sofort festgelegt. Das gilt auch für Sprachfloskeln wie die: von nun an werde nichts mehr so sein wie zuvor – was sich, wörtlich genommen, über jedes Ereignis sagen lässt, sich hingegen als Epocheneinschnitt nicht bewahrheitet hat. Die Anschläge haben lediglich Tendenzen gefördert, die es ohnehin schon gab; Konstellationen bei der imperialistischen Konkurrenz zwischen Großmächten haben sie nur kurzfristig verschoben.

Eine solche Festlegung kann für Autoren zwar grundsätzlich eine Chance bedeuten: Material, das im allgemeinen Bewusstsein vorhanden ist, lässt sich weiterverarbeiten. Doch ist dies schwierig, wenn die Wertung des Ereignisses derart festliegt wie in diesem Fall. Hier also schränkte das schnelle Entstehen einer festgefügten Bilderwelt die Möglichkeiten der Autoren eher ein.

Anthologien und Gedichte

Relativ schnell nach den Anschlägen erschienen zwei Anthologien mit kurzen Texten, von denen die meisten sich im weiten Sinne einer engagierten Literatur zurechnen lassen, wie sie im öffentlich wahrnehmbaren Bereich des Literaturbetriebs seit langer Zeit allenfalls einen Randplatz einnimmt. Auch die beiden Sammlungen wurden in Kleinverlagen publiziert und haben wenig Beachtung gefunden.

Das ästhetisch anspruchslosere dieser Bücher ist 2002 im Abendstern-Verlag erschienen und trägt den Titel „Gedanken im Sturm".[1] Es ging den Herausgebern erkennbar nicht um literarische Qualität – auch die Klasse 3a einer Remscheider Grundschule darf „Gefühle zum 11. September & Vier Monate danach" formulieren wie „Ich finde gemein, dass Bin Laden und seine Männer so was geplant haben." (76) Das ist aber immer noch ansprechender formuliert als die kitschverdächtige Einleitung, wo es heißt: „Der Wind verstummte und gab das Klagen der Opfer preis. Die Sonne sandte keine Strahlen, deren Wärme die Tränen hätte trocknen können. Der Regen versiegte und wusch das Blut nicht fort" usw. (9)

In nur ganz wenigen Beiträgen des Bandes ist Erkenntnis durch literarische Mittel gewonnen; etwa wenn Corina Bomann in „Fragmente eines Tages" erfasst, wie sich zunächst belächelte Gerüchte verdichten und als Fakten erweisen oder Betty Schmidt in „Sprichwortsalat" gängige Redewendungen mit Pa-

[1] Steve Comes, Nicole Rensmann, Matthias von Schramm, Angela Wagner, Gedanken im Sturm, Parchim 2002. Zitate hieraus und im Folgenden mit Seitenangaben im Haupttext.

rolen nach dem 11.9. derart kombiniert, dass sich der Unsinn der letzteren erweist. Der Gipfel der Gesellschaftskritik ist erreicht, wenn in Achim Frikers „Tannen und Käuze" statt des Terroristen Omar Al Mhuba die harmlose Oma Almhuber ins Visier eines Sondereinsatzkommandos gerät.

Insgesamt aber dominieren politische Naivität und eine dumme Verinnerlichung. Kerstin Dirks stellt in „Von Schatten und Licht" pseudomythologisch die Weltgeschichte als Kampf zwischen dem Hass und der Liebe dar, wobei sich natürlich letztere als stärker erweist. Das zeigt sich als kompatibel mit dem Appell, für ein wenig Frieden beim eigenen Ich anzufangen. Der Gedanke, der das Bändchen durchzieht, ist exemplarisch bei Barbara Jung in „Liebe Freunde..." formuliert: „Wir können viel dazu beitragen, ein bisschen mehr Gerechtigkeit und Frieden in der Welt zu schaffen, indem wir in unserer eigenen kleinen Welt damit beginnen." (21)

Das alles lohnte keine nähere Beschäftigung, verwiese es nicht auf eine Funktion von Literatur in krisenhaften Lagen, die unterhalb der Wahrnehmung durch die gleichsam offiziellen Instanzen Literaturkritik und -wissenschaft liegt, aber gleichwohl existiert: die der Selbstvergewisserung. Sie geht in diesem Fall meist mit einer Verinnerlichung einher, auf die wir später wieder treffen werden.

Auch in der von Fritz Reutemann herausgegebenen Lyrikanthologie „Fluchtzeiten", ebenfalls 2002 erschienen,[2] führt zwar manchmal der Versuch der Leichenbeschreibung zu allzu viel Pathos: „menschen trümmer / glühende berge auf blutender haut", beginnt Felicitas Kretschmanns Gedicht „11. September 2001" (49), und Robert Stauffer schließt in „Korrosion, Twin Towers" ein expressionistische Leichenbeschreibungslust an, wenn er vorhersieht: „Mikroben und Vieren [!] entstehen in der Gallerte aus Blut". (80) Auch findet sich die naive Mahnung zum Frieden, wenn Wolf Peter Schnetz im Gedicht „Feindbild" meint: „Mein größter Feind / ist das Feindbild, / gemacht / aus dem Stoff / beliebiger Worte." (118)

Doch dominiert insgesamt in diesem Band die politische Zuspitzung. Das gilt für die Vorgeschichte, zu der gehört, wie die USA jahrzehntelang jeden Versuch, eine vernünftige Gesellschaftsordnung aufzubauen, bekämpft haben, so dass nun in weiten Teilen der Welt die unvernünftigen Akteure dominieren. Rüdiger Heinz weist schon durch den Titel von „11. September – Terror in Chile" (22) darauf hin, dass das Datum des Anschlags auch der Jahrestag des von den USA mitorganisierten Putschs in Chile gegen den sozialistischen Präsidenten Allende 1973 ist. Kurz, so Hanspeter Wieland in „Die Sieger haben schon verloren": „Der Terror sucht stets den Ort / von dem er ausgegangen ist". (19)

Viele Beiträge gehen auf die sehr schnell wahrnehmbaren Folgen des Anschlags ein, davon die Mehrzahl auf den Krieg in Afghanistan, einige aber auch auf den Ausbau staatlicher Überwachung; so „ottomania" des Herausgebers Reutemann, dessen negative Hauptfigur der damalige Bundesinnenminis-

---

2 Fritz Reutemann (Hg.), Fluchtzeiten. Das Ende der Totlachgesellschaft? Vechta-Langförden 2002.

ter Otto Schily ist. Andere Autoren versuchen, vorgegebene Sprach- und Denkmuster zu zersetzen, wie Wolfgang G. Fienhold in „Nach dem 11. September", dem kürzesten Gedicht der Sammlung, das hier vollständig zitiert werden kann: „kamen der 12. Der 13. Der 14..." (72)

Der Band hat den Untertitel „Das Ende der Totlachgesellschaft?", und das markiert die Hoffnung darauf, dass sich nun eine auf Unterhaltung und Spaß fixierte Gesellschaft wichtigen Themen zuwenden werde. Das erste von drei Gedichten etablierter Autoren, die hier vorgestellt werden, liest sich wie eine Antwort darauf. Robert Gernhardt konstatiert in seinem „Sonett vom Ende der Spaßgesellschaft in diesem unserem Lande" eingangs: „Ein Land macht ernst. Seit jene Türme fielen, / fiel auch der Groschen: Nun ist Schluß mit lustig!" Das aber ist aus seiner Sicht eine Angleichung an den Gegner Bin Laden, denn es geschieht „Getreu dem Vorbild dessen, der seit Wochen / mit grimmer Miene heilgen Krieg verkündigt, / als Rächer und Prophet von eignen Gnaden."[3]

Was nach Meinung Gernhardts droht, das ist für Durs Grünbein ausgeblieben. Seine „September-Elegien" setzen ein mit einer Rückkehr zur Normalität: „Dann flaut die Erregung ab. Vom Anblick der Supernova / Erholen die meisten sich bei Arbeit, Glücksspiel und Sex. / Von allen Mementos bleibt als letztes das leise ‚It's over'."[4] (50) Die „Gewißheit des Todes, und daß alles ein Ende hat" (50) wird verdrängt, nur ab und an denkt man an die fortbestehende Bedrohung, während die Herbstkälte zur dominierenden Empfindung wird, und damit verbunden Melancholie: „Weniges dauert an. Zur Schnulze wird das Verlustgefühl, / Von dem man noch eben sicher war, das geht niemals vorbei." (52)

Dies alles bringt Grünbein weder anklagend noch zustimmend vor, sondern milde feststellend. Ganz anders als der Tagebuchschreiber Grünbein, von dem unten die Rede sein wird, inszeniert der Lyriker einen Sieg des Privaten, das indessen auch nur eine Bewegung auf den Tod hin ist.

Während Grünbein die Kunstfertigkeit, mit der er das elegische Versmaß durch Alltagssprache durchbricht, eher verbirgt, stellt Thomas Kling in „Manhattan Mundraum Zwei" die Komplexität seiner Bilderwelt in den Vordergrund.[5] Das Gedicht besteht aus 21 Abschnitten, in denen die Motive des Loops, also der schleifenartigen Wiederholung von – in diesem Fall – Bildern, des Sehens und der Blindheit, von Licht und Klang in ein Verweissystem treten, das hier nicht angemessen interpretiert werden kann. Der Hinweis auf diesen Versuch, durch avantgardistische literarische Mittel Wahrnehmungsweisen einer Katastrophe zu rekonstruieren, muss genügen.

---

3 Robert Gernhardt, Sonett vom Ende der Spaßgesellschaft in diesem unseren Lande, in: Gernhardt, Gesammelte Gedichte. 1954-2004, Frankfurt a. M., S. 741.

4 Durs Grünbein, September-Elegien, in: Grünbein, Erklärte Nacht. Gedichte, Frankfurt a. M. 2002, S. 50-52.

5 Thomas Kling, Manhattan Mundraum Zwei, in: Kling, Sondagen. Gedichte, Köln 2002, S. 9-17.

Tagebücher und Interviews

Tagebucheintragungen scheinen das Genre, das einem als schockhaft empfundenen Ereignis am ehesten angemessen ist – jedenfalls sind sie unter den Texten zum 11. September besonders stark repräsentiert.

Am ehesten einem Programm der Entpathetisierung verbunden sind die Aufzeichnungen von Walter Kempowski, die 2006 in einer sprachlichen Form erschienen, die Authentizität verspricht.[6] Unvollständige Sätze, unstatthafte Vergleiche machen den Eindruck von im Original wiedergegebenen Notaten – während sonst die für den Druck bearbeitete oder gar nur für die Veröffentlichung geschriebene Fassung die Regel sein dürfte. „Wie Flöhe fliegen Leute raus" lautet ein Vergleich, der wenig Rücksicht auf Pietät nimmt. Der Verdacht wird wenige Zeilen später durch den Satz bestätigt: „Leute haben Choräle gesungen. Na." (12) Bereits am Folgetag notiert Kempowski, gegen die tatsächlich bald darauf widerlegte Vorhersage, künftig werde beim Katastrophenfilm ein Bildverbot bestehen: „Ein Szenarium für schlechte Autoren. Und oh! was wird es für Filme geben. Spielberg nagt schon am Bleistift." (15)

Während Kempowski als Sammler geschichtlicher Dokumente aus Krisenzeiten qua Profession Distanz wahren kann, benennt Max Goldt in seinen Notizen aus dieser Zeit durchaus Emotionen und seine Unruhe: „Nach Edmund Stoiber stellte ich den Fernseher aus. Leicht weggetreten wanderte ich, dem Panther von Rilke recht ähnlich, eine nicht gemessene Zeit lang durch die Wohnung, öffnete sinnlos Schubladen und schob sie wieder zu, betätigte sinnlos Lichtschalter und trat sinnlos auf den Treter vom Trittmülleimer." (21)[7] Allerdings ist bereits hier durch den offensichtlich unangemessenen Rilke-Vergleich ein Ironiemoment eingefügt. Goldt – was immer er in diesen Minuten real empfunden hat – weiß, dass er durch seine Feuilleton-Plaudereien als literarische Figur etabliert ist, und hat denn auch gleich eingangs seiner Tagebuch-Veröffentlichung das Nicht-Authentische – nämlich die „formalen Mogeleien" (12), die ein gedrucktes Tagebuch erlaubt – hervorgehoben.

Max Goldt als literarische Figur ist der wohlwollend mahnende Onkel eines progressiv-liberalen Bürgertums, der vor Schlampereien gedanklicher und sprachlicher Art im Alltag warnt und ideologische Überspitzungen einer milde gehaltenen Lächerlichkeit aussetzt. Und so setzt sich die Ironisierung durch. Zum 13. September schreibt Goldt: „Um 10 Uhr ist staatlich verordnete Schweigeminute. Ich schweige auch wirklich, in erster Linie aber, weil keiner da ist, mit dem ich mich unterhalten könnte. Die Kollegen, auf die ich in der Hotelhalle warte, sind nämlich unpünktlich." (26)

So vernichtet Goldt einerseits das Pathos, das kurz darauf Kriege legitimieren wird. Dabei gibt es auch eine ernsthafte Schicht, nämlich Goldts Kritik an

---

6 Walter Kempowski, Auszüge aus dem Tagebuch 2001, in: text + kritik 169. Walter Kempowski, München 2005, S. 3-31.

7 Max Goldt, Wenn man einen weißen Anzug anhat, Reinbek bei Hamburg 2002.

mangelhafter Form, die sich zum Beispiel in Sprachklischees zeigt: wenn Unfälle immer als „tragisch" und die Suche nach Überlebenden immer als „fieberhaft" gelten. (30f.) Dies zeigt einerseits Respekt vor den Opfern, ist aber andererseits im Gestus des freundlichen Durchschauens vorgetragen, der jegliches Engagement trifft und eine privatisierende Haltung befördert. Das ist unpolitischer als Kempowskis Ärger, der bereits am 11. September, gegen die vorherrschende Bildpolitik, das getroffene Pentagon, mit Unterstreichung, als „das Symbol" erkannte. (12)

Eine dritte Variante repräsentiert Rafik Schami, dem als gebürtigen Syrer eine besondere Kompetenz für Probleme des Nahen Ostens zugebilligt wurde, der gleichzeitig bereits 2001 im deutschen Literatursystem gut etabliert war. Er unterbrach wegen der Anschläge die Arbeit an seinem Roman „Die Hand voller Sterne", um bis in den Mai 2002 ein Tagebuch zu führen.[8]

Die Notizen setzen erst mit dem 11. Oktober ein, also einen Monat nach dem Ereignis. Gleich im ersten Satz bekennt Schami: „Ich brauchte einen Monat, um an den Schreibtisch zurückzukehren." (16) Doch wird der Leser nicht mit Gejammer geplagt, und nur auf den ersten Seiten finden sich Wendungen wie „schreckliche Gewißheit", „Grenzen der Vernunft" oder „Hilflosigkeit". (16) Insgesamt aber sind die Aufzeichnungen ein Versuch, durch den Einsatz von Vernunft die Hilflosigkeit zu überwinden. Zu diesem Zweck analysiert Schami die Konflikte im Nahen Osten, wobei derjenige zwischen Israel und den Palästinensern eine zentrale Rolle einnimmt, aber Fehlentwicklungen auf der arabischen Seite ebenso benannt werden wie Nachwirkungen des europäischen Imperialismus. Zur historischen Dimension treten die aktuellen Entwicklungen: Stellungnahmen anderer Intellektueller, vor allem aber die neue Phase des Afghanistan-Krieges und die Kriegsbereitschaft der USA.

Die (bewusst literarisierte) Tagebuchform erlaubt auch da, wo wie bei Schami persönliche Erlebnisse kaum eine Rolle spielen, eine nicht lineare und nicht systematische Auseinandersetzung mit Politik. Das hat den Vorteil, auch widersprüchliche Gedanken hinschreiben zu können: So verurteilt Schami „jede Form von Antiamerikanismus" als „feige Ausländerfeindlichkeit", insofern der Hass gegen Fremde auf den Hass gegen einen mächtigen Staat umgelenkt werde. (31) Später aber behauptet er „dass alle Kriege, die die USA in der Welt führten", durch die Wühlarbeit von CIA-Agenten vorbereitet worden seien, die erst die Zustände geschaffen hätten, die dann das Eingreifen legitimierten. (79) Das trifft für den Zweiten Weltkrieg wohl nicht zu; und in Lateinamerika mordeten US-Truppen zuweilen auch, ohne dass man erst mühsam Vorwände geschaffen hätte.

Das Beispiel belegt, dass sich nach anfänglichem Erschrecken über die Anschläge von New York in Teilen der literarischen Öffentlichkeit schnell eine Einschätzung verbreitete, die das Handeln der USA für mindestens ebenso gefährlich hielt wie

---

8 Rafik Schami,: Mit fremden Augen. Tagebuch über den 11. September, den Palästinakonflikt und die arabische Welt, Heidelberg 2002.

den islamistischen Terror. Auf einer höheren Abstraktionsebene gilt das auch für die Tagebuchaufzeichnungen des vor allem als Lyriker hervorgetretenen Durs Grünbein. Der erste Teil erschien am 19.9.2001 unter dem Titel „Aus einer Welt, die keine Feuerpause kennt", in der FAZ. Die zwischen dem 11. und dem 16. September entstandenen Notate zeigen vielfach emotionale Berührung und tastende Erklärungsversuche. In der Fortsetzung, die im Dezemberheft der Zeitschrift „Literaturen" zu lesen war,[9] ist dagegen kein erlebendes Ich mehr benannt, sondern werden kühn größte Zusammenhänge behauptet: „Der Nihilismus, wie Nietzsche ihn, überzeugt vom Ableben Gottes, hereinbrechen sah, kommt aus dem Osten. Er scheint slawischen Ursprungs, sein Horizont jedoch liegt in den rückwärtigen Räumen der orientalischen Despotie." (21)

Man muss nicht ernsthaft über solche Verallgemeinerungen, die in Inhalt und Ton wie von Ernst Jünger geklaut wirken, diskutieren. Wichtig ist aber eine auch ästhetisch grundierte Freude an militärischer Machtdemonstration: „Endlich sind die Flugzeugträger in Marsch gesetzt. Mit ihren flachen, majestätischen Oberdecks machen sie jedem Horizont Konkurrenz." (22) Dies leitet über zu einer Parallelisierung zwischen den USA und dem Römischen Reich, die den „historischen Augenblick" treffe. (23) Grünbein verweist auf Kaiser Tiberius, der von seiner Residenz auf Capri aus die römische Flotte innerhalb weniger Stunden in Bewegung habe setzen können, und damit auf das Römische Reich auf dem Höhepunkt seiner Macht. Doch schon vorher hatte er, der Selbstberuhigung einer „machtgeschützten Innerlichkeit" entgegen, katastrophenfreudig notiert: „Der Terror als Invasion, die Vernichtung aller Wirtsorganismen ist die radikalste aller denkbaren Wendungen. Sie gibt dem Ganzen den Charakter eines biologischen Endkampfs, gleich in wessen Namen und um welcher Idee willen dieser auch immer geführt wird." (21)

Wer näher am Geschehen ist, mag die Freude an der Konsequenz nur bedingt teilen. Kathrin Röggla befand sich am 11. September 2001 in New York und hat mit „really ground zero" noch im Dezember 2001 das wohl meistbeachtete Buch zum Thema publiziert.[10] Der erste von 22 Abschnitten trägt den Titel „life" und beginnt: „jetzt also hab ich ein leben. ein wirkliches." (6) Auch Röggla findet also zunächst, dass Innerlichkeit durch ein äußeres Geschehen, das erst Entwicklung ermöglicht, ersetzt wurde. Die lässige Formulierung des Einschnitts entzieht aber einem Pathos wie bei Grünbein den Boden.

Die folgenden Beobachtungen (alle auf den 11. September datiert) schildern denn auch nüchtern die Ereignisse, den Versuch, sich darin zu orientieren und vor allem das Problem, wie es sich denn angemessen zu verhalten gilt – darf man von der Katastrophe Photos machen? Wer qua Beruf an Reflexion gewöhnt ist, kann eben nur schwer unmittelbar erleben: „später laufe ich meinem wirklichen leben schon etwas hinterher durch greenwich village richtung hudson river". (8)

---

[9] Durs Grünbein, Der Terror auf seinem Flug durch die Städte, in: literaturen, Heft 12 (2001), S. 20-23.

[10] Kathrin Röggla, really ground zero. 11. september und folgende, Frankfurt am Main 2001.

Literatur ist hier auch ein Mittel der Distanznahme und damit einer Krisenbewältigung, die handlungsfähig erhält. Dem dient auch eine mediale Reflexion der Wahrnehmung, wenn es etwa bei der Explosion des zweiten Turms heißt: „ton und bildschiene fallen entschieden auseinander in ihrer psychischen wirkung, und wieder ist es die cineastische metapher [...]" (7f.) Die Bilder, sogar die selbst gesehenen, wirken bei Röggla wie Reproduktionen des medial vorgefertigten Originals; und später heißt es denn auch: „nein, absolut kein fotoausgang aus der geschichte." (21)

Allerdings beinhaltet das Buch neben Rögglas Texten auch zahlreiche Photos, die wohl, trotz aller medientheoretischen Skepsis, vermitteln sollen, wie es denn im New York dieser Tage gewesen sei. Manche Einträge entlarven mediale Inszenierungen, was ohne Bezug auf ein vormediales Reales sinnlos wäre: die ausführliche Wiedergabe von Pathosformeln, mit denen US-Kongressabgeordnete künftigen Kriegen zustimmen (30ff.) oder die Inszenierung des Präsidentengesichts in der obligatorischen betroffenen Schweigeminute (38). Auch schildert Röggla unzweifelhaft Reales, so die Übergriffe auf Araber und ihre Geschäfte unmittelbar nach den Anschlägen (27f.) und an vielen Stellen die Aktivitäten der sich rasch formierenden US-amerikanischen Friedensbewegung. Rögglas Parteinahme gegen die Politik der US-Regierung ist unzweideutig.

Das Fazit ist dennoch im Ungewissen gehalten. In einem Selbstinterview versucht sie, Rechenschaft abzulegen, was sie „in diesen Haufen an Authentizität" hineingetrieben habe: „da muss man sich ja erst einmal zurechtfinden, da muss man doch erst einmal überblick gewinnen!" (108) „aber überblick gibt's doch nicht" wendet ein Teil des Ich ein, worauf der andere antwortet: „ach was."

Das Problem ist zentral, denn nur wer in einer Krise den Überblick hat, kann für seine Antworten gesellschaftliche Relevanz beanspruchen. Das „ach was" ist gerade keine eindeutige Antwort. Es kann, abfällig ausgesprochen, etwas wie „Quatsch!" bedeuten, aber auch, ironisch: „Was du da sagst, das wissen wir doch längst alle." Vermutlich war 2001 eine solche Nicht-Festlegung noch die Voraussetzung dafür, im offiziellen Literaturbetrieb geduldet zu werden, und wären heute etliche Kriege und eine Finanzkrise später die Bedingungen besser. Unter den Voraussetzungen einer Ideologie der Ideologielosigkeit kann jedenfalls die Verunsicherung eine wirksame Strategie sein.

Fiktionalität

Das deutschsprachige Theater hat sich bisher nur wenig mit den Anschlägen befasst. Einige der Stücke, die es immerhin gibt, können hier nur kurz genannt werden: Werner Fritschs „Hydra Krieg" (2002), in dem der 11. September nur ein Beispiel für eine bis ins Mythologische zurückreichende gewaltgeprägte Menschheitsgeschichte ist, und „abu dhabi oder der erste apokalyptische tag" von Ralf-G. Krolkiewicz, der 2007 ausgehend von dem New Yorker Ereignis auch der Beginn der daraus folgenden Kette von Kriegen in seinem Stück behandeln konnte. Carsten Brandau konzentriert sich dagegen in „Wir sind nicht

das Ende" (2005) auf die Beziehung zwischen einem der Flugzeugentführer und seiner Freundin, die erst kurz vor dem Anschlag verklausuliert von dem Vorhaben erfährt. In der Konzentration auf die Täterseite stellt das Stück eine Ausnahme dar, wobei die Beziehungspsychologie die politischen Motive dominiert.[11]

Einen anderen Ansatz bietet David Lindemanns „Koala Lumpur" (2003): In den Tagen nach dem 11. September hausen eine Sekretärin und ein Praktikant fast allein auf einem verregneten New Yorker Campingplatz.[12] Wahrscheinlich wegen des Anschlags haben sie ein Meeting im WTC versäumt, beharren aber auf dem Plan, auf die Aussichtsplattform zu fahren, sobald das Wetter aufklart. Nach etlichen Tagen werden die beiden von zwei Japanern besucht, denen die ob des Zwangsaufenthalts im engen Zelt schon etwas hysterische Sekretärin scherzhaft verrät, nächstens Disneyland angreifen zu wollen. Damit ist auch die Radiodurchsage am Anfang des Stücks erklärt, die von der erfolgreichen Liquidierung zweier deutscher Terroristen bei der Bombardierung des Zeltplatzes berichtete.

Das Stück bietet etliche pointierte Wortwechsel und einige bemühte Spiegelungen des Theatertexts als Medium; eine Handlung hat es nicht. Die Gespräche besetzen einen Raum an der Grenze zwischen Figurenpsychologie und einem Theater des Absurden, wie es etwa Eugène Ionesco pflegte; „The End", nämlich die Bombardierung, ist im Dialog explizit mit dem gleichnamigen Lied der „Doors" und dessen Zitat in Francis Ford Coppolas Vietnamfilm „Apocalypse Now" verbunden, ohne dass daraus irgendwelche politischen Konsequenzen gezogen würden. Die sich abgeklärt gebende Spielerei ist letztlich Abendunterhaltung für ein selbstgenügsames Theaterpublikum.

Das Bühnenwerk ist zeitlich beschränkt und verlangt Knappheit. Erzählungen und gar Romane können dagegen Nebenepisoden beinhalten. In wie vielen Prosabüchern der 11.9. immerhin erwähnt ist, lässt sich nur schwer feststellen. Weit über die bloße Anspielung hinaus geht indessen Katharina Hacker in ihrem 2006 erschienenen Roman „Die Habenichtse".[13] Hier stehen die Anschläge am Beginn der Handlung. Jakob, einer der Protagonisten, verlegt ein für den 11. September im World Trade Center geplantes Treffen um wenige Tage vor, um in Berlin an einer privaten Feier teilnehmen zu können. So entgeht er anders als

---

[11] Werner Fritsch, Hydra Krieg, in Fritsch, Schweijk? Hydra Krieg. Stücke und Materialien, Frankfurt a.M. 2004, S. 107-182; Ralf-G. Krolkiewicz, abu dhabi oder der erste apokalyptische tag, München 2007; Carsten Brandau, Wir sind nicht das Ende, München 2005. Eine Darstellung der drei Stücke findet sich bei Tom Kindt, Bleibt alles anders, wird alles gleich. Der 11. September im deutschsprachigen Drama, in: Ingo Irsigler, Christoph Jürgensen (Hg.), Nine Eleven. Ästhetische Verarbeitungen des 11. September 2001, Heidelberg 2008, S. 117-126. Der Band bietet einen guten Überblick über die deutsche und die US-amerikanische Rezeption der Anschläge in den Künsten.

[12] Carsten Lindemann, Koala Lumpur. Fragile Textur in: Theater Theater. Anthologie. Aktuelle Stücke 13, Frankfurt a. M. 2003, S. 235-285.

[13] Katharina Hacker, Die Habenichtse. Roman, Frankfurt a. M. 2006.

sein New Yorker Kollege dem Anschlag und kann an dessen Stelle Anfang 2002 die Vertretung der gemeinsamen Anwaltskanzlei in London übernehmen, wo Hacker dann die Handlungsstränge ihres Buchs zusammenführt.

Was die Beteiligten durch das Fernsehen mitbekommen, entspricht ungefähr der stereotypisierten Erinnerung; die politischen Äußerungen der wohlsituierten, eher linksliberalen jungen Leute, die den Roman bevölkern, haben wenig Originalität, was nicht gegen das Buch, sondern für Hackers Fähigkeit zur Beobachtung spricht. Die Folgen des Attentats werden in den kommenden Monaten allen Beteiligten klar, hervorgehoben besonders in der Beschreibung der Stimmung in London im Frühjahr 2003, als die Beteiligung Großbritanniens am Angriff auf den Irak die Furcht vor Anschlägen befördert.

Doch ist dieses Gefühl der Unsicherheit nur ein Aspekt der Bedrohungen, die sich während des Londoner Aufenthalts von Jakob verdichten. Einer seiner Bekannten denkt über die Folgen der Attentate: „[...] irgend jemand würde den Preis dafür bezahlen, daß sich hier, egal ob in Deutschland oder den USA, die Leute fühlten, als hätte man sie der ihnen zustehenden Wirklichkeit beraubt. Es wird Wirklichkeit in die Welt gebombt werden, dachte er, bis die Leute hier wieder beruhigt sind, beruhigt in der alten Ungerechtigkeit, die ihnen vertraut und angenehm ist." (36)

Damit ist der für den Roman zentrale Versuch, Wirklichkeit zurückzugewinnen, genannt. Dieser Versuch ist in der Haupthandlung jedoch nicht politisch motiviert, sondern durch die Haltlosigkeit der Protagonisten bedingt. Deshalb sucht insbesondere Jakobs Frau Isabelle Momente alltäglicher Gefahr. Die Krise der „Habenichtse" ist im Kern privat, und der politische Konflikt ist als Katalysator ins Buch eingebaut.

Ähnliches gilt für Ulrich Peltzers Erzählung „Bryant Park".[14] Als Entstehungszeit des 2002 erschienenen Buches ist „Dezember 2000 / November 2001" angegeben; tatsächlich bedeuten die Anschläge einen Einschnitt, der im Buch deutlich markiert ist. In etwa drei Vierteln des Textes geht es um einen Schriftsteller, der wegen der Liebe zu einer Schauspielerin sich ein New-York-Stipendium verschafft hat und nun in der Bibliothek Namenslisten durchschaut, Cafés und das Freilichtkino im titelgebenden Park besucht, während seine Beziehung zerfällt. Mehr geschieht nicht; Peltzer erzählt weniger eine Handlung als dass er in fast endlos mäandernden Sätzen prägnante Details derart anhäuft, dass sie in der Summe wieder unanschaulich werden und das Sprachkunststück übrigbleibt.

Allerdings herrscht hier von Beginn an ein Gefühl der Gefahr. Im Fernsehen wird über tödliche Unfälle berichtet, die Polizei sperrt die Straßen in den Süden von Manhattan, ohne dass man wüsste weshalb. Rückblenden schildern den Abschied des kaum fassbaren Ich von seinem sterbenden Vater und den scheiternden Versuch, durch einen Drogendeal an Geld zu kommen. Statik und Bedrohung werden mit herausgestellter Kunstfertigkeit betont.

---

[14] Ulrich Peltzer, Bryant Park. Erzählung, Zürich 2002.

In diese Atmosphäre brechen die Anschläge aufs World Trade Center ein, die zum Beginn der Buchkonzeption nicht absehbar waren. Der Wechsel ist denkbar krass: Die Sprache ist nun stark vereinfacht, und konventionalisierte Bilder wie „gigantische Staubwolken, einstürzende Wolkenkratzer, Boeing-Flugzeuge, die in Hochhäuser rasen, in Panik wegrennende Menschen" (123) werden aufgerufen. Das Erzähl-Ich trägt plötzlich, wie der Autor, den Namen Ulrich und versucht verzweifelt, per Telefon und Mail Freunde in New York zu erreichen. Ulrich zitiert einfach geschriebene Not-Mails und politisch naiven Zuspruch, so bei einem Telefongespräch: „Nein, sage ich (und habe Sehnsucht, sie in den Arm zu nehmen), die bomben ein paar Städte am Hindukusch zusammen, und dann ist es wieder gut (vielleicht kann die Liebe auch einfach sein, vielleicht ist das nicht immer so kompliziert)." (127f.)

Dass diese einfache Lösung für die Städtebewohner am Hindukusch auch ein paar Probleme mit sich bringen kann, sollte man nicht dem realen Autor Ulrich Peltzer vorwerfen, denn er demaskiert mit dieser Passage ein Lebensgefühl in der sich als abgeklärt begreifenden, kritischen Intellektuellen-Schicht. Tatsächlich sind weniger die zehn Seiten über den politischen Terrorismus das Skandalon dieses Buches, sondern dass nach diesem Einbruch des Realen die Erzählstränge ordentlich an ihr Ende geführt werden, als wäre nichts geschehen. Die Schicht, um die es hier geht, hat sich in einer ästhetisch begriffenen Lebenskrise eingerichtet und lässt sich durch eine reale politische Krise nicht erschüttern.

Das gilt in gewissem Maße auch für einen Text von Barbara Bongartz und Alban Nikolai Herbst, der genremäßig schwer einzuordnen ist. „Inzest oder die Entstehung der Welt" besteht aus Briefen und Mails, die sich Bongartz und Herbst schreiben, doch derart stilisiert und kunstvoll gedoppelt durch zwei fiktive Geschwisterpaare, die sich ebenfalls schreiben, dass sie selbst auch zu Kunstfiguren werden. Gespiegelt wird die Korrespondenz zudem durch Andreas Wehr – der real Herausgeber der Literaturzeitschrift „Schreibheft" ist, in der „Inzest" erschien, und der als Arrangeur des „Romans in Briefen" an der Korrespondenz teilhat.[15]

Es kommt zu äußerst stilisiert dargebotenen Wortgefechten über Kunst und über Sex, die – ähnlich wie in „Bryant Park" – von den Anschlägen gestört werden. Nur in diesem Zusammenhang erwähnt „Herbst" seine Familie (54) und weichen „Bongartz" und „Herbst" auf ein drittes, schnelleres Schriftmedium aus, auf SMS, die in Großbuchstaben zitiert werden: „16.31 ARABISCHE FLUGZEUGE HABEN DAS WORLD TRADE CENTER ZERSTÖRT. EIN DRITTES FLOG IN / 16.32 WOLLEN SIE MICH VERARSCHEN? / 16.33 DAS PENTAGON, SPRACHLOS! / 16.35 FINDEN SIE DAS KOMISCH? / 16.37 NEIN! SCHALTEN SIE EIN RADIO EIN!" (50f.)

An dieser Stelle fehlt die stilisierte Distanz, mit denen die beiden sonst ihre Kämpfe austragen. Beide Autoren sind persönlich von den Ereignissen berührt,

---

[15] Barbara Bongartz, Alban Nikolai Herbst, Inzest oder Die Entstehung der Welt. Der Anfang eines Romans in Briefen, in: Schreibheft. Zeitschrift für Literatur 58 (2002), S. 1-164.

beide haben (als reale Personen) New-York-Romane geschrieben. Es geht nun darum, die Fassung zurückzugewinnen.

Was es an politischer Einordnung gibt, ist nicht dumm; etwa wenn Herbst an „die Toten von Chile, von Panama, von Vietnam, von Korea" (61) und damit an die Gewaltsamkeit der Welt erinnert, die zu bewahren der US-Imperialismus stets alles ihm Mögliche unternimmt. Zentral ist aber auch hier der Rückzug. Im den SMS vom 12.9. kommt es zur folgenden Konfrontation: „09.07 SELBSTVERSTÄNDLICH SCHREIBEN WIR WEITER! SELBSTVERSTÄNDLICH HÖREN WIR WEITER MUSIK. UND / 09.08 SELBSTVERSTÄNDLICH LIEBEN UND VÖGELN WIR WEITER UND PHANTASIEREN UND KÄMPFEN UND / 09.09 LACHEN. SELBSTVERSTÄNDLICH. ANH / 09.12 SELBSTV.!? NICHTS IST MEHR SELBSTV. NICHTS. REGENTSCHFT D. HYBRIS!!!" (53)

Das Gewohnte – und damit die von Herbst vertretene Position – setzt sich durch. Die erotischen und künstlerischen Wortgefechte nehmen wieder ihren Platz ein, mit wenigen Rückbezügen auf die Realpolitik.

Kritik ohne Engagement

Das bezeichnet im Kontext keineswegs eine völlig politikfeindliche Position, sondern den Widerstand dagegen, sich auf Kosten der individuellen Lebenskunst für einen Konflikt mobilisieren zu lassen. Das berührt ein Konfliktfeld, das die folgenden Schlussthesen umreißen:

Erstens: Die Autoren reagieren auf einer unmittelbar politischen Ebene mit einer Verurteilung der Anschläge. Allerdings geht dies, soweit überhaupt beurteilt wird, durchgehend mit einer skeptischen bis feindseligen Haltung gegenüber der US-amerikanischen Außenpolitik einher. Häufig werden die zahlreichen Verbrechen der US-Regierung benannt, die wesentlich zum Zustand der Welt beigetragen haben; noch häufiger wird die auf die Anschläge folgende Kriegspolitik abgelehnt. Aus Skepsis und Ablehnung folgt allerdings keine positive Parteinahme, wohl auch, weil ein progressiver Bezug auf die Herrschaft der Taliban unmöglich ist und in der Kriegsregion positive Akteure fehlen.

Zweitens: An die Stelle des Engagements treten vielfach Formfragen, die sich in der Ablehnung ritualisierter Trauermuster zeigen; dafür steht der Hohn über Schweigeminuten in fast allen der Tagebücher. Dieses Moment der Haltung richtet sich gegen die Intimisierung von Politik, wie sie in Westdeutschland die Nach-68er betrieben haben; gegen das staatsoffizielle Pathos der Kriegsvorbereitung gerichtet, ist es nicht reaktionär, sondern markiert eine private Opposition.

Drittens: Das Verhältnis von Privatheit und Krise wird zum wichtigsten Moment der literarischen Verarbeitung der Anschläge. Das Ereignis kann einerseits (wie bei Röggla) als Rückkehr des Wirklichen in ein zuvor durch postmoderne Ironie und mediale Vermittlung als distanziert empfundenes Leben erscheinen; andererseits gibt es schon bei Röggla Distanzierungen

von diesem Pathos, und in den Prosawerken wie in Grünbeins „September-Elegien" setzt sich am Ende das Private als das Wirkliche durch. Sogar wenn – wie in Lindemanns Theaterstück – das Reale qua Bombe der privaten Existenz ein jähes Ende setzt, ist der Anlass triviales privates Geschwätz.

Viertens: Die 2001 zu den Jüngeren zählenden Schriftsteller erweisen sich in diesem Konfliktfeld als politisch bewusst und gleichzeitig nicht politisch mobilisierbar. Damit grenzen sie sich von einem älteren Autor wie Hans Magnus Enzensberger ab, der sogleich auf die Suche nach dem aktuellen Feind ging.[16] Sie kennen zu jedem Argument das Gegenargument, und auch pointierte Sätze sind fast stets durch die literarische Form relativiert. Wo dies – wie in der „Fluchtzeiten"-Anthologie – nicht durchgängig der Fall ist, fehlt durchgängig der politische Akteur. Dass die Autoren, auch wo sie klug sind, angesichts der Krise in Haltung, Form oder Innerlichkeit fliehen, ist kein Problem, das literarisch überwunden werden könnte. Vielmehr ist progressive Politik die Voraussetzung für progressive Literatur.

---

16 Hans Magnus Enzensberger, Die Wiederkehr des Menschenopfers. Der Angriff kam nicht von außen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.9.2001, S. 49.

PapyRossa Verlag | Luxemburger Str. 202 | 50937 Köln

Patrick Schreiner
UNTERWERFUNG ALS FREIHEIT
Leben im Neoliberalismus
127 Seiten | € 11,90
978-3-89438-573-6

Weit über Politik und Wirtschaft hinaus ist der Neoliberalismus mehr als Marktradikalismus und Dominanz von Kapitalinteressen. Längst im Alltagsleben der Menschen verankert, ist er eine Ideologie, die Freiheit verspricht, aber Elend und Unterwerfung bedeutet.

Gretchen Binus
Beate Landefeld
Andreas Wehr
STAATSMONOPOLISTISCHER KAPITALISMUS
Basiswissen Politik / Geschichte/ Ökonomie
127 Seiten | € 9,90
978-3-89438-561-3

Von vielen längst ad acta gelegt, erweist sich die Stamokap-Theorie, die die enge Verflechtung von Staat und Monopolen zur Sicherung kapitalistischer Verwertungsinteressen benennt, als tragfähigste Erklärung für Tiefe und Dauer der Krise seit 2007.

Tel. (0221) 44 85 45 | Fax (0221) 44 43 05 | www.papyrossa.de | mail@papyrossa.de

Ingar Solty

Die Tragödie des Leistungsträgers

Enno Stahls literarische Kritik des Neoliberalismus im Kontext des neuen sozialen Realismus

1. Enno Stahl und die Literatur der Arbeitswelt

Mit *Winkler, Werber* hat der 1962 in Duisburg-Rheinhausen geborene, in Moers aufgewachsene und heute in Neuss lebende Enno Stahl 2012 einen Roman vorgelegt, der den Anspruch erhebt, ein „Psychogramm der Krise" zu entwickeln. Stahl gehört zu den selten gewordenen Schriftstellern, die sich selbst als kritische Intellektuelle begreifen und mit ihren literarischen Texten nicht subjektiven Empfindungen Ausdruck verleihen, sondern Stellung gegen ihre Zeit beziehen. Als promovierter Literaturwissenschaftler und Literaturhistoriker ist Stahl dabei jemand, der sein eigenes Werk historisieren und theoretisieren kann.

Aus seinen politisch-ästhetischen Zielen macht Stahl keinen Hehl. Bei seinem ersten großen Roman *Diese Seelen* von 2008 war seine Intention, „Geschichten aus dem Neoliberalismus" zu erzählen. Stahls Literatur will mehr sein als bloß Seismograph einer nichtreflektierten Umwelt, sondern bildet sich einen Begriff von der gegenwärtigen Kapitalismusphase, um davon ausgehend mit den Mitteln der Ästhetik gegen diese anzuschreiben und ihre Pathologien aufzuzeigen. Anstatt als unbewußtes neoliberales Subjekt zu schreiben, erhebt Stahl den Anspruch, dies bewußt über neoliberale Subjekte zu tun. Im Ergebnis liefert er keine narzißtische Nabelschau, keinen selbstmitleidigen Weltschmerzkitsch in der Ersten Person Singular, keine poppige Ideologisierung flexibilisierter Lebensweisen mit abgeleitetem, distinguiertem und ironischem Konsumverhalten, keine Flucht in fantastische Welten, keinen sadistischen Horrorquatsch.[1] Während im Gros der Literatur im Neoliberalismus die Welt der flexibilisierten und prekären Arbeit als so natürlich angesehen wird, daß diese darin keinen Platz mehr findet und in ihr Menschen handeln, als müßten sie sich nicht reproduzieren, wählt Enno Stahl ganz bewußt den sozialen Realismus als Genre und stellt sich in die Tradition der Literatur der Arbeitswelt.[2] Seine Schilderungen der Arbeitsabläufe erinnern an Schriftsteller aus der Gruppe 61 und dem Werkkreis Literatur der Arbeitswelt wie Max von der Grün und Erika Runge und müssen auch den Vergleich mit Erasmus Schöfers Darstellung der Glashütte Süßmuth im

---

1 Über das Verhältnis von Literatur und Politischem sagt Stahl: „Jede Form von Literatur transportiert eine bestimmte Gesinnung, entweder bewusst oder unbewusst. Trivial- und Unterhaltungsliteratur, aber auch Vieles, was in den Kaderschmieden des deutschen Schrifttums Leipzig und Hildesheim zusammengeschrieben wird, enthält sich vordergründig jeder politischen Aussage, ist gerade darum zutiefst affirmativ, wirkt sich also durchaus politisch aus." (Stahl 2011)

2 Stahl, dessen Wurzeln in der Avantgarde liegen, distanzierte sich später von literarischer Formrevolutionierung. Er nennt seinen heutigen Stil auch „analytischen Realismus" (Stahl 2011).

nordhessischen Immenhausen im zweiten Band der *Sisyfos*-Tetralogie nicht scheuen.

Stahl (2009: 60) beschreibt seine Motivation so: „Es geht darum, wenigstens einen kleinen Ausschnitt der ausgeweiteten Varietät dessen zu zeigen, wie sich Erwerbsarbeit heute darstellt. Das Nebeneinander von steinzeitlich anmutender Beamtenrealität und Prekariat, die harte neue Medienwelt, die absonderlichen Blüten, die der florierende Bereich der Jobs und Nebenjobs so mit sich bringt." Mit *Winkler, Werber* nähert sich Stahl nun der Krise an, exemplarisch entwickelt am titelgebenden Protagonisten. Sein teilweise im (nieder-)rheinischen Lokalkolorit verfasster Roman erinnert dabei in der präzisen Beschreibung des Habitus der einzelnen Klassen und Milieus an die Romane von Franz Josef Degenhardt. Stahl wendet sich explizit gegen „die Popliteratur der 1990er Jahre" und ihren „affirmativen Charakter". „Jede personale Erzählperspektive" sei „Ausdruck von Klassenidentitäten" und die „bezeichnenderweise überwiegend [als] Ich-Erzählungen" verfassten Werke der damaligen Zeit seien „schlicht Ergebnis einer Oberschichtperspektive" (Stahl 2009: 61). Literatur sei erst dann kritisch, wenn „sie ihre eigenen Voraussetzungen kennt und überprüft, den sozialen Standpunkt des eigenen Sprechens mit einbezieht, wenn sie die unmittelbare Realität mit all ihren sozialen und politischen Aporien in den Blick nimmt, mit den Mitteln der Literatur Missstände namhaft macht". Damit sieht sich Stahl in einer Tradition mit Grimmelshausen, Laurence Sterne, Heine, Stendhal, Flaubert, Zola, Tschechow und Joyce (Stahl 2011).

Mit neueren Literaturproduktionen wie Tony Kushners jüngstem Stück *The Intelligent Homosexual's Guide to Capitalism and Socialism* oder Volker Brauns 2008 erschienener Erzählung *Machwerk* teilt Stahls Roman die Auseinandersetzung über die Arbeit als Segen und Fluch: Für die, die sie noch haben, und die, die sie als Aussortierte schon nicht mehr haben. Braun, Kushner und Stahl reflektieren die Bedeutung der Arbeit als gattungsgeschichtliche Aneignung von Welt und in ihrer kapitalistischen Formbestimmung und Bedeutung für den Selbstwert der Menschen im Kontext der zunehmenden Überflüssigmachung mehr und mehr Lohnabhängiger. Doch während Braun sich dieser Frage im Stile einer modernen Don-Quichoterie nähert und Kushner im konkreten Kontext der Kämpfe der US-Arbeiterbewegung um nichtentfremdete (Frei-)Zeit, steht bei Stahl die Arbeit in ihrer „postfordistischen" Transformation im Mittelpunkt.

Stahls Erzählperspektive ist sowohl in *Diese Seelen* als auch in *Winkler, Werber* der unzuverlässige Erzähler: Faulknerisch-multiperspektivisch in jenem, als innerer Monolog in diesem. Damit hält Stahl dem neoliberalen Individualismus den Spiegel vor, der das eigene Ich zum Zentrum der Welt erklärt und seine Umwelt zu Statisten im Epos der narzißtischen Langeweile. Denn er stößt den Leser auf die Diskrepanz zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung, was als Aufforderung zur Perspektivenverschränkung zu verstehen ist. Die Selbstherrlichkeit des Ichs soll erschüttert, seine vermeintliche Authentizität und Originalität dekonstruiert und mit seiner limitierten Klassenperspektive konfrontiert werden.

Seine Erzählung stellt Stahl in die Tradition der Initiationsgeschichten. Winkler begibt sich auf eine Reise, einen Betriebsausflug mit den Kollegen, und kehrt als veränderter Mensch zurück. Allerdings ist sein Roman weder klassische Initiationsgeschichte noch Bildungsroman, sondern das exakte Gegenteil: Ein De(kon)struktionsroman. Am Ende von Winklers Reise steht nicht die Ich-Findung, sondern der Ich-Verlust. Dem entspricht der mäandernde Erzählstil, der sich erst im letzten Romansechstel überschlägt und in einem tragischen Finale und mit dem (wahrscheinlichen) Tode der Hauptfigur endet. Stahls Tragödie entbehrt jedoch jedweder kathartischen Wirkung; Winklers Tod ruft zwar Furcht, aber kaum Mitleid hervor, denn er ist im Grunde ein schlechter Mensch, der zwar auch Opfer der kapitalistischen Gesellschaftsstrukturen ist, diese aber – und darum geht es Stahl – selbst als Akteur reproduziert.

2. Vom Rheinischen zum reinen Kapitalismus und zurück

Die Handlung von *Winkler, Werber* ist rasch rekapituliert. Jo Winkler ist Texter in der Werbeagentur „Gold Reklamen", ein typischer qualifizierter Lohnabhängiger in der Kreativbranche. Die Agentur wurde kurz nach der „Wende" vom biederen DDR-Flüchtling Werner Johst gegründet; Winkler ist Festangestellter und Werners Stellvertreter. Werner plant nach langen Jahren wieder einmal einen Betriebsausflug. Der sieht eine Dampferfahrt den Rhein stromaufwärts und mehrere Übernachtungen mit Freizeitaktivitäten vor.

Die Reisehalteorte sind nicht zufällig. Die Rheinfahrt ist zugleich eine in die Vergangenheit der Bundesrepublik – genauer gesagt, in den Fordismus, dem der größte deutsche Strom seinen Namen verliehen hat: Rheinischer Kapitalismus. Die Stationen Dampferfahrt, Kegeln, Casino atmen den Staub und die spießige Gemütlichkeit längst vergessener fordistischer Zeiten, die heute nur noch außerhalb der großen Ballungsräume eingefangen werden können. Winkler zieht es aber exemplarisch für die neoliberale Subjektivität nicht mehr hierhin zurück. In Bonn angekommen denkt er: „Hauptstadt der alten Republik. Wehmut? Ach, was. --´´´-- Man soll sich nie nach Vergangenem sehnen, eh alles geschönt. Und langweilig: alte Tante Wohlfahrtsstaat." (63) Dabei ist Winkler auch Realist: „Und was ist das? Bundeswirtschaftsministerium, stimmt. Da haben sie in den Fünfzigern die soziale Marktwirtschaft ausgekungelt. Ausgekungelt, aber nie umgesetzt (...). [D]iese Theorie, staatliche Interventionen und Korrekturen, um die Marktwirtschaft sozial abzufedern, schönes Gedankengebäude, gelebter Katholizismus, in der Praxis ein gespielter Witz, konnte gar nicht klappen, Wirtschaft und Moral, das passt nun mal nicht zusammen (...). Und heute? Ein Haifischbecken, Vernichtungswettbewerb, für Sozialkacke ist kein Platz, am Ende werden zwei, drei Trusts die Welt beherrschen, die bieten Seife, Cornflakes, Bier, Benzin und Heroin an (...) Andererseits -- ´´ -- ist gut das alles: Der freie Welthandel ist der größte Friedensstifter aller Zeiten. Nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Eigennutz. Kriege bringen nichts. --´´-- Da sie der Profitmaximierung eher schaden als nützen, existieren sie nicht mehr, so einfach ist das. Okay, kleine, begrenzte Konflikte, irgendwohin muss man schließlich die Waffen verdealen." (63f) Immerhin: Winkler erinnert sich noch an den Fordismus, kann

Rheinischen Kapitalismus und Neoliberalismus vergleichen. Um die junge Generation Praktikum/Prekariat/Krise „sammelt und stapelt sich" wie von selbst nur „reine Gegenwart": Winkler zeigt Werner das „Bundeswirtschaftsministerium, Wiege des rheinischen Kapitalismus." Darauf die 20jährige unbezahlte Praktikantin Vanessa: „Was is'n *rheinischer Kapitalismus*...?" (64)

Dem Rhein als Verkörperung der Dynamik des Kapitalismus, der Lust und dem Leiden an der permanenten Veränderung steht die verwurzelte deutsche Geschichte in Form symbolträchtiger und in Stein gemeißelter Denkmäler gegenüber. Wie Dinosaurierskelette ragen sie in die Gegenwart hinein und Winkler überlegt, ob sie nicht Fassaden sein könnten: Der Drachenfels, Ehrenbreitstein, Deutsches Eck, Marksburg, Loreley. Mit diesen Denkmälern und den sie bevölkernden Rentner-Touristen zieht der Mief der 50er Jahre in die Geschichte ein, den Stahl kongenial zu Degenhardts frühen Liedern wie Deutscher Sonntag einzufangen vermag. Zur Festung Ehrenbreitstein heißt es: „Ziemliche Betonkacke, starr, düster und kompakt. Genau das Gegenteil, Widerspiel zum eiligen Wasser, auf dem so lustig blitzt und blinkt die Morgensonne" (73).

Begangen wird die Fahrt auf der MS Adenauer, ein Dampfer, der „allerdings keine Ehre für ihn (ist), total runtergekommen, verrostet, Algendreck, abblätternde Farbe." Winkler bringt seine Verachtung für die fordistische Kultur zum Ausdruck, indem er denkt: „Nun ist Adenauer auch schon ziemlich archaisch. Von daher betrachtet... Wieder dieses Gedränge, Mann, du Arschgesicht, ich kann dir gleich mal den Ellenbogen mitgeben, diese Rentner, das gibt es nicht, renitent. Auch alles Faschisten, die hätten gut mitsingen können bei den Skins vorhin." (145) Mit vorliberalen oder antiliberalen Kollektiven, das unterstreicht das Zitat, hat es Winkler nicht. Verpflichtung für jemand anderen als bloß für sich selbst ist ihm ebenso fremd wie Kollektivsentimentalität.

Winklers radikaler Individualismus, seine Bindungslosigkeit, seine „Korrosion des Charakters" (Richard Sennett) spiegelt sich auch in seinen zwischenmenschlichen Beziehungen wider: Margie heiratete er aus unsentimentalen Gründen, er ist kinderlos und Sex ist für ihn im Grunde eine Entspannungsübung wie das Rauchen. Winkler lebt für die Karriere und zeigt sich agoraphobisch: In Menschenansammlungen gerät er immer wieder in Panik und reagiert aggressiv. Fremdes Leid nimmt er wahr, entwickelt hierzu jedoch eine fatalistisch-indifferente Haltung. Als es auf der MS Adenauer zu einer Havarie kommt, die zum ersten Mal die Gefährlichkeit des Rheins andeutet, und die Sekretärin Mechthild zu Schaden kommt, wehrt Winkler sich gegen das „Gutmenschentum" seiner ihm in etwa gleichgestellten, festangestellten, fleißigen Mitarbeiterin Aggi. Dabei deckt er die Widersprüchlichkeit gespielter Empathie auf, denn schon nach wenigen Stunden ist von Mechthild nicht mehr die Rede und geht die Reise weiter. Als Werner später sturzbetrunken aus der Kneipe zu schaffen ist, empfindet Winkler Werners Angewiesenheit auf fremde Hilfe als Zumutung und Einschränkung seiner persönlichen Freiheit. Mit fremdem Leid möchte er nicht behelligt werden; jeder ist, wie Werner, der später im Casino viel Geld verspielt, für sich selbst verantwortlich.

Das bedeutet jedoch im Umkehrschluss nicht, dass Winkler in relativistischer Manier an seiner eigenen Urteilskraft und der Unumstößlichkeit seiner Normativität zweifelt. Er ist kein zwischen ehrlicher Toleranz und unkonzentrierter Indifferenz oszillierender Zeitgenosse. Im Gegenteil, Winkler hegt starke Aggressionen gegenüber seinen Mitmenschen und denkt im Grunde abschätzig über alle Leute, die nicht den gleichen Lebensweg eingeschlagen haben wie er. Seine roh-bürgerlichen Ressentiments richten sich gegen Amerika, Ostdeutsche, Feministinnen, körperlich nicht Leistungsfähige (Dicke, Alte, Hässliche etc.), nichtassimilierte „Ausländer", Prolls, Spießer, sicherheitsfixierte Beamte, Politiker, kleingeistige Lehrer, wertkonservative Jugendliche, kurzum alle, die er in der Habitushierarchie unter sich stehend wähnt, sowie gegen großspurige Businesstypen, mit denen er nicht zuletzt sexuell konkurriert. Vor allem hegt er Ressentiments gegenüber seinen Kolleginnen und Kollegen, wie Aggi, mit der er konkurriert, sowie gegenüber den in der Unternehmenshierarchie unter ihm stehenden Josh, ein Computernerd mit geringem kulturellen Kapital, Vanessa und dem vermeintlichen Autisten Reinhard, der an Verschwörungstheorien à la „9/11 was an inside job" glaubt. Seine starke Konkurrenzorientierung lebt Winkler immer dann in Form von Aggressionen aus, wenn er gestreßt ist. Diese richten sich dann wahlweise gegen Fußgasaffen im Straßenverkehr oder Rentneransammlungen. Besonders kirre machen ihn Mütter mit Kinderwagen, denen er in engen Kaufhausgängen oder auf schmalen Bürgersteigen begegnet.

Seine Identität bezieht Winkler aus seiner Arbeit. Das suggeriert schon der Buchtitel, der seine Persönlichkeit auf seine Tätigkeit reduziert. Winkler sieht sich selbst als Leistungsträger. Tatsächlich hat er relativ viel ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital angesammelt; er ist ein mit allen Wassern gewaschenes, funktionsfähiges Subjekt im Neoliberalismus, ein „flexibler Mensch", dessen Bindungslosigkeit ihn prädestiniert zum Marktsubjekt, wie es die abstrakte neoklassische Wirtschaftstheorie voraussetzt. Winkler kann sich in vielen Kontexten bewegen: Er ist einigermaßen eloquent, hat von allem etwas gehört und abgespeichert, auch wenn es nicht in die Tiefe geht, kann aus dem Stegreif Einfaltspinsel beeindrucken. Seine Konkurrenzorientierung schwappt teilweise jedoch mit negativen Folgen für seine Außenwahrnehmung in sein Alltagsleben über: Überall muß er beweisen, daß er leistungsfähig ist; daß es mit dem Kegeln nicht so recht klappt, wurmt ihn und lässt ihn zu Rationalisierungen neigen.

Da Winkler den „stummen Zwang der ökonomischen Verhältnisse" internalisiert hat, beschränkt dies jedoch auch seine Persönlichkeitsentfaltung jenseits des Arbeitsplatzes. Er mag zwar einen guten Riecher für Schwanitz- und Cocktailparty-„Allgemeinbildung" haben; zugleich muß er jenseits der Konzentration auf den Job und der Selbstvermarktung alles andere vernachlässigen: Politik, Kultur, Leidenschaften, Kinder etc. Seine Perspektive ist, um mit Frigga Haug zu sprechen, sozusagen die Eins-ohne-drei-Perspektive. Winkler denkt: „Ohne Arbeit, Mann, da wird man, da werde ich. Einfach rastlos. Das ist nicht zu ändern, ich muss halt immer was tun (...). Workaholic, warum nicht? Was ist schlecht daran? Die perfekte Neurose für die moderne Welt (...)." (107)

3. Neoliberale Subjektivität der Arbeit

Seine Arbeit verrichtet Winkler mit einigem Standesdünkel. Anderen Sprachkünstlern, die sich nicht kommerziell verdingen und entsprechend prekär und brotlos leben, bringt er tiefe Abneigung entgegen: „[A]ls Werber musst du sprachsensibel sein wie ein Experimental-Lyriker. Genauer gesagt: Unser Job ist erheblich schwieriger. Diese Lyriker, die können hinschmieren, was sie wollen, kräht kein Hahn nach, aber bei uns, da hängt alles davon ab, ein einziges verdammtes Wort kann über Top oder Flop entscheiden, Kundenzufriedenheit, der nächste Etat winkt, gleich doppelter Umfang oder eben Niete." (184)

Im Gegensatz zum Kreativarbeiter Adie Klarpol in Richard Powers *Plowing the Dark* oder Walter Berglund in Jonathan Franzens *Freedom* macht sich Winkler keine Illusionen, daß seine Tätigkeit etwas mit l'art pour l'art zu tun haben und es ein richtiges Leben im falschen geben könnte. Ihm geht es nicht darum, gesellschaftlich Sinnvolles zu schaffen, sondern überhaupt irgendetwas zu produzieren. Über die instrumentell-profitorientierte Bedeutung seiner Sprachkunst ist er sich im Gegensatz zu Klarpol nur allzu sehr bewußt. Zu seiner Arbeit nimmt Winkler deshalb gelegentlich eine zynische Haltung ein und manchmal schwillt ihm der Kamm, wenn ihn das Profitprinzip in seiner Kreativität einschränkt. In letzter Instanz bekommt er jedoch stets die affirmative Kurve. Winkler denkt: „Die möchte ich mal mit dem Marketingleiter eines deutschen Mittelstandsunternehmens verhandeln sehen. Frau Segebrecht. Die Deutschen sind nun mal nicht witzig, kein Humor, beziehungsweise ein ziemlich beschissener, Tatort-Gags, Der Schuh des, WiXXers, worüber der Deutsche lacht, also." Anstatt zu rebellieren, verteidigt Winkler aber schon im nächsten Gedanken seine Arbeit gegen die künstlerisch und intellektuell freiere: „Müssen wir uns nach richten, wir sind keine freien Künstler, die jeden Scheiß zu Geld machen können, wenn sie nur ordentlich einen reingeheimnissen, *ähem, ich wollte damit auf den mythischen Urgrund der kryptogermanischen Seele* und so Zeug… Idioten." (271) Dabei entwickelt Winkler gelegentlich Züge jener Wissensarbeiter, die über den manipulativen Charakter ihrer Arbeit Bescheid wissen und sich insgeheim über ihre Manipulationsfähigkeit freuen: „[D]ie Welt der Produkte – sie hilft. Für alles eine Lösung, selbst für Dinge, die nie ein Problem waren, harhar." (84)

4. Neoliberale Subjektivität der Politik

Winklers Zynismus erstreckt sich auch auf die Politik. Er steht den Verhältnissen affirmativ gegenüber, in ihm, der einst Mitglied im KBW und später bei den Grünen war, steckt nichts mehr vom alten Typus des konservativen Kulturkämpfers. Winkler ist nicht Antikommunist, er ist schlicht Nicht-Kommunist, ein Kind des „postideologischen" Zeitalters. Das System ist korrupt und funktioniert für immer weniger Menschen, aber es lässt sich nun einmal nicht ändern. Winkler, der, wie alle Männer jenseits des fordistischen männlichen Brotverdienermodells kochen können muss, denkt, während er das Essen für Margie vorbereitet: „Inlandsnachrichten. Soll ich noch irgendwas in den Salat tun? Tomaten, haben wir [die] denn noch? Oder irgendwelche blöden Kerne, wo sind die?

Gesetzesänderung, Reform, Gelaber, heißer Brei, die Interessenvertreter äußern ihre Interessen, die Politiker skizzieren das Mögliche. Und beide zusammen würgen jeden neuen Ansatz ab, muss ich mir das antun? Fassaden. Wer da welche Kulisse wohin schiebt, tut gar nichts zur Sache. Alle am Gängelband der großen Bosse (...). Siemens oder so hat ein Finanzvolumen wie Nordrhein-Westfalen. Da willst du gegen anstinken? Na, dann mal happy Begräbnis. In den Siebzigern, da gab es noch Träume. Etwa diese Illusion, das es was nützt. Demos, Sitzblockaden, Hausbesetzungen, dieses ganze Zeug, tja, lang ist's her, tut mir leid, Herr Richter, ich gestehe, ich saß einst vor einer Kaserne. Seien Sie gnädig, ich weiß, ich habe mich äußerster Sinnlosigkeit schuldig gemacht." (35)

Winkler arrangiert sich mit den Verhältnissen, weil er noch zu den Top-Dogs gehört. Dabei kennzeichnet seine Weltsicht eine fatalistische Gleichgültigkeit: Über seinen privilegierten Status als Festangestellter ist sich Winkler durchaus im Klaren. Als Vanessa ihn fragt, wie er „eigentlich in die Werbebranche geraten" sei, antwortet er: „Einfach irgendwie reingerutscht, Vanessa. Damals war das ... anders. Da gab es noch Zufälle. Wir haben in den frühen Achtzigern einfach angefangen zu arbeiten. Und dann war es auf einmal Werbung." Und er denkt weiter: „Keine befriedigende Antwort, sie will wissen: Wie kriege ich einen Job, morgen, heute, am besten sofort. Aber das läuft nicht mehr, ich weiß selber nicht, wieso das damals so leicht war. Jetzt ist es doch sehr anders, wenigstens existiert diese Automatik nicht mehr, klar halten alle ständig die Augen auf nach hungrigem Nachwuchs, aber man hat so viele zur Auswahl, bei der Konkurrenz müssen sie sich mit Gewalt aufdrängen, zeigen, dass sie wirklich wollen. Von selbst in die Pötte kommen, einfach mal was auszuprobieren, *trial and error*." (244)

Alle Alternativen von damals – Gewerkschaften, KBW, Grüne etc. – erscheinen ihm als Aktionen hilfloser Idealisten und Spinner. Die Krise entgeht ihm nicht; sie verunsichert auch ihn, führt zu Aggressionen, aber anstatt zu rebellieren, spornt sie ihn nur zu höheren Leistungen an.

Als Winkler im Fernsehen wieder mal etwas über die wachsende soziale Ungleichheit hört („Ein neuer Armutsbericht der Bundesregierung hat ergeben, dass die Schere zwischen Arm und Reich immer mehr auseinander klafft."), denkt er: „Das ist ja mal eine Überraschung. Also wirklich, das ist, wenn man ein klein wenig mit offenen Augen, aber die Politiker, die, mit offenen Augen durch die Stadt? Auf Schritt und Tritt Leute in Jogginghosen, besifft und beschmiert ... Heere, wachsende Heere von Ausgemusterten, voll am Arsch mit der abgesenkten Stütze oder den miesen Jobs, die kaum drüber liegen, keine Chance nirgendwo. Seit Mitte der Neunziger ist das angeschwollen, kontinuierlich, konnte man bei zugucken ... Wer sollte daran etwas ändern, Politiker, Gewerkschaftler, Verwaltungsfunktionäre, wer beißt die Hand, die ihn füttert? Kirchen, Betschwestern und Sozialtussis mit ihrem frommen Augenaufschlag: Raubtierkapitalismus – böse! ... Vergiss es, vergiss es einfach, kannst nur dafür sorgen, auf der richtigen Seite zu stehen. Der Seite derer, die was haben, sonst aua-aua." (267f)

Und über Vanessa, die unbezahlte Praktikantin denkt er: „Bei uns wird sie nicht unterkommen und das müsste sie wissen, wenn sie realistisch wäre, deutlich genug klargemacht haben wir ihr das: Unbezahltes Praktikum, mehr ist nicht drin und wird auch nicht draus werden. Und sie hat genickt, jajaja, okay, ist in Ordnung, *Hauptsache, ich kann in dieser Trendagentur arbeiten, was ich da alles lernen werde, diese praktischen Erfahrungen, die sind Gold wert*, was ja passt, weil Gold Reklamen. Das sagen sie alle und denken natürlich, vielleicht klappt es dennoch, wenn ich mich nur anstrenge, Glück habe, irgendein Mitarbeiter sich ein Bein bricht, Schwangerschaftsvertretung, Hirnschlag und so weiter, Dinge, die niemals eintreten, nicht bei uns, sondern höchstens in der Stadtverwaltung." (19f.)

Winklers postkonservativ-neoliberale Subjektivität spiegelt sich auch in seiner losen Sexualmoral und in seinen politischen Ansichten. Das zeigt sich in seiner Einstellung zur ehelichen Treue: Ob Margie ihn betrügt, ist ihm gleichgültig, solange er sich das Recht herausnehmen kann, sie im Gegenzug zu betrügen. Er ist kein altkonservativer Etatist; er weiß seine Freiheit gegenüber dem Staat zu schätzen, sieht die Widersprüche im System, akzeptiert sie aber und arrangiert sich mit ihm, weil er sich keine Alternativen (mehr) vorstellen kann. Winkler ist typisches Subjekt im Spätneoliberalismus: Er ist kein Überzeugungstäter, sondern Zyniker und Opportunist, er haßt linke Systemgegner nicht, wie es Renegaten tun, er belächelt sie, hält sie für Romantiker. Er ist nicht konservativ-altbacken, sondern stets im Trend, wenn er z.B. die Beastie Boys zitiert. Kurzum, er ist das Produkt desillusionierter und „ideologieloser" Zeiten, wobei er nicht erkennt, daß die Ideologie der Ideologielosigkeit eines der stärksten Kennzeichen neoliberaler Subjektivität ist.

Die Unfähigkeit, Alternativen zu sehen, bringt aber mit sich, daß Winkler stets, wenn er mit den Widersprüchen des Neoliberalismus konfrontiert ist, dazu tendiert, neoliberale Deutungsmuster zu übernehmen. Zum Sich-Arrangieren mit den herrschenden Verhältnissen gehört auch, den Individuen die Schuld am eigenen Versagen zuzuschieben. Winkler tendiert schließlich immer wieder zum Sozialdarwinismus, um die Widersprüche auszuhalten. Dabei hilft ihm die Verrohung am unteren Ende der kapitalistischen Gesellschaft, seine privilegierte Stellung nicht in Frage stellen zu müssen. Auf dem Dampfer hört er Prolls sexistische Lieder wie Zehn nackte Friseusen singen. Er denkt: „Wie sind die nur so geworden, wessen Schuld ist das? --''-- Irgendwer muss, wie waren denn die Arbeiter früher, die Arbeiter, als sie eine Klasse waren, in der Weimarer Republik, selbst in den fünfziger, sechziger Jahren, SPD wählen und solidarisch sein, solidarisch verraten werden natürlich, ruhige, besonnene Leute, auch viel gebildeter, die Schule heute, das kannst du alles, ruhig und besonnen waren die, wenn du diese alten Dokus siehst und Arbeiter befragt werden, die sind ganz anders, in meiner Kindheit, na ja, erinnern kann ich mich nicht, aber anders schon, da war alles anders - `` -- `-- Wer hat dieser seelischen Verwahrlosung das Recht gegeben, sich so breit zu machen, *die Medien sind dafür verantwortlich.* Wir? Das sagen dann alle, aber wenn so was aus dir wird, das bist du selber." (148) Dieselbe Apologetik wendet Winkler auch an, um seine privilegierte

Position im Vergleich zur prekären sozialen Lage in seinem Umfeld zu verarbeiten.

5. Winkler brennt aus

Die Krise hinterlässt aber auch bei Winkler Spuren. Er ist 49 Jahre alt und der Bernd-Stromberg-Satz „Wer nicht mit der *Zeit* geht, muss mit der Zeit *gehen*" hängt in seiner Kreativbranche wie ein Damoklesschwert über dem Arbeitsplatz. Winkler ist nervös und raucht zuviel, sorgt sich um Lungenkrebs und ist auf ein Atemwegsspray angewiesen. Sein Selbstbild als Leistungsträger gerät ins Wanken, weil seine Kondition den Bach runtergeht – eine Tatsache, die ihm Aggi gehässig widerspiegelt, die sich, wie es sich im Neoliberalismus gehört, im Fitnessstudio fit hält. Immer öfter neigt Winkler zu Panikattacken, die er nur mit Tabletten bekämpfen kann. Außerdem neigt er zu Zwangshandlungen, wie das Abspülen seiner Handgelenke unter kaltem Wasser. Die Panikattacken lähmen aber wiederum seine Kreativität. Daß ihm partout kein flotter Werbeslogan für ein Biomilchprodukt einfallen will, verursacht ihm massiven Stress und verfolgt ihn bis auf den Betriebsausflug.

Um seinen Leistungsabfall zu kaschieren, beutet er die Ideen seiner Untergebenen aus: Vanessa, der engagierten jungen Leistungsträgerin, stiehlt er den Slogan: „Bio-Milch – meine Stärke." Immer wieder erinnert er sich an eine depressive Phase („Burnout" bei Leistungsträgern) aus der Vergangenheit. Er denkt: „Werner ist schon okay, natürlich ist er sauer darüber, dass die Milchgeschichte noch nicht im Sack ist. Aber der kennt das. In unserem Job kann man nichts erzwingen (...). Hatte ich auch schon. Totale Sackgasse. Damals, Winter achtundneunzig. Werde ich nie vergessen, dagegen ist die Milch jetzt ein Witz. Verbraucherverein, Horror, wirklich am Ende, Krise, Krankheit, Verzweiflung, Burn-out. Schon fast alles hingeschmissen, reif für die Insel, Kreta, aussteigen, wovon will ich leben? Tomaten züchten, Super-Plan, Werner merkt das schneller als man selbst. Er nur: *Winkler, du fährst ans Meer, keine Widerrede! Paar Tage Nordsee möbeln dich auf.* Das war's. Das war's wirklich." (86f)

Je stärker Winkler unter Druck gerät, umso mehr sehnt er sich nach Geborgenheit: „Mit Margie fühle ich mich einfach sicher, eigentlich sollte sie immer dabei sein, als meine medizinische Begleiterin." (106) Zugleich ist auch sein Verhältnis zu Margie gestört, die sich immer öfter beschwert, dass er sich nicht bei ihr meldet. Sex wird zu einer Kompensationshaltung; seiner Leistungsfähigkeit versichert er sich, indem er Vanessa auf dem Betriebsausflug sexuell ausnutzt. Wenn ein 49jähriger eine 20jährige ins Bett bekommt, unterstreicht das seine Jugend, oder? Ihren spöttischen Kommentar über den misslungen Geschlechtsakt steckt er irritiert weg. Gelegentlich kommen Winkler wegen dem ganzen Streß neue Aussteigerfantasien. Er sehnt sich nach Sicherheit, tagträumt, dass er eine Weinguterbin abschleppt und aus dem flexiblen Kreativbusiness aussteigt. Ängste betäubt er immer wieder mit Alkohol.

Währenddessen mehren sich die Anzeichen, dass man vor ihm Geheimnisse hat. Von Aggi erfährt er über Fusionsgespräche mit einer anderen Agentur. Winkler

wird fuchsteufelswild: „Werner hat sie nicht mehr alle, als sein Stellvertreter muss ich davon wissen, wie steh ich denn jetzt da?" (124) Winklers Prinzip ist das FDP-Prinzip: „Leistung muss sich (wieder) lohnen." Die Tatsache, dass er rund um die Uhr schuftet, soll genügen, dass es der Firma gutgeht und sein Arbeitsplatz sicher ist. Als Aggi Engpässe andeutet, fährt Winkler aus der Haut: „Was soll das heißen? Gibt es Probleme mit der Firma? Wir ackern und ackern in einem fort, mehr geht gar nicht!" Aggi erwidert: „Die Marktsituation, die Krise ... die haben alle kein Geld mehr in der Tasche."

Immer stärker verdichten sich die Anzeichen einer Katastrophe, die Winkler jedoch fehlinterpretiert. Aggi telefoniert ständig, Werner führt während des Betriebsausfluges in Bad Neuenahr Geschäftsgespräche, selbst Josh, der „Computerfuzzy", und Reinhard machen kryptische Bemerkungen, als wüßten sie etwas, was Winkler nicht weiß. Während des Kegelabends prügeln sich Reinhard und Josh und der dazwischengehende Werner bekommt von Reinhard ein blaues Auge verpaßt. Am letzten Abend, der nicht zufällig im Casino stattfindet, sondern auch an den „The-Winner-Takes-All"-Finanzmarktkapitalismus erinnern soll, verspielt Werner eine fünfstellige Summe und eröffnet Winkler schließlich die bittere Wahrheit: Die Firma ist pleite. Aggi, die ihn bei der Geldabzweigung erwischt und erpreßt hat, hat sich zu einer anderen Firma abgeseilt und den Computerexperten Josh mitgenommen, den Winkler für eine Flasche hielt, weil er keinen Stil hat. Werner kontrastiert Winklers Selbstwahrnehmung als Leistungsträger mit der Wirklichkeit: „Winkler, du bist mein Problem." (292)

6. Winklers Sicherungen brennen durch oder: Der (Rhein-) Fall des Werbers

Zunächst sehnt sich Winkler nach Geborgenheit bei einer Frau und begibt sich auf die Suche nach Vanessa. In einer Neuenahrer Diskothek findet er sie in den Armen eines jungen Kerls. Winkler macht einen solch gebrochenen Eindruck, dass er mehrfach als „alter Mann" angepöbelt wird. Er macht sich Gedanken darüber, ob er über Nacht ergraut sein könnte. Er ist plötzlich aussortiert, gehört zum alten Eisen. Flexibilität erscheint ihm jetzt als Fluch, er sehnt sich nach fordistischer Sicherheit und bedauert, daß er nicht verbeamteter Lehrer geworden ist.

In einem abgeranzt-spießigen Tanzcafé lässt sich Winkler, der in seiner sexuellen Partnerwahl nicht gerade wählerisch ist, mit einer wenige Jahre älteren Frau ein, Hermine. Deren Name ist kein Zufall. Stahl stellt hier direkte Bezüge zum Hesse-Roman Steppenwolf her. Auf dem Weg in die „Hölle" erscheint Hermine ihm zunächst als letzter Rettungsanker. Sie tanzen, wie Harry Haller mit der gleichnamigen Frau in der Hesse-Erzählung, Paartanz. Die Begegnung mit Hermine symbolisiert aber auch, daß Winkler mit seinem Leben abschließt. Heißt es im Steppenwolf: Aus Hermines Augen „blickte meine arme kleine Seele mich an", sieht auch Winkler in Hermine, einer gescheiterten und geschiedenen Mittfünfzigerin, sich selbst gespiegelt. Als weibliches alter Ego ruft sie Erinnerungen an früher wach: „ ...- Kenne ich sie nicht seit Jahren, Hermine, rette

mich, bring mich nach Haus (...). Blues, wir tanzen Blues, Engtanz, meine Kindheit, meine Jugend, die ersten Berührungspunkte mit dem weiblichen Geschlecht, 10CC, Santana, Blues, wir tanzen Blues, auf der Rückreise einer Klassenfahrt zum Drachenfels, ich habe meine Jeansjacke oben vergessen, auf der Rückreise im Partywaggon der Deutschen Bahn, zum ersten Mal tanzen, zum ersten Mal Mädchen, so fühlen die sich an, anders, und sie duften. Auch Hermine duftet, ihre angegrauten Locken, weich, und ihr Mund? Ist es auch. Hermine, du bist ein junges Reh. Das sehe ich mit meinen geschlossenen Augen, I'm not in love, langsames Wiegen, eine stille Dünung, Alge, Plankton, getrieben, ohnmächtig im Walten der Gezeiten." (302f) Doch als Winkler die erschlafften Brüste Hermines fasst, lässt sich die Illusion nicht länger aufrecht halten: Gestern noch die knackige 20jährige Vanessa, heute die erschlaffte Mittfünfzigerin Hermine; das ist zuviel. Als Hermine ihn oral zu befriedigen beginnt, reißt er sich angewidert los und flüchtet, angetrieben durch eine Stimme im Kopf, die seinen langsamen Weg in den Wahnsinn andeutet.

Da sein subjektives Leistungs- und Gerechtigkeitsempfinden empfindlich gestört ist, weiß Winkler nicht, wohin mit seinen Aggressionen. Den Plan, Werner, dessen Hotelzimmertür offensteht, aus Rachegefühlen zu ermorden, verwirft er in letzter Sekunde. Später ärgert er sich über seine Feigheit. Am nächsten Tag reist er nach Köln zurück, trifft dort Margie, die ihm jedoch auch keine Stütze ist. Winkler rennt vor ihr davon und stürzt sich schließlich in die Fluten des Rheins.

Spätestens jetzt werden auch die Bezüge zu Wolfgang Koeppens *Das Treibhaus*, deutlich, dessen Protagonist, der am fordistisch-restaurativen Klima der Adenauerrepublik und der Remilitarisierung verzweifelnde SPD-Abgeordnete im Bonner Parlament Felix Keetenheuve, sich auf die gleiche Weise von seinem Leid befreite. Der Rhein, die permanente Bewegung gegen die Erstarrung am Ufer, der dynamische Kapitalismus, das Walten der Gezeiten, das er ohnmächtig erfuhr, wird zu seinem Tod. Während er zuvor gewitzelt hatte, auf der rechten Rheinseite begänne Sibirien (die DDR als selbsternannte Alternative zum westlichen Kapitalismus lehnte er als KBW-Mitglied schon zu seinen linken Zeiten vehement ab), erscheint ihm dieses Sibirien als das rettende Ufer, das zu erreichen ihn die Stimme in seinem Kopf drängt. Stahls Sibirien weckt Assoziationen zur „Antarktis" in Kushners Jahrhundertdrama *Angels in America*, wo die lebensfeindliche Kälte ebenfalls als Symbol für den Wunsch des Stillstands, der Flucht aus dem (depressiven) Leben in den Zustand des Anorganischen, als letzter Ausweg und Ende der Schmerzen gilt. Bei Kushner heißt es über die Antarktis, in die sich die depressive Harper flüchtet: „Cold shelter for the shattered. No sorrow here, tears freeze". Bei Stahl heißt es: „Und nun? *Wieder diese Fragen, wo sind die Antworten*, habe ich Antworten, muss ich Antworten haben, *du musst*, muss was? *Da rüber*, ja, ich muss da rüber, das Wasser, es ist gar nicht kalt, *die andere Seite*, muss auf die andere Seite, *Sibirien*, Sibirien, das ist es, Rufe, vereinzelte Rufe, wer ist das, Passanten, Touristen, abschalten, weghören, aus, nur noch Stille, *diese wunderbare Stille*, ein Singen, *fabelhaftes Singen*, es umgibt mich ganz, nimmt mich auf, nimmt mich mit, ich treibe, die Morgen-

luft, das Brausen eines ICEs über mir, Lichtreflexe, ich bin da, bin in meinem Element, Sibirien naht, *Sibirien*, ich komme." (314f)[3] Winklers Leistungsträgerleben endet als Tragödie. Während Robert, der prekäre Doktor der Sozialpsychologie aus *Diese Seelen*, seine Fallmanagerin im Jobcenter ermorden will (sie überlebt schwer verletzt), schrammt Winkler knapp am Rachemord vorbei und richtet sich aus Ausweglosigkeit selber, womöglich, weil er sich – neoliberalismuskonform – am Ende doch selbst die Schuld am eigenen Versagen gibt.

7. Enno Stahl im Kontext des neuen sozialen Realismus – eine Kritik

In der Kunst im deutschsprachigen Raum hat sich in den 2000er Jahren eine klare Rückbesinnung auf den sozialen Realismus ergeben, zu dem sich auch Stahl bekennt. Diese ist – aus naheliegenden Gründen – besonders im deutschsprachigen Film zu erkennen, wo der mit der „Berliner Schule" assoziierte Sozialrealismus die romantische Komödie der 90er Jahre abgelöst hat. Der Hintergrund dieser Entwicklung auf der kulturellen Ebene ist die Erfahrung der Gegenwartskunst mit dem sozialdemokratischen Neoliberalismus, mit denen die Kooptation der antifordistischen Bewegungen der 60er Jahre an ihr Ende gekommen ist. Die damit einhergegangene Enttäuschung über die realexistierende Linke im Neoliberalismus (angesichts der Hiobsbotschaften vom Armutsbericht über Afghanistan bis zur Rentenversicherung) schlägt sich – mit Blick auf den wahrgenommenen Mangel an gesellschaftlichen Alternativen – in einer melancholischen Haltung nieder, die historisch betrachtet im Grunde eine Reflektion kleinbürgerlicher Ohnmachtsgefühle und vermeintlich illusorischer Befreiungssehnsüchte gewesen ist. Ganz offen formuliert hat dies die österreichische Musikgruppe *Ja, Panik*, deren 2012 erschienenes Album den Titel *Die Manifestation des Kapitalismus in unseren Leben ist die Traurigkeit* trägt. Dabei widerspiegeln alle diese Kulturprodukte selbstverständlich auch die wachsende Angst der unter prekären Bedingungen tätigen Mittelklasse-Künstler vor dem sozialen Abstieg. Während die Anerkennung und literarische Reflektion der sozialen Widersprüche im Neoliberalismus entwickelt ist, tendiert aufgrund der wahrgenommenen Alternativlosigkeit nun ein Großteil der Kunst, insbesondere im Film, zur schlichten Abbildung des sozialen Elends als einer Art voyeuristischen Elendspornographie. In der Gegenwartsliteratur steht vielleicht Clemens Meyer am stärksten für diese Tendenz. Dabei schwankt die Darstellung oft zwischen sich abstrakt und hilflos solidarisierender Empathie und massenfeindlicher Ablehnung des „verfaulenden" unteren Drittels (man denke z.B. an die Filme des Österreichers Ulrich Seidl). Trotz alledem ist diese Entwicklung als ein Fortschritt zu betrachten.

---

[3] Das „Brausen eines ICEs" soll nicht nur Assoziationen an die Geschäftsleute wecken, die dieses schnellste Zugmodell in Deutschland alltäglich bevölkern, um ihren kurz getakteten Geschäftsterminen nachzukommen. Es ist zugleich natürlich ein Verweis auf das berühmte expressionistische Gedicht „Fahrt über die Kölner Rheinbrücke bei Nacht" (1913) von Ernst Stadler.

Es ist einer kleinen Minderheit vorbehalten, über diese widersprüchlichen und oft klischeebehafteten Abbildungsversuche der sozialen Wirklichkeit hinauszugehen. Sie versucht sich an einer historisch-dialektischen Herangehensweise an den sozialen Realismus, der die Spezifik neoliberaler Subjektivität in ihrer Abgrenzung und Entwicklung aus der Rebellion gegen die fordistischen Produktions- und Reproduktionsverhältnisse in den Blick nimmt. Die Kulturproduktionen dieses engen Personenkreises eignen sich damit nicht nur als eigenständiges Medium der Erkenntnis über die neoliberale Gegenwart, sondern weisen teilweise über diese hinaus, weil sie mit der Betonung der Prozesshaftigkeit ökonomischer, politischer und ideologischer Verhältnisse und der veraltenden (Fordismus-)Kultur (Barfuss 2002) die dialektische Historizität der Gegenwart betonen und Fragen über die Gesellschaft der Zukunft stellen. Dieser kleinen Minderheit verdanken wir eine Reihe ganz bemerkenswerter Kunstwerke: Was Lukas Moodysson (*Mammut*), Tatjana Turanskij (*Eine flexible Frau*), Franziska Stünkel (*Vineta*), Ken Loach (*It's a Free World...*) und Christian Petzold (*Yella*) in der Filmkunst und *Die Goldenen Zitronen*, *Die Türen* und – mit epischen Liedern wie *Möge die Macht!* (2008) oder *Unwetter in Blau* (2012) – Kai Degenhardt für die Musik und das zeitkritische Lied geleistet haben, hat sich in der Literatur etwa in den Werken von Kushner, Braun, Anna Katharina Hahn (2009), Katharina Hacker (2006), Christoph Hein (2011) und eben Stahl niedergeschlagen, der mit *Diese Seelen* und *Winkler, Werber* zweifellos Großartiges geleistet hat.

Gleichwohl fällt insbesondere an der deutschsprachigen Kunst der Mangel an Transzendenz auf. Es ließe sich darüber streiten, ob der allegorische Gehalt einiger der genannten Werke eine utopische Qualität besitzt. Es spricht vieles dafür. Die Utopie bliebe jedoch allenfalls abstrakt. Die Darstellung neoliberaler Subjektivität in ihrer Widersprüchlichkeit, in die sich intervenieren ließe und aus der Emanzipationskämpfe entstehen könnten, fehlt im deutschsprachigen Raum bislang, weshalb die meisten der genannten Kunstwerke tragisch enden. Die Darstellung konkreter Befreiungskämpfe (wie z.B. in Loach-Filmen à la *Bread and Roses* oder Iciar Bollains *Und dann der Regen*) fehlt in der deutschsprachigen Gegenwartskunst genauso weitestgehend wie der spielerische Umgang mit dem Politisch-Revolutionären, wie er beispielsweise im Film *The Trotsky* des frankokanadischen Regisseurs Jacob Tierney zu sehen ist. Eine Ausnahme bilden im Grunde allein die Filme des Österreichers Hans Weingartner.

Mit anderen Worten: Es handelt sich um eine Kunst, die auf den Abbruch fokussiert ist und dabei den Aufbruch aus den Augen verliert, die, um Brecht zu zitieren, Unrecht schonungslos darlegt, aber keine kollektive Empörung beschreibt, keine literarisch-beispielhafte Hilfestellung für verallgemeinerbare Handlungsfähigkeit bietet. Stahls Romane wecken in ihrer Darstellung der Ausweglosigkeit und Ohnmacht der lohnabhängigen Subjekte Erinnerungen an den Naturalismus von Upton Sinclairs *The Jungle* oder auch das ultrastrukturalistische *Native Son* des damaligen Kommunisten Richard Wright. Stahl kann sich an Sinclair, Wright oder auch John Steinbecks *Grapes of Wrath* messen

lassen, wenn es darum geht, Klassenperspektiven aufzuzeigen. Anders als bei Steinbeck fehlt in seiner Darstellung aber nicht nur der Klassenkampf, sondern im Grunde jede Art der Bemühung um Selbstbefreiung. Die Akteure reproduzieren, wenn auch widersprüchlich, die sie unterdrückenden Verhältnisse; transformieren tun sie sie nicht, allenfalls ins Barbarische.

Nun ist der Einwand zweifellos berechtigt, daß andere Darstellungsformen angesichts des Mangels an starken gesellschaftlichen Klassenkämpfen gegenwärtig schwer zu realisieren sind. Zu leicht kann der Wunsch nach bewußtem Widerstand gegen Unterdrückung und der Verwirklichung antikapitalistischer Utopien peinlich wirken, wie z.B. in Weingartners gutgemeintem Film *Free Rainer*. Dennoch bleibt es eine Tatsache, dass in *Diese Seelen* Befreiung nur als gescheiterter Mordversuch des arbeitslosen Promovierten an seiner Fallmanagerin im Jobcenter zu denken ist. In *Winkler, Werber* geht Stahl sogar noch weiter: Frei ist Winkler erst als toter Mann. Und auch links und rechts von ihm führt Unterdrückung nur zur Anpassung, wie zum Beispiel bei Vanessa, die mit Winkler schläft, weil sie sich von ihm eine Übernahme und Festanstellung erhofft. Selbst die humanistisch daherkommende Aggi entpuppt sich als „Kameradenschwein", indem sie das sinkende Schiff ohne Rücksicht auf Verluste verlässt.

Damit stellt sich die Frage nach Stahls Antikapitalismus. Dieser ist radikal und erinnert gerade deshalb an (oft von Lukács herkommende) Kapitalismusanalysen (Frankfurter Schule, Neue Kapital-Lektüre, Wertkritik, Gegenstandpunkt), die das System als mehr oder weniger in sich geschlossenes denken, das im Grunde nur von außen aufzubrechen wäre, und den sogenannten Arbeiterbewegungsmarxismus angesichts der Schwäche der Arbeiterbewegung heute, der (Ökologie-)Krise des Produktivismus und der Überschusslohnarbeit ablehnen. Wie sich Stahl Befreiung konkret vorstellt, die er – und das zeichnet ihn aus – noch will, behält er für sich. Zwar beharrt er darauf, daß seine „Protagonisten (...) – trotz allen gesellschaftlichen Vertretungsanspruchs – immer noch Individuen" seien. Und dennoch konzipiert er sie als „Marionetten, gespielt von den sozialen und ökonomischen Verhältnissen." Der „so genannte freie Wille" werde „in der derzeitigen Wirtschaftsform (...) auf ein Minimum reduziert." Zwar beschreibt Stahl in Diese Seelen mit Marija „[n]icht-instrumentelles Handeln". Dieses bestrafe sich jedoch „selbst mit Ausschluss. Es bescheidet sich mit partieller oder gar keiner Teilhabe am ökonomischen Kapital." Natürlich schließe das „spezielle Distinktionsgewinne (...) (im Bereich des kulturellen oder symbolischen Kapitals) nicht aus. Wobei man allerdings sagen muss, dass auch hier die Maschen enger geworden sind und Leute, die sich für diesen Weg entscheiden, schon aus monetären Gründen aus vielem abgedrängt werden." Winkler, der gerade in Köln angekommen ist, lässt Stahl diese Wahrnehmung mit der Ornamentierung des Hauptbahnhofs vergleichen. Dessen „Balkengewölbe des Hauptbahnhofs, diese interessanten Verästelungen, Netzwerk, Grobgeflecht wie der Kapitalismus selbst, diese ganzen Streben und Abhängigkeiten, das ist wie immer und trotzdem neuerdings bedeutungslos. Die ganzen Leute da draußen, auf dem Bahnsteig, die ahnen nichts, die wissen ja nichts. Die wissen nicht, was ihnen droht." (311)

Daß Winkler nur durch den Freitod frei zu werden vermag, diese erbarmungslos strukturalistische Darstellung verleiht dem Stahl'schen Roman(en) eine wohl nicht-intendierte Melancholie, die den Verdacht erweckt, hier schreibt jemand, der wie kaum ein anderer deutschsprachiger Gegenwartsautor, die unhaltbaren Verhältnisse von heute seziert und gegen sie anschreibt, und doch zugleich den Eindruck erweckt, daß er an eine grundlegende Veränderung der Verhältnisse und die Subjekte, die hierzu fähig wären, selbst nicht mehr so recht glaubt. Stahl scheint ergo aus einer „Trotz-alledem"-Haltung herauszuschreiben. Das ist sein gutes Recht und mindert keineswegs die hohe Qualität und das offenkundige Erkenntnispotential seiner Arbeit. Trotzdem stellt sich die Frage: Läuft die Melancholie Stahls nicht Gefahr, in denselben aufgeklärten Zynismus zu verfallen, gegen den Stahl in der Beschreibung seines Protagonisten zu Felde zieht? Dann wäre immerhin eine konservative Unterströmung in Stahls abstrakt-revolutionären, antikapitalistischen Romanen zu konstatieren.

Literatur

Thomas Barfuss, Konformität und bizarres Bewusstsein, Hamburg 2002.
Katharina Hacker, Die Habenichtse, Frankfurt/M. 2006.
Anna Katharina Hahn, Kürzere Tage, Frankfurt/M. 2009.
Christoph Hein, Weiskerns Nachlass, Frankfurt/M. 2011.
Enno Stahl (2009), Literatur und Aufklärung. Gespräch. In: Sozialismus, H. 2, S.60f
Enno Stahl (2011), Über die Bürde der Literatur. www.ruhrbarone.de
Enno Stahl (2012), Winkler, Werber, Berlin

Werner Jung

Kurz vor zwölf – Literatur und Überwachung

I.

Es ist zwar erst einige Jahre her, klingt aber geradezu antediluvianisch, was in Aufsätzen, Essays, gelehrten wissenschaftlichen und akademischen Abhandlungen um das Jahr 2000 im Blick auf Probleme der öffentlichen Überwachung – genauer: der telematischen Überwachung des öffentlichen Raums – diskutiert worden ist. Damals hat man noch darauf verwiesen, dass vor allem England Ort und Hort öffentlicher Überwachung sei und die deutschen Städte erst allmählich und noch zögerlich die Kameratechnik zur Überwachung einsetzen. Zwar ist der Ansatz einer optischen Überwachung von öffentlichen Straßen und Plätzen in Deutschland schon alt, wie Thilo Weichert schreibt: „1958 wurde in München eine Verkehrszentrale eingerichtet, an die von stationären Fernsehkameras über 17 Verkehrsschwerpunkte bewegte Bilder übertragen wurden. 1959 kam zur Überwachung des Straßenverkehrs zur Industriemesse und zur Luftfahrtausstellung in Hannover eine Industriefernsehanlage zum Einsatz; ein Jahr später ergänzt durch mobile, u. a. in Hubschraubern installierte Kameras. (...) Überwacht wurde von Anfang an nicht nur der Autoverkehr. Auf der Mönkebergstraße in Hamburg, am Kröpcke in Hannover oder auf dem Münchener Marienplatz zielten die Maßnahmen von Beginn an gegen ‚Rand- und Problemgruppen'."[1] Doch verglichen mit anderen Ländern wie etwa England oder den USA ist die deutsche Debatte zurückhaltend, sind vermutlich noch Scham und Anstandsgrenzen der Verwalter und Hüter des numinosen öffentlichen Raums erkennbar, ja, muss eine Institution wie das Bundesverfassungsgericht erläutern, was geschieht, wenn sich Menschen der Beobachtung durch entsprechende technische Apparaturen bewusst sind: „Wer unsicher ist, ob abweichende Verhaltensweisen jederzeit notiert und als Informationen dauerhaft gespeichert, verwendet und weitergegeben werden, wird versuchen, nicht durch solche Verhaltensweisen aufzufallen. Wer damit rechnet, dass etwa die Teilnahme an einer Versammlung oder Bürgerinitiative behördlich registriert wird und dass ihm dadurch Risiken entstehen können, wird möglicherweise auf eine Ausübung seiner entsprechenden Grundrechte (Art. 8, 9 GG) verzichten. Dies würde nicht nur die individuellen Entfaltungschancen des einzelnen beeinträchtigen, sondern auch das Gemeinwohl."[2] Und vergessen wir schließlich nicht auch noch die andere Seite, die Kehrseite, den öffentlichen Widerstand, wie er sich an vielen Orten und Plätzen dieser Welt, in unterschiedlichen Gesellschaften gezeigt und phantasievoll ausgestaltet hat. Jan Wehrheim, ein seit studentischen Tagen streitbarer

---

1 Thilo Weichert, Audio- und Videoüberwachung im öffentlichen Raum, in: Vorgänge, Nr. 144, H. 4/1998, S. 63.

2 Zit. nach Weichert, a. a. O., S. 66.

Wissenschaftler, der sich in einer Vielzahl von Arbeiten mit Überwachungsphänomenen auseinandergesetzt hat, verweist in einem Aufsatz aus dem Jahr 2000 auf etliche Initiativen, Kampagnen und Aktionen, deren Ziel- und Fluchtpunkt die Denunziation öffentlicher Überwachung ist: „Der Protest", so das Resümee, „ist vielfältig, und das hat auch der ‚Reclaim the Streets Day' im Juni letzten Jahres in London gezeigt, bei dem Tausende gegen die Umstrukturierung und Überwachung der Städte protestierten."[3]

Man möchte stöhnen und den Stoßseufzern hinterschicken: lang, lang ist's her. Und wird auch nicht mehr. Seither ist die öffentliche Überwachung geradezu ubiquitär geworden. Und nicht nur das. Dasjenige, was vor einigen Jahren Rolf Gössner bereits die „Videotie" genannt hat[4], scheint inzwischen in ein Stadium eingetreten zu sein, das man nur als Abstumpfung bezeichnen kann. Die Überwachung ist mitten unter uns, ob an öffentlichen Plätzen und in Straßen, vor Gebäudekomplexen, nicht zuletzt privaten, oder aber an den Arbeitsstätten. Und niemand regt sich wirklich deswegen auf. Oder wie kann es sein, dass z. B. vor einigen Wochen erst vom „Dezernat Gebäudemanagement" einer großen deutschen Universität eine Mail durch den Zentralverteiler gejagt wurde, in der dazu aufgefordert wird, „eine vollständige Erfassung von Überwachungskameras vorzunehmen". Und weiter: „Tragen Sie bitte in die Liste alle Anwendungsformen von Kameras (Überwachungskameras, Webcam, Kameraattrappe, etc.) ein, die sich in Ihren Räumlichkeiten befinden. Bitte begründen Sie, weshalb Sie die Überwachungskameras in Ihrem Bereich einsetzen." Die ausgefüllte Liste möge dann bis zum Tag X ans Sekretariat des technischen Gebäudemanagements zurückgeschickt werden. Und? Nein, weder ein Sturm der Entrüstung noch ein mildes Stürmchen bei den Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaftlern hat sich geregt. Auch die vermeintlich Gebildetsten unter den Verächtern all desjenigen, was nach Überwachung, Bespitzelung und Verfolgung ausschaut, haben inzwischen klaglos akzeptiert, dass im Zeichen einer (Verbrechens-)Prävention telematische Kontrollen notwendig und unverzichtbar geworden sind. „Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist" (Heimito von Doderer) – Brave new world.

Längst sind die einst apokalyptisch wirkenden distopischen Visionen eines Aldous Huxley oder George Orwell Realität geworden, nein, sind in ihrer Perfidie sogar noch weit übertroffen worden; ähnliches gilt für die philosophischen Albtraumreflexionen eines Günther Anders, dessen Werk „Die Antiquiertheit des Menschen"[5] bestenfalls die analoge Welt bis zur letzten Revolution, nämlich der digitalen, zu spiegeln in der Lage ist. Aber, um Anders weiterzudenken: wenn es gilt, dass in der alten Welt die „prometheische

---

3 Jan Wehrheim, CCTV – Ein fast ignoriertes Überwachungsdrama breitet sich aus, in: Forum Wissenschaft, H. 2/2000, S. 39.

4 Rolf Gössner, „Big Brother" und Co. Der moderne Überwachungsstaat in der Informationsgesellschaft, Hamburg 2000, S. 29.

5 Günter Anders, Die Antiquiertheit des Menschen, 2 Bde. München 1956 und 1980.

Scham" des Menschen vor der Welt der selbstgeschaffenen Gegenstände (Werkzeuge, Artefakte, ‚die Bombe') uns alle regiert hat, dann ist inzwischen jede Scham geschwunden und der Sieg der Dinge – als die Summe der formierten Gegenstände – unwiderruflich geworden. Wir verneigen uns demütig davor und machen den Kotau; wir verhalten uns ‚gemäß der technischen Möglichkeiten', d. h. nicht zuletzt eben: Wir benehmen uns nach Maßgabe einer permanenten Überwachung.

Von bestürzender Aktualität ist daher, was vor Jahrzehnten bereits Michel Foucault in seiner großen Studie „Überwachen und Strafen" bei seiner Beschäftigung mit Jeremy Bentham aufgefallen ist.[6] Dieser hatte nämlich Ende des 18. Jahrhunderts in einer bahnbrechenden Schrift ein sogenanntes „Panopticon" konzipiert, eine Gefängnisanlage, bei der rund um einen Überwachungsturm die einzelnen Gefängniszellen, jederzeit vom Personal einsehbar, gegliedert sind. „Hauptwirkung des Panopticons", so Foucault, ist „die Schaffung eines bewussten und permanenten Sichtbarkeitszustands beim Gefangenen, der das automatische Funktionieren der Macht sicherstellt. Die Wirkung der Überwachung ‚ist permanent, auch wenn ihre Durchführung sporadisch ist'; die Perfektion der Macht vermag ihre tatsächliche Ausübung überflüssig zu machen; der architektonische Apparat ist eine Maschine, die ein Machtverhältnis schaffen und aufrechterhalten kann, welches vom Machtausübenden unabhängig ist; die Häftlinge sind Gefangene einer Machtsituation, die sie selber stützen." (S. 258) Hierin entwirft ein ‚konzeptiver Ideologe' Rahmungen, von Foucault „Polizeikontrolle" genannt, die den gesamten „Gesellschaftskörper" zu einem einzigen „Wahrnehmungsfeld" organisieren (vgl. S. 275). Eine solcherart formierte Gesellschaft, die Disziplinargesellschaft, die sich just „in dem Augenblick" herausbildet, „in dem die abendländische Welt mit der ökonomischen und politischen Eroberung eben dieser Welt" – nennen wir's getrost: Kapitalismus – beginnt (vgl. S. 289), sie ist die Voraussetzung für die spätere Entwicklung. „Was ist daran verwunderlich", spitzt Foucault polemisch zu, „wenn das Gefängnis den Fabriken, den Schulen, den Kasernen, den Spitälern gleicht, die allesamt den Gefängnissen gleichen?" (S. 292)

Um den Gedankengang Foucaults weiter fortzusetzen: Der Fortschritt der Zivilisation ist der von der Disziplinargesellschaft zur umfassend gewordenen Überwachungs- bzw. „Kontrollgesellschaft", wie es bei Yvonne Hoffstetter heißt.[7] Und so ist es auch kein Horrorszenario mehr davon zu sprechen, dass wir uns an die Überwachung angeschlossen haben bzw. diese internalisiert haben. Denn wir sind von deren Notwendigkeit überzeugt – ein ‚sine qua non'. Ob bei Bankgeschäften, in Supermärkten oder Eingangsbereichen von Bahnhöfen, Flughäfen und Malls oder wo auch sonst immer, nicht zuletzt

---

6 Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M. 1994. Vgl. dazu auch Reg Whitaker, Das Ende der Privatheit. Überwachung, Macht und soziale Kontrolle im Informationszeitalter, München 1999, Kap. 2: Das Panopticon, S. 46-63.

7 Yvonne Hoffstetter, Sie wissen alles, München 2014. Vgl. dazu Johannes Boie, Ein Blick aus dem Inneren des Datenkraken, in: Süddeutsche Zeitung, 13./14. 9. 2014.

beim eigenen Arbeitgeber (siehe Uni!) – wem leuchtete nicht der Gedanke ein, dass – natürlich immer nur der eigenen Sicherheit wegen – die telematische Kontrolle und Überwachung unabdingbar wären. Eigentlich wollen wir ja auch gesehen werden und fühlen uns unter Aufsicht pudelwohl, denn nur so können wir auch nach außen sichtbar zeigen, dass wir nichts (voreinander) zu verbergen haben. Schaut alle her: Ich bin gläsern.

Perdu die seligen Zeiten der frühen Moderne Anfang des 20. Jahrhunderts, als Georg Simmel, einer der Gründerväter der neuen Wissenschaft der Soziologie, noch die Errungenschaften eben dieser Moderne beschreiben und zugleich feiern konnte, insbesondere die urbane Lebensform mit entsprechenden Denkweisen. In seinem Essay „Die Großstädte und das Geistesleben" (1903)[8] beschreibt Simmel die Freiheit des Individuums in der modernen Großstadt, eines Individuums, das einerseits zwar auf die Hektik und Nervosität mit einer gewissen Blasiertheit und einem „Pathos der Distanz" (Nietzsche) reagiert, andererseits aber diese Fremdheit durchaus positiviert. D. h. Simmel erkennt die Großstadt mit ihrer Anonymität, dem Verkehr wie einer gigantischen Reizüberflutung, aber auch in ihren dunklen Schattenseiten noch als einen Ort, der den einzelnen lehren kann, das Fremde – die Fremdheit und den Fremden (der Exkurs über den Fremden gilt in Simmels „Soziologie" von 1908 als ein Kernstück des ganzen Buches[9]) – als notwendigen Hintergrund für soziale Erfahrungen wahrzunehmen.

Wie tief sind wir seit Simmels Zeiten gesunken? Welche Phobien und Ängste plagen uns? Der andere ist heute immer der Fremde, und er bleibt der (potentiell) Böse, den es zu beobachten und zu überwachen gilt – erst recht dann, wenn er, bereits äußerlich, so erkennbar anders ausschaut: etwa jugendlich, männlich, schwarz usw. Der Schwachsinn der ‚misera plebs' und des gesunden Menschenverstands, vor dem bekanntlich schon Hegel immer wieder gewarnt hat. Jan Wehrheim beschreibt ein Szenario, das inzwischen zur Alltagsrealität der meisten Menschen in den kapitalistischen Metropolen geworden ist: „Mit der Zunahme von Unbekanntem und damit Störendem für diejenigen, die sich über Sicherheit abgrenzen, nimmt die Angst in den Städten eventuell nicht ab, sondern zu. Wenn man sich nur in den Räumen sicher fühlen kann, die demonstrativ Sicherheit symbolisieren, so bedeut dies, dass alle Räume, die nicht über eine solche Symbolik verfügen, zunehmend als unsicher empfunden werden, selbst wenn sie eigentlich keinerlei Assoziationen in die eine oder andere Richtung provozieren. (...) Wenn man die Orte der Sicherheit verlässt, muss die Angst zwangsläufig größer werden und wenn man in ihnen verbleibt, wird man zumindest permanent an die ‚Gefahr' vor der Tür erinnert. Je mehr Orte demonstrativ als sicher dargestellt werden, desto mehr Orte wecken Assoziationen von Gefahr, es entsteht ein neuer Circulus-Vitiosus: Immer mehr Räume müss-

8 In: Georg Simmel, Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, in: Gesamtausgabe Bd. 7. (Hg.) Rüdiger Kramme, Angela Rammstedt und Otthein Rammstedt, Frankfurt/M. 1995, S. 116-131.

9 In: Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, in: Gesamtausgabe Bd. 2. (Hg.) Otthein Rammstedt, Frankfurt/M. 1992.

ten überwacht werden."[10] Die konsequente Frage, die sich auch Wehrheim stellt, ist die, auf welche Gesellschaft wir uns da zu bewegen und wie die Überwachungs- und Kontrollstrukturen uns noch weiter ‚entfremden' werden.

II.

Kommen wir jetzt zur Literatur, die ja – wie das Gesamtsystem der Künste – als „Gedächtnis der Menschheit" (Georg Lukács) fungiert. Und zwar in beiden Richtungen, nach hinten, retrospektiv, wie nach vorn, prospektiv – in Kürze: in Gestalt z. B. des historischen Romans ebenso wie auch der Utopie bzw. Distopie. Dazu drei knappe ästhetische Hinweise, die diesen Zusammenhang auf unterschiedliche Art diskutieren.

Der marxistische Ästhetiker Günther K. Lehmann hat, sichtlich unter dem Einfluss von Georg Lukács, davon gesprochen, dass die literarischen und künstlerischen Phantasiebilder, selbst noch in trivialen Formen, für das „spielerische Regenerieren der sozialen Phantasie" zuständig seien.[11]

Kürzlich hat der Unternehmer und Schriftsteller Ernst-Wilhelm Händler einen Großessay veröffentlicht, dem er den Titel „Versuch über den Roman als Erkenntnisinstrument" gegeben hat. Darin rechnet er es dem Roman als besonderes Verdienst an, das Innenleben des einzelnen Menschen zu erkunden bzw. innere Dispositionen auszuloten. Mit doppelter Frontstellung gleichsam: im Blick auf den einzelnen wie auch die Gesellschaft als ganze. „Aus der Perspektive des Einzelnen bietet der Roman die Möglichkeit von Trainingsprogrammen, mittels deren der Einzelne das Erkennen von Gefühlen und Assoziationen bei anderen und bei sich selbst lernt und übt."[12] „Der Roman" – als Mittel der Selbstbeobachtung der Gesellschaft – „artikuliert, was sich die Gesellschaft nicht eingestehen kann oder will, was sie dennoch bekommen muss. Im Roman vergewissert sich die Gesellschaft selbst." (S. 183)

Und in einem neuen Buch des Kultur- und Literaturwissenschaftlers Hans Ulrich Gumbrecht können wir etwas darüber erfahren, warum der Begriff der Stimmung eine so zentrale Bedeutung für unsere Lektüre hat. „Denn was uns beim Lesen berührt, ist Teil einer substantiellen Präsenz von Vergangenheiten ..."[13] Ein gestimmter Raum, eine gestimmte Situation – sie allererst wiedererinnert werden, weil dieses stimmungshafte Element – berühmt-berüchtigt geradezu Marcel Prousts Madeleine-Erlebnis als Initialzündung für seinen Roman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit" – dem Gedächtnis anhaftet.

---

[10] Jan Wehrheim, Die überwachte Stadt – Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. 2. völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage, Opladen 2006, S. 230.

[11] Günther K. Lehmann, Phantasie und künstlerische Arbeit. Betrachtungen zur poetischen Phantasie, Berlin und Weimar 1976, S. 113.

[12] Ernst-Wilhelm Händler, Versuch über den Roman als Erkenntnisinstrument, Frankfurt/M. 2014, S. 182.

[13] Hans Ulrich Gumbrecht, Stimmungen lesen. Über eine verdeckte Wirklichkeit der Literatur, München 2011, S. 25.

Also: Es geht um die soziale Phantasie, die die Literatur – allen anderen literarischen Formen voran: der Roman – als Selbstbeobachtungsprogramm der Gesellschaft mit Blick auf den Leser aktiviert, und zwar über das Codewort Stimmung.

Der literarische ‚foundation text', wenn es sich um die Überwachungsproblematik handelt, ist sicherlich George Orwells Roman „1984" [14], der als Passepartout die Erfahrungen des Stalinismus benutzt. Orwell erzählt darin die Geschichte des kleinen Angestellten und Jedermann Winston Smith, der in die Mühlen des Systems gerät, plant, in den Widerstand zu gehen, um nach schrecklichen Torturen und dem Verrat seiner Freundin als intellektuell, seelisch und psychisch völlig gebrochener Mensch als willfähriges Rädchen im System sein Leben zu beschließen. Das düstere Überwachungsprogramm beschreibt Orwell gleich eingangs seines Romans. In jeder Wohnung sind sogenannte „Teleschirme" installiert, die die Bewohner nicht nur pausenlos mit den Ergüssen der Partei und des großen Bruders konfrontieren – der auch physiologisch Väterchen Stalin nachgebildet ist, während der Gegenspieler, den zu hassen die Partei immer wieder in eigens anberaumten Hasssekunden ihre Bevölkerung auffordert, Züge Trotzkis zeigt –, sondern darüber hinaus auch die Funktion der Beobachtung übernehmen. „Man konnte natürlich nie wissen, ob man im Augenblick gerade beobachtet wurde oder nicht. Wie oft oder nach welchem System sich die Gedankenpolizei in jede Privatleitung einschaltete, darüber ließ sich bloß spekulieren. Es war sogar denkbar, dass sie ständig alle beobachtete. Sie konnte sich jedenfalls jederzeit in jede Leitung einschalten. Man musste folglich in der Annahme leben – und tat dies auch aus Gewohnheit, die einem zum Instinkt wurde –, dass jedes Geräusch, das man verursachte, gehört und, außer bei Dunkelheit, jede Bewegung beäugt wurde." (S. 9) Überwachung dient der Kontrolle und Reglementierung durch die Partei, deren beide Ziele lauten: „die Eroberung des gesamten Erdballs und die endgültige Tilgung jeder Möglichkeit unabhängigen Denkens." (S. 233) Um die Macht zu erhalten, die „kein Mittel, sondern ein Endzweck" (S. 316) ist, setzt die Partei alles daran, jedes einzelne Mitglied „von der Geburt bis zum Tod" zu kontrollieren. „Sogar wenn es allein ist, kann es nicht sicher sein, dass es wirklich allein ist. Wo es auch sein mag, ob es schläft oder wacht, arbeitet oder ausruht, im Bad oder im Bett liegt, es kann ohne Vorwarnung und ohne sein Wissen überwacht werden." (S. 253) Dieser Prozess kann erst wirklich dann als gelungen betrachtet werden, wenn entsprechende Verhaltensweisen habitualisiert und Denkformen internalisiert worden sind, wobei das System nicht davor zurückschreckt, brutalste Foltermethoden einzusetzen.

Die enorme Wirkung des Orwellschen Textes – und auch noch diejenige des Vorbilds, Evgeniy Zamjatins Roman „My" [15] – liegt gewiss in der Darstellung der Aussichtslosigkeit und einer permanenten Bedrohungssituation, die weit

[14] George Orwell, 1984 (Erstausgabe 1948), Berlin 2013.

[15] Evgeniy Zamjatin, My (frz. und engl. 1924; dt. 1958); Ders., Wir, Bremen 2013.

über die Realgeschichte wie das – sprichwörtlich gewordene – 1984 hinausgehen. Allerdings – und darin liegt die eher antiquierte Vorstellung Orwells – vermag der britische Schriftsteller dieses Bedrohungsszenario einzig von einem allmächtigen, „totalitären" Staatsapparat ausgehen zu lassen.

III.

Was aber geschieht, wenn die Überwachung sich flächendeckend in der (Zivil-)Gesellschaft breit gemacht hat? Dieser Aspekt steht zwar nicht unmittelbar im Zentrum des letzten Romans von Ulrich Peltzer, „Teil der Lösung" (2007)[16], den man durchaus ebenso als modernen Berlin- wie auch als Polit-Roman bezeichnen kann. Aber das Überwachungssyndrom bzw. -Fieber bildet so etwas wie den äußeren Rahmen einer Erzählung, die eine Reihe junger Leute – Autonome und Linksaktivisten – dieser Tage zeigt, was dem Text bei Rezensenten auch das Attribut des Zeitromans eingetragen hat.[17] Am Anfang und über einige Seiten hinweg sieht man Mitarbeiter einer Überwachungsgesellschaft, die in „einem Raum ohne Fenster" vor ihren diversen Monitoren hocken und zuschauen: „Die Monitore sind stumm, kein Ton, nicht einmal Knistern gruppiert die Szenen zu einem Ganzen: all die Leute im Freien, ihre hierher übertragenen Wege an Schaufenstern und dichtgefüllten Caféterrassen vorbei zu diesem großen Brunnen mitten auf der überdachten Piazza." (S. 7) Berlin Potsdamer Platz: Myriaden von Touristen und anderen Besuchern, einzeln, in Gruppen, Kellerinnen und küssende Paare, fliegende Händler und – worauf die Mitarbeiter besonders achten – einige junge Leute, die in einer karnevalistischen Aktion auf die Überwachungsproblematik aufmerksam machen. Denn worauf es „ankommt im verschwiegenen Kern des Wartens", so das Credo der Sicherheitsleute, das ist „eine aufblitzende Irritation, die plötzlich die Aufmerksamkeit fesselt, ein Impuls von Gefahr, der wie aus dem Nichts den Geist elektrisiert." (S. 10) Eine absurde Situation: Mitarbeiter, deren Tages- bzw. Nachtwerk darin besteht, tausende Bildersequenzen auf einer Vielzahl von Monitoren Revue passieren zu lassen, in einem Zustand, der sich im ewigen Kreislauf von Langeweile und Apathie bis zur gesteigerten Konzentration bewegt, ein An-sich-Vorbeiziehen-Lassen von Bildfolgen, auf und in denen nichts geschieht, bis – ja, bis dann eben doch etwas geschieht und ein Trupp der Firma PROTECTAS ausrückt. Die Absurdität potenziert sich vor dem Hintergrund der Frage, wer hier wen und warum beobachtet. Denn es sind ja keine Mitarbeiter eines Staatsapparates mehr wie bei Orwell, sondern schlecht oder gar nicht ausgebildete Menschen aus dem sog. Billiglohnsektor, die andere Mitmenschen – und vornehmlich solche aus dem Prekariat, aus Rand- und Problemgruppen – beobachten. Sie sind die ‚nützlichen Idioten' für ein Bürgertum, das in der festen Überzeugung (nein: Wahnvorstellung) lebt, Kriminalität vermeiden und den Sicherheitsfaktor durch Überwachung enorm

---

[16] Ulrich Peltzer, Teil der Lösung, Roman, Zürich 2007.

[17] Vgl. etwa Helmut Böttiger, Ein Lied für die Tauben, in: Süddeutsche Zeitung, 15./16. 9. 2007.

erhöhen zu können. (Was im Übrigen durch zahlreiche nationale wie internationale Studien längst widerlegt ist.) Die Herren der Kameras sind zwar die Hüter der Ordnung, aber nicht nur um den Preis des beschissen geringen eigenen Lohns, sondern vor allem auch einer Selbstverdinglichung, die sie zum bloßen Vollzugsorgan des Überwachungsapparats degradiert.

Damit befinden wir uns freilich erst in der Vorhölle; die wirkliche Hölle erreichen wir mit dem Eintritt in die digitale Welt. Was der Amerikaner Dave Eggers in seinem neuen (international überaus erfolgreichen) Roman[18] beschreibt, ist kein futuristisches Horrorszenario, sondern Alltagsrealität. Beziehungsweise, um eine Formulierung von Günther Anders aufzugreifen, nur eine kleine Übertreibung in Richtung auf die Wahrheit. Denn natürlich werden (noch) keine Chips in uns implantiert, tragen wir auch (noch) keine Minikameras, die uns gläsern machen und die Öffentlichkeit an allem partizipieren lassen. (Nur: was PKWs bis in die untersten Klassen alles via Bordcomputer können, das sollte uns und unseren Körpern erspart bleiben? Warum eigentlich?) Durch Protektion kommt die 24-jährige Mae Holland in den Superkonzern „Circle", des, wie es gleich auf der ersten Seite heißt, „einflussreichsten Unternehmens der Welt". (S. 7) Sie ist sofort begeistert, an der Seite anderer junger Leute, die freundlich, kreativ und innovativ sind, im Kundenservice des Unternehmens tätig sein zu können. Rasch steigen ihre Beliebtheitswerte, bei den Kunden ebenso wie im Unternehmen selbst. Hat sie anfänglich noch auf „Eigenzeiten" geschaut, Sport getrieben, mit Maßen soziale Kontakte gepflegt und sich um ihre kranken Eltern gekümmert, so verbringt sie mehr und mehr Zeit in der Firma, richtet sämtliche Aktivitäten an und rund um ihren Job aus, um – Höhepunkt der Selbstentfremdung – an der Seite von diversen Politikern und anderen Mitarbeitern des Hauses sich durch Chip-Implantate und sog. Lolli-Kameras der permanenten Kontrolle und Überwachung durch die Öffentlichkeit auszusetzen. Getreu dem von den drei Inhabern und zugleich Thinktanks des Unternehmens ausgerufenen ideologischen Floskeln: Geheimnisse sind Lügen – Teilen ist heilen – Alles Private ist Diebstahl (vgl. S. 346). Einmal ans Netz angeschlossen, ist nichts mehr nicht öffentlich: weder Gänge auf die vormals stillen Orte noch in die vermeintlichen Liebeshöhlen. Alles wird nicht nur rundum betrachtet, sondern bewertet, geposted, geliked. Aktuelle Fassung des kategorischen Imperativs: verhalte dich schlichtweg so, dass alles, was du unter den Augen der Öffentlichkeit tust, von jedermann akzeptiert werden kann! Kein ‚big brother is watching you', sondern die Millionen Augen einer Hydra namens Öffentlichkeit schauen zu. Am Ende eines längeren Gesprächs zwischen Mae und Bailey, einem der drei Chefs von „Circle", spitzt dieser die Frage zu: „Was wäre, wenn wir alle uns so verhielten, als ob wir beobachtet würden? Das hätte einen moralischen Lebenswandel zur Folge. Wer würde noch etwas Unethisches oder Unmoralisches tun, wenn er beobachtet würde?" (S. 331) Damit ist endgültig die Katze aus dem Sack. Dank der technisch-technologischen Errungenschaften von „Circle" –

[18] Dave Eggers, Der Circle, Roman, Köln 2014.

dieser Quadratur aus Amazon, Google, Facebook – werden wir am Ende alle zu ‚Gutmenschen', die den Gulag eines gläsernen Raums bewohnen – in einer perfekten Gemeinschaft, die so etwas wie Gesellschaft überflüssig macht. Nach Abschaffung des Staates und Abdankung der Zivilgesellschaft regiert dann einzig die ‚schöne Gemeinschaft' als Einlösung einer romantischen Utopie: „Nichtwissen war der Ausgangspunkt für Wahnsinn, Einsamkeit, Misstrauen, Furcht. Aber es gab Möglichkeiten, das alles zu beheben. Gläsernheit hatte sie für die Welt wissbar gemacht, hatte sie besser gemacht, hatte sie, das hoffte sie zumindest, der Vollkommenheit einen Schritt näher gebracht. Jetzt würde die Welt folgen. Völlige Transparenz würde den Zugriff auf alles mit sich bringen, und es gäbe kein Nichtwissen mehr. Mae lächelte bei dem Gedanken, wie einfach das alles war, wie rein." (S. 527f.)

Aber die Stellschraube lässt sich noch weiter verstellen, wie die beiden erfolgreichen Romane aus dem letzten Jahr zeigen: Marc Elsbergs „Zero. Sie wissen, was du tust" (München 2014) und Tom Hillenbrands „Drohnenland" (Köln 2014). Obwohl die Gattungs- bzw. Genrebezeichnungen darauf hinweisen, dass es sich ‚natürlich' um reine Fiktionen handeln soll, sind die dargestellten Begebenheiten dennoch von einem geradezu bestürzenden Realitäts- wie Aktualitätsgehalt. Simuliert wird bei Elsberg eine Situation, in der Cyberbrillen zur Grundausstattung nicht nur von Jugendlichen geworden sind. Und die empfangenen Daten dienen nicht nur dem eigenen Biofeedback, sondern eignen sich hervorragend, um andere aufzuspüren, ihnen hinterher zu spionieren, sie zu überführen. Ja, es geht um Programme, die Verhaltensmuster erkennen können. „Man nennt das Predictive Analytics", wie eine Figur erläutert. „Wir alle glauben heute, Individualisten zu sein, doch in Wahrheit verhalten wir uns ziemlich uniform – und damit vorhersehbar." (S. 27) Die Folge davon ist, „dass man aus anonymisierten Daten einzelne Personen identifizieren kann. (...) Besonders, wenn man verschiedene Datensammlungen kombiniert. Unser Surfverhalten im Internet, Handydaten, Reise- und Einkaufsverhalten erzeugen ein eindeutiges Profil." (S. 28) Was geschieht, wenn gelangweilte Kids sich zum Spaß solcher Techniken zu bedienen wissen, erzählt Elsbergs Roman, in dem zur Jagd auf unliebsame – eben nicht konforme – andere aufgefordert wird. Jedenfalls in einem Handlungsstrang wird davon erzählt – davon auch, wie ‚digital kids' nur noch zynisch auf Mahnungen und Warnungen ihrer Eltern reagieren, wie (hätte man früher gesagt) ausgebrannte Lebensprofis, die bereits alles kennen, wissen und längst hinter sich haben. „Wir sind halt so aufgewachsen", ruft die Tochter ihrer Mutter zu. „Mobiltelefone und das Internet kamen vor meiner Geburt in die Welt. *Eure* Generation hat diese Welt für unsere gebastelt. Wir waren das nicht. Also regt euch nicht darüber auf." (S. 129) Zynischer kann wohl die Botschaft dieser Geschichte nicht formuliert werden: „Gesetze kommen und gehen. Die Privatsphäre wohl auch." (S. 240)

Im Vordergrund steht bei Hillenbrand, wie es der Norm der Gattung Krimi entspricht, natürlich ein Mord, im Hintergrund geht es aber um weit mehr: um neue Computer-Programme und Datenklau. Allgegenwärtig sind die einge-

setzten Transportmittel geworden im „Drohnenland", „und so wimmelt es am Tatort bereits von Colibris, Flutlichtdrohnen und anderen Maschinen, die in konzentrischen Kreisen um den Toten herumschwirren und aus allen erdenklichen Winkeln hochauflösende Bilder knipsen." (S. 10) Nichts entgeht ihnen, und wer da noch von vermeintlicher Anonymität und dem Recht auf Privatheit faselt, hat sein Jahrhundert verfehlt. Bis in die entferntesten Winkel dringen sie vor, „winzige bionische Flieger", so genannte „Mites", „die mit bloßem Auge nicht von echten Eintagsfliegen zu unterscheiden sind." (S. 87) Dann gibt es noch die „Spinnendrohnen", so groß wie Männerhände (vgl. S. 153), wie auch die Killerdrohnen, eine Assassinendrohne, „ein furchterregendes Monster aus mattschwarzer Keramik" (S. 392). Mit ihnen hat die Überwachung das finale Stadium erreicht. Nichts geht mehr ohne oder gar gegen sie, nur noch mit ihnen lässt sich die Welt regieren, was in Hillenbrands rabenschwarzem Kosmos bedeutet, dass die solcherart überwachte Realität als gescannte Wirklichkeit jetzt die Möglichkeit bietet, den Menschheitstraum – das/den Albtraum(a) – wahrzunehmen, eine zweite Realität – rechnergeneriert – zu erzeugen. Den Programmierern, heißt es an einer Stelle, war klar geworden, „dass man mit der Fülle an Livedaten, die unsere Sensoren (...) aus allen Ritzen und Winkeln der Realität saugten und auf Festplatten speicherten, eine Kopie der Welt bauen könnte, eine virtuelle Welt." (S. 365)

Vom Panopticon über die Kontrollgesellschaft bis zum Panoptizismus hat sich das Prinzip Überwachung, das Orwellsche Modell, unter Bedingungen der digitalen Revolution dramatisch weiterentwickelt und zugespitzt. Ob da so wohlmeinende Versuche wie der von Ilja Trojanow und Juli Zeh angestiftete Aufruf der Autoren zur Verteidigung der Demokratie im digitalen Zeitalter auf dem Hintergrund, so etwas wie ein „digitales Grundrecht" zu schaffen[22], erfolgreich sein werden oder statt dessen nicht selbst schon zu spät kommen, ist noch nicht entschieden. Glaubt man hingegen den aktuellen literarischen Distopien, denen man auf jeden Fall den Status von ‚Übertreibungen in Richtung Wahrheit' (G. Anders) zusprechen darf, marxistisch formuliert: Beschreibungen von Entwicklungen, die – perspektivisch – ‚das nächste Kettenglied' (Lenin) der Historie anvisieren, dann ist es sicherlich bereits schon kurz vor zwölf.

[22] Vgl. dazu auch: Juli Zeh, Schützt den Datenkörper! In: FAZ, 11. 2. 2014.

Artur Rümmler

Werkkreis Literatur der Arbeitswelt – hat er noch eine Zukunft?

Kaum vorstellbar heute, dass einer mit seinen politischen Gedichten eine große Halle mit zwanzigtausend Leuten füllt. Dieses Kunststück gelang Erich Weinert in Berlin Anfang der dreißiger Jahre. Genauer betrachtet war es aber kein Kunststück, sondern nur das folgerichtige Ergebnis der damaligen Situation. Weinerts fetzige, operative Lyrik, die Dinge scharf auf den antikapitalistischen Punkt bringend, traf auf eine breite, klassenbewusste Arbeiterbewegung, speziell die KPD. Auch der Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (BPRS), zu dessen Gründungsmitgliedern 1928 Weinert gehörte, suchte die enge Bindung an die KPD (1930 waren rund vierzig Prozent seiner Mitglieder in dieser Partei, 1932 mehr als fünfzig Prozent bei rund 500 Mitgliedern) und hielt Kontakt zu Moskau über die Internationale Vereinigung revolutionärer Schriftsteller (IVRS).

Die Weltwirtschaftskrise samt der durch den aufkommenden Faschismus und die Demokratie abbauenden Präsidialkabinette ausgelösten Krise des politischen Systems beflügelten das Bedürfnis nach kämpferischer Literatur. Der Faschismus an der Macht stoppte die Entwicklung des BPRS. In Berlin publizierte man aus der Illegalität, in Moskau, Prag und Paris bildeten sich Exilgruppen. 1935, mit Gründung der Internationalen Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur, löste sich der BPRS auf.

Der Werkkreis in den 1970er und 80er Jahren

Unter ganz anderen historischen Rahmenbedingungen startete 1970 der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Vorausgegangen waren immerhin die Niederlage des Faschismus und starke antikapitalistische Tendenzen bei der gesamten deutschen Bevölkerung, doch folgten das Scheitern der Entnazifizierung, die vom Westen betriebene Spaltung Deutschlands und die Wiederaufrüstung Westdeutschlands. Der wirtschaftliche Wiederaufstieg der fünfziger und sechziger Jahre wurde flankiert von einem antikommunistischen Klima des Kalten Krieges, in dem die KPD verboten wurde; Kommunisten und aktive Kriegsgegner litten unter politischer Justiz. Die zweite Hälfte der sechziger Jahre brachte Turbulenzen: Notstandsgesetze und Studentenbewegung, zum ersten Mal Eintritt der SPD in die Bundesregierung, Berufsverbotspolitik nach innen, Entspannung mit DDR und Polen nach außen; internationale Sicherheits- und Abrüstungsverträge bewahrten den Kalten Krieg davor, ein globaler militärischer Konflikt zwischen West und Ost zu werden.

In dieser komplexen Situation spaltete sich die Gruppe 61, die ein eher elitäres Selbstverständnis vertrat, und unter dem maßgeblichen Einfluss Erasmus Schöfers gründete sich im März 1970 der Werkkreis. Die politische Auf-

bruchstimmung mit Gründung der DKP (1968), anderen kleinen kommunistischen Gruppen und einer aktiven linken Sozialdemokratie beflügelte auch den Werkkreis.

Während sich im BPRS verschiedene Schriftstellervereinigungen, linksbürgerliche, vom Expressionismus herkommende und andere Autoren mit den Arbeiterkorrespondenten der KPD zusammenschlossen (42 Prozent Berufsschriftsteller / Redakteure), fanden sich im Werkkreis zunächst wenig bekannte Autorinnen und Autoren und in der breiten Mehrheit schreibwillige Werktätige. Hatte der BPRS bis Ende 1932, aufgehalten durch interne Diskussionen, nur wichtige Bruchstücke sozialistischer Literaturtheorie entwickelt, nur Entwürfe, doch kein abschließendes Programm, so legte der Werkkreis gleich zu Beginn der siebziger Jahre ein solches vor mit der Überschrift: „Partei ergreifen" – eine Anknüpfung an die zentrale BPRS-Forderung nach „Parteilichkeit". Kerngedanken zum Selbstverständnis: „Arbeitswelt" als weiten Begriff verstehen; Thema ist die ganze soziale Umwelt; Bezug auf die Tradition vor 1933; kollektive Literaturherstellung im Interesse der arbeitenden Bevölkerungsmehrheit; schöpferische Kräfte der Arbeitenden unterstützen; Nützlichkeit für die Humanisierung der Arbeitswelt; kapitalismuskritische und antikapitalistische Literatur mit dem Ziel der Gesellschaftsveränderung; Werkkreis als Teil aller fortschrittlichen Kräfte der Gesellschaft. In seiner Praxis erklärte sich der Werkkreis, anders als der BPRS, für politisch unabhängig, ohne Bindung an eine Partei. Als wesentliche Bündnispartner betrachtete man die Gewerkschaften, und es entsprach dieser Gewichtung, dass man im Werkkreis-Vorstand einen Gewerkschaftsbeauftragten implantierte.

Anfang der siebziger Jahre, getragen vom frischen Wind, der durch die gesamte Gesellschaft wehte und Umsatz versprach, druckten auch bürgerliche Verlage anstandslos kritische und antikapitalistische Belletristik und Sachliteratur, was heute im Rückblick erstaunt. Auch der Fischer Taschenbuch Verlag griff zu und nahm den Werkkreis unter sein Dach, vier Titel pro Jahr sollten geliefert werden. Bis 1987 produzierte man rund sechzig Taschenbuch-Titel mit mehr als einer Million Exemplaren; sie enthalten die ästhetische Widerspiegelung der Arbeitswelt und vieler Lebensbereiche der abhängig Beschäftigten. Die Rezeption erfolgte vorwiegend in den Gewerkschaften. In den siebziger und achtziger Jahren erlebte der Werkkreis seine fruchtbarste und wirkungsvollste Phase. Die Massenarbeitslosigkeit ab 1975, eine wachsende gesellschaftliche Tendenz zu konservativen Haltungen, die Atomkriegsgefahr ab 1980 lieferten Stoff für seine Literatur. Dazu kam eine funktionierende Organisationsstruktur, die Mitte der 1970er Jahre 38 Werkstätten mit rund 450 Mitgliedern in BRD, Österreich und der Schweiz sowie einige Grafik-Werkstätten umfasste. Produziert wurden Anthologien und Romane von Einzelautoren, jeweils begutachtet in den herausgebenden Werkstätten und betreut von einem Lektorenteam. Anders als der BPRS musste der Werkkreis sich nicht mit dem Proletkult-Erbe auseinandersetzen, nicht breit diskutieren über Kampfwert und Kunstwert der Literatur. In den Werkstätten produzierte man, mehr urwüchsig, sowohl kritischen Realismus als auch sozialistischen Realismus. Entscheidend war der Gebrauchswert der Texte im Sinne des Programms.

Anfang der achtziger Jahre gab es bei einigen Autoren die Tendenz, den Charakter des Werkkreises zu verändern. Als Ballast empfunden wurde die Arbeit in den Werkstätten, die manchmal mühselige Textdiskussion, das Verarbeiten von Alltagserfahrungen, das zeitraubende Heranführen an kreatives Schreiben, oft verbunden mit Selbsterfahrungselementen; stattdessen sollte eine schlagkräftige Autorenorganisation aufgebaut werden. Verschiedene Autoren, inzwischen mehr oder weniger reüssiert, verließen den Werkkreis.

Die Kündigung des Vertrags durch den Fischer Taschenbuch Verlag Mitte der Achtziger bedeutete für den Werkkreis eine entscheidende Schwächung. Zudem gab es Entwicklungen, die die besondere Stellung des Werkkreises untergruben. So bildeten sich etwa in vielen Kommunen private oder städtisch geförderte Schreibzirkel, in deren Mittelpunkt die sprachliche Selbstdarstellung, das Anfertigen literarischer Texte oder die Ausbildung und Auslese literarischer Könner stand. Die Arbeitswelt wurde, auch außerhalb des Werkkreises, Thema von zahlreichen Autoren, sie drang, oft durchaus kritisch gestaltet, ein in Film und Fernsehen. Nach der Jahrtausendwende etablierte sich mit Poetry Slam eine künstlerische, öffentlichen Glanz versprechende Mode, die Kreativität, Sprachgewandtheit und Schauspieltalent erfordert und den meist jungen Akteuren schnellen Beifall bei einem geneigten Publikum beschert.

Bedeutungsverlust seit 1990

Ab etwa 1990 ist ein kontinuierlicher Bedeutungsverlust des Werkkreises festzustellen. 1982 hatte man in der DDR den Sammelband „Die Unverbesserlichen" mit Texten von sechs „roten Großvätern" des Werkkreises veröffentlicht. Eine Kooperation mit den schreibenden Zirkeln der Ex-DDR kam allerdings nicht zustande. Die Publikation in kleineren Verlagen führte zu eingeschränkter Reichweite. Der „Rundbrief", zentrales Verständigungsorgan des Werkkreises, wurde 2004 eingestellt; die Kommunikation durch E-Mails konnte ihn nicht ersetzen. Das zurzeit gültige Programm spricht nicht von Kapitalismus, vermeidet den Begriff der Parteilichkeit, verzichtet auf einen offensiven Charakter, formuliert nicht explizit das Ziel der Gesellschaftsveränderung und verweist abschließend, für den Leser etwas überraschend, auf nicht näher beschriebene „konkrete Utopien", die es zu realisieren gelte. Immerhin aber enthält dieses quasi weichgespülte Programm Essentials von einst: Orientierung auf die abhängig Beschäftigten; literarische Verarbeitung von Erfahrungen; Arbeit im Kollektiv, Ablehnung der Bildung einer literarischen Elite; Zusammenarbeit mit Gewerkschaften.

Die Zahl der Mitglieder und Werkstätten des Werkkreises sank in den letzten zwanzig Jahren sukzessiv, die Mehrzahl der Mitglieder gehört nun zur sogenannten Generation 50 plus, junge Leute kommen kaum noch hinzu. Das Problem des Bedeutungsverlusts und der „Überalterung" ist jedoch nicht werkkreisspezifisch, es betrifft auch andere Kulturorganisationen und Schriftstellervereinigungen. Die Ursachen liegen in der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung. Seit dem Anschluss der DDR, dem Ende der Sowjetunion und

dem Siegeszug des Neoliberalismus im neuen Jahrtausend bläst allen fortschrittlichen Kulturorganisationen der kräftige Wind der Reaktion entgegen. Bessere Zeiten brechen für sie erst an, wenn die Massenmedien die Medien der Massen geworden sind.

Und heute?

Der deutliche Schrumpfungsprozess des Werkkreises führt Kritiker dazu, seine literarische Leistung zu unterschätzen. Tatsächlich aber ist auch seit der Jahrtausendwende eine Menge von Publikationen erschienen. Zentral herausgegeben wurden die Anthologien „Uns reicht's! Lesebuch gegen Rechts" (2002/003), „Hoffnung ernten. 33 Jahre Werkkreis" (2003), „Alles in Ordnung? Bayern zu Lande, zu Wasser und in der Luft" (2003), „Nur das halbe Leben. Geschichten aus der Arbeitswelt. 40 Jahre Werkkreis Literatur der Arbeitswelt" (2010) und der aus einem Schreibaufruf hervorgegangene Band „Nachdenken über NSX. Geschichten, Gedichte, Reportagen und Szenen gegen den rechten Ungeist - für eine bunte, menschenfreundliche Welt" (2014). Daneben sind Publikationen der einzelnen Werkstätten mit lokalem Bezug zu nennen: die Werkstatt München mit ihrem periodisch erscheinenden Themenband „Schreibwerk" (zuletzt 2008 und 2009) und dem monatlichen Auftritt im lokalen Radio Lora seit zehn Jahren; die Werkstatt Nürnberg mit ihrem „Dullnraamer" (Kanalputzer) Nr. 10 (2007); die Werkstatt Darmstadt mit ihrem zweiten Darmstadt-Lesebuch (2010) und einigen Sendungen beim lokalen Radio Radar. Darüber hinaus haben die Autorinnen und Autoren des Werkkreises in den letzten fünfzehn Jahren zahlreiche Einzelpublikationen hervorgebracht (siehe Anhang), die die Krisenerscheinungen des Kapitalismus in Arbeitswelt und Alltag gestalten und, wie die gesamte Werkkreis-Literatur, noch auf die Beachtung durch Literaturkritik und Literaturwissenschaft warten.

Der Werkkreis muss in einer Welt der Massenmedien bestehen, die, mangels demokratischer Produktionsverhältnisse, ungehindert alle Register der Ablenkung und Desinformation ziehen können, um den Massen die Idee der Auflehnung und der Solidarisierung aus den Köpfen zu schlagen. Was ist ein Stückchen Werkkreis-Literatur gegen einen Blockbuster im Fernsehen oder den von einem Großverlag hochgepushten Bestseller? Ein unpassender Vergleich, gewiss, aber er spiegelt die Realität. Im Machtbereich der Medienkonzerne bleiben nur Nischen. Andererseits bietet das Internet den Autoren neue Möglichkeiten zur Verbreitung ihrer Werke: eine Vielzahl von Literaturseiten und die Social Media. Wer online geht, dem öffnen sich die Weiten der Welt, doch er kann sich auch dort in einer neuen Bedeutungslosigkeit verlieren. Die großen Buchverlage, in der Dritten Industriellen Revolution selber bereits bedroht von Internet-Riesen wie Google und Amazon, passen sich der globalen Digitalisierung geistiger Produkte an und fangen auf ihren Self-Publishing-Plattformen Scharen von Autoren ein, um, gemäß der Leserreaktion, die vielversprechendsten von ihnen gewinnbringend zu verwerten.

Hat der Werkkreis eine Zukunft? Wenn er in etwa zehn Jahren noch bestehen will, muss er neue Mitglieder gewinnen durch Werbung, intensivere Nutzung des Internet und Präsenz in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen. Darüber hinaus muss seine Produktion sich unterscheiden von der anderer Literaturvereine durch kämpferische Texte von unten, aus einer weit verstandenen Arbeitswelt und dem sozialen Umfeld, im Schulterschluss mit den Gewerkschaften, Formen von Agitprop und sozialistischem Realismus nicht scheuend. Und die Themen für den Werkkreis liegen auf der Straße. Die Zuspitzung der sozialökonomischen und politischen Verhältnisse im Kapitalismus liefert sie: einerseits massiver Demokratie- und Sozialabbau, andererseits wachsendes Bewusstsein für Basisdemokratie, Aufleben von alten und neuen Formen des Widerstands, Ansätze zum notwendigen gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozess. Gerade der Aspekt der Gegenbewegungen bietet dem Werkkreis die Chance, in einer Zeit der Umbrüche Elemente eines sozialistischen Menschenbildes zu gestalten und, die sozialistische Perspektive öffnend, Literatur in der Tradition europäischer Autoren vor der Oktoberrevolution und der Autoren des BPRS zu produzieren. Sollte der Werkkreis jedoch scheitern, könnte an seine Stelle ein Verein sozialistischer Autoren treten.

Jede Organisation von Schreibenden darf nicht isoliert betrachtet werden, ihre Eigenart und ihre Möglichkeiten stehen immer im Kontext der Gesellschaftsformation, in der sie agiert. Man erinnere sich an Nicaragua Anfang der achtziger Jahre, kurz nach der Revolution der Sandinisten. Damals, im Zuge tiefgreifender Veränderungen, bildeten sich zahlreiche Schreibgruppen zur Unterstützung der Revolution, es entstand eine Massenbewegung von Menschen, die in Gedichten ihre neue Situation reflektierten. Unmöglich bei uns? In der Geschichte ist nichts unmöglich.

Anhang:
Einzelveröffentlichungen der Werkkreis-Mitglieder seit 2000

Werkstatt Berlin

Norbert Büttner: Abgestürzt und andere Erzählungen. Vechta-Langförden 2007; Die Geduld des blassen Himmels. Gedichte. 2010; Messerschnitte. Erzählungen. Vechta-Langförden 2012

Friedrich Pfefferkorn: Wir aber brauchen Herren nicht. Ostdeutsche Nischengedichte. Neunzig Sonette 1999-2001. Dresden 2001; Wird ein Weltenbrand angefacht? 77 politische Sonette. Dresden 2003; Ostdeutsche Melancholie. Neue Sonette. Dresden 2006

Werkstatt Darmstadt

Artur Rümmler: Typen, Täter & Monéten. Lyrische Bisse und Kitzeleien. Münster 2005; 2040 – Im Visier der Macht. Science-Fiction-Roman. Münster 2011;Herzfaust. Gedichte. Münster 2011

Werkstatt Hamburg

Ulrike Nachlik: Deinetwegen, Meinetwegen. Gedichte. München 2001

Werkstatt München

Gabi Anders: Lach sie an die Wand. Gedichte. Vechta-Langförden 2002; Weißschwarz. Roman. Puchheim 2006; Der Geruch von Wasser. Ein München-Krimi um pädosexuelle Täter. Vechta-Langförden 2011

Markus Dosch: K(l)eine Zeit für Helden. Kurzgeschichten und Erzählungen. Ahlhorn 2000; Sehnen bis zuletzt. Erotische Erzählungen. Norderstedt 2009; Dich traf ich, Baum. Gedichte. Germering bei München 2012; Von einem, der auszog, einen Engel zu kaufen. Kurzgeschichten und Erzählungen. Schondorf /Ammersee 2014

Siegfried Grundmann: In kino veritas. Die Abenteuer eines schrecklich Naiven. Roman. Vechta-Langförden 2000

Marie-Sophie Michel: Die Frau ohne Sommer. Roman. Vechta-Langförden 2005

Marinus Münster (Pseudonym): Dilldöppchen. Roman. Vechta-Langförden 2004; Die Seuche. Kurzgeschichten. Vechta-Langförden 2006; Hamster im Rad. Roman. Vechta-Langförden 2010; Die Spargelstecherin. Erzählungen (zusammen mit Armin Schmidt). Leipzig 2011

Gerda Marie Pogoda: Aniya-ila auf dem Fest der 2000 Frauen, mit „Penelope" (Neu-Interpretation der Odyssee) und „Der Kongress" (Theaterstück). Rüsselsheim 2000; Die Echofängerin. Roman zur Zeitgeschichte. Selbstverlag 2008; Tanz der Echofunken. Gedichte, Lieder, lyrische Prosa. Selbstverlag 2010; Sarvedjahan Du Ich und der Teppich. Erzählungen für Kinder von 8 bis 13 Jahren. Selbstverlag 2007; Julie und der Haifisch. Geschichten. Wien 2014

Ingeborg Struckmeyer: Tödliche Rache. Erzählungen, Vechta-Langförden 2004; Todesschreie. Erzählungen. Vechta-Langförden

Kaouther Tabai: Das kleine Dienstmädchen. Aus dem Leben tunesischer Frauen. Erzählungen. Frankfurt/Main 2001

Werkstatt Nürnberg

Werner Lutz: Reformparadies Deutschland. Neue Einheiztext-Satiren 2003-2005. Vechta-Langförden 2005

Manfred Schwab: Rosen und Rosinen. Gedichte. Vechta-Langförden 2002; Poetisches Tam Tam. Gedichte. Vechta-Langförden 2005; Die phantastischen Abenteuer des Glücksritters Wigalois. (Comic-Album nach dem Versepos „Wigalois" des Wirnt von Gräfenberg, Anfang 13, Jh.) Forchheim 2011; Geisterfahrer. Novellenquintett. Vechta-Langförden 2012

Einzelmitglieder

Ulrike Kleinert: Linien meiner Haut. Gedichte. Eine Sammlung aus zwei Jahrzehnten. Vechta-Langförden 2002

Kurt Küther: Ich hörte davon: „Hier verdient man gut!" Kurts Geschichten. Vechta-Langförden 2001.

Christian Jakob

Verabredung zum Sterbenlassen

EU-Flüchtlingspolitik und die Situation in Deutschland

Donnerstag, 10. Dezember 2014. Bei einer Pressekonferenz in Genf verkündet der UN-Menschenrechtsbeauftragte Seid Ra'ad al-Hussein einen traurigen Rekord: Seit Anfang 2014 haben sich mehr als 207.000 Menschen auf den Weg nach Europa gemacht – fast drei Mal so viele wie im bisherigen Rekordjahr 2011. Bei der Überfahrt ertranken oder verdursteten 3.419 von ihnen. Das Mittelmeer sei zur „tödlichsten Flüchtlingsroute der Welt"„ geworden, sagte Al-Hussein. Das „Desinteresse"„ in zahlreichen Ländern angesichts des „Leids und der Ausbeutung dieser verzweifelten Menschen"„ sei „zutiefst schockierend"„.

Parallel stiegen auch die Zahlen in Deutschland. 2014 wurden beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge insgesamt 173.000 Asyl-Erstanträge gestellt, knapp 64.000 mehr als im Vorjahr – eine Steigerung um etwa 60 Prozent. Die größte Gruppe waren SyrierInnen mit etwa 39.000 Anträgen, gefolgt von Flüchtlingen aus Serbien (ca. 17.000), Eritrea (ca. 13.000), Afghanistan und Irak (je ca. 10.000).

Für den größten Teil des Anstiegs sind die anhaltenden Syrien-Krise und die immer unzumutbarer werdende Lage in den Flüchtlingslagern der Region verantwortlich. Der Feldzug des IS ließ auch die Zahl der Flüchtlinge aus dem Irak ansteigen. Mit etwa 40.000 Anträgen stammte ein sehr großer Anteil der Flüchtlinge auch aus den so genannten Westbalkanstaaten Serbien, Bosnien und Herzegowina, Albanien, Kosovo und Mazedonien. Dabei handelt es sich meist um Roma, die in der Region unter systematischem sozialen Ausschluss und unter Angriffen leiden.

Es ist insgesamt die vierthöchste Zahl, die je in Deutschland verzeichnet wurde. Das Thema bestimmt seit Monaten die politische Debatte. Das Kanzleramt und mehrere Bundesländer veranstalteten Flüchtlingsgipfel, die Kommunen erklärten den Notstand, einige schlossen gar alle Aufnahmeeinrichtungen. Die große Koalition setze eine ganze Reihe von Gesetzesänderungen im Asylbereich durch. Nicht alle waren zum Nachteil der Flüchtlinge. Die öffentliche Stimmung oszilliert zwischen einer bemerkenswerten privaten Hilfsbereitschaft, die nicht mit dem fremdenfeindlichen Grundton der Asyldebatte in den 1990er Jahren zu vergleichen ist. Auf der anderen Seite ist eine wachsende Zahl von Angriffen auf Flüchtlinge und Flüchtlingsheime zu verzeichnen, ebenso wie die an vielen Stellen entstehenden fremdenfeindlichen Bündnisse von Bürgern und Nazis. Schließlich dürften auch die hohen Asylzahlen das vorübergehende Erstarken der Pegida-Bewegung beeinflusst haben.

Der Krieg in Syrien hat die Notwendigkeit einer konsistenten, menschenrechtskonformen Asylpolitik immer deutlicher werden lassen. Doch eine sol-

che ist nicht in Sicht. Die EU lässt sich als „Raum des Schutzes und der Solidarität" feiern, der den Opfern von Kriegen und Verfolgung Zuflucht bietet. Gleichzeitig tut sie alles, um zu verhindern, dass Menschen, die diesen Schutz nötig haben, ihr Recht auf Asyl in Anspruch nehmen können. Die legale Einreise wird den meisten von ihnen verweigert. Der Eintritt nach Europa ist nur auf gefährlichen Wegen und unter großen Entbehrungen möglich. Ziel der Grenzpolitik ist es vielmehr, die Bewegungen von Menschen zu beschränken und zu kontrollieren – und zwar auch außerhalb ihres eigenen Territoriums. Schon weit vor den eigenen Grenzen ist die EU-Grenzschutzagentur Frontex aktiv. Das Ergebnis sind nicht nur Tausende Tote an den Außengrenzen der EU, sondern auch eine zunehmende Beschneidung der Bewegungsfreiheit von Flüchtlingen und MigrantInnen in den Transit- und Herkunftsregionen.

Der Weg über das Meer

Die Flüchtlinge kommen im Wesentlichen über vier Routen. Die Spitzenstellung unter ihnen nimmt das zentrale Mittelmeer ein. Vor allem aus dem im Chaos versinkenden Libyen starteten zwischen Januar und Oktober 2014 etwa 150.000 Flüchtlinge. Über die Türkei und die Ägäis in Richtung Griechenland kamen im selben Zeitraum 43.000 Menschen. Eine vergleichsweise geringe Zahl von insgesamt 23.000 Menschen überschritt derweil die Grenzen des Schengen-Raums zwischen Marokko und Spanien sowie auf dem Balkan.

Das zentrale Mittelmeer ist eine der am besten überwachten Seeregionen der Welt. Küstenwachen, Satelliten, Radar und bald auch Drohnen registrieren Bewegungen von Schiffen. Der Grund dafür, dass dort Tausende Menschen ertrinken, ist kein Mangel an Information. Viele Vorfälle aus der Vergangenheit zeigen vielmehr: Dass Küstenwachen über Boote in Seenot informiert sind, heißt längst nicht, dass sie auch helfen. Einer der am besten dokumentierten Fälle trug sich am 8. Oktober 2013 zu. An diesem Tag sank ein Schiff mit syrischen Flüchtlingen südlich von Lampedusa. Die italienische Marine hatte acht Stunden lang nichts unternommen, um die Flüchtlinge zu retten, weil formal das weiter entfernt liegende Malta für das Gebiet zuständig ist. Die Malteser erreichten den Unglücksort erst, als das Schiff gesunken und über 200 Menschen ertrunken waren

Die Katastrophen vor Lampedusa im Herbst 2013 markierten eine Zäsur in der Migrationspolitik im Mittelmeerraum. Italien wandte sich mit der Bitte um Hilfe an Brüssel. Doch die EU wies Rom zurück: „Kann man mehr tun? Ja, aber das ist eine Sache der Mitgliedsstaaten", sagte der Sprecher von EU-Innenkommissarin Cecilia Malmström. Und Italien tat mehr. Es sorgte für ein vorläufiges Ende des Sterbens auf dem Meer. Nie kamen mehr Flüchtlinge als im Jahr 2014. Und nie zuvor wurden mehr gerettet als durch die „Mare Nostrum"-Marinemission. Das italienische Militär kreuzte seit November 2013 mit allem, was es aufbieten konnte, bis kurz vor der Küste Libyens. Hilfe bekam Italien allerdings nicht. Die EU trug nur etwa ein Zehntel der Kosten des Projekts von etwa acht Millionen Euro im Monat. Und Italien blieb nicht

nur auf diesen Ausgaben sitzen. EU-Europa änderte auch nichts daran, dass das Land sich ganz allein um die über 100.000 Flüchtlinge kümmern muss, die Italiens Soldaten aus dem Wasser zogen. Seit dem Frühjahr 2014 hatte es immer wieder Unterstützung aus Brüssel gefordert. Ohne Erfolg.

Von „Mare nostrum" zu Frontex

Im Mai erhöhte Italien den Druck und zog sich etwas von Libyens Küste zurück. Sofort schnellten die Zahlen der Unglücke hoch: 1.600 der 1.800 ertrunkenen Flüchtlinge in diesem Jahr starben in dieser Zeit. Die tödliche Demonstration ließ die EU unbeeindruckt. Denn anders als bei dem Unglück 2013 wurde jetzt langsam hintereinanderweg gestorben, und nicht auf einen Schlag. Im Sommer schließlich hatte Italien genug. Die EU entschied stattdessen, ab dem Winter „Mare Nostrum" durch die EU-Grenzagentur Frontex zu ersetzen. Es war eine Verabredung zum Sterbenlassen.

Die Binnenfreizügigkeit der EU hatte zur Folge, dass viele Staaten, etwa Deutschland, sich außer an Flughäfen kaum mehr um Grenzkontrollen kümmern müssen. Andere, wie Griechenland, müssen diese Aufgabe nun für ihre EU-Partner mit erledigen. Das Gründungsprinzip von Frontex lautete deshalb: EU-weit Material und Personal einsammeln und dorthin schicken, wo Bedarf ist. Die von Frontex zu Einsätzen geschickten Grenzpolizisten sind dabei stets Gäste des Landes, auf dessen Hoheitsgebiet der Einsatz stattfindet. Anders als vielfach behauptet, ist Frontex selbst nämlich keine europäische Grenzpolizei – auch wenn es in Warschau und Brüssel durchaus entsprechende Gedankenspiele gibt.

Bis heute aber bewegt Frontex nur einen Bruchteil der etwa 400.000 EU-Grenzschützer. Der Anteil wächst zwar, doch die Mitgliedstaaten sind nach EU-Recht nicht verpflichtet, Personal oder Material zu stellen. Alle Beiträge zu Frontex-Missionen erfolgen freiwillig – was immer wieder auch dazu führte, dass Staaten schon zugesagtes Material wieder zurückzogen. „Wir brauchen eigenes Material, wir dürfen nicht zu abhängig von den Mitgliedstaaten sein," sagte der ehemalige Frontex-Direktor Laitinen schon zum 5. Gründungstag der Agentur 2010.

Doch das ist bisher nicht vorhanden. Und so kann Frontex „Mare Nostrum" nicht ersetzen. „Die EU muss für das Jahr 2015 eine robuste Seerettungsmission organisieren. 'Triton' kann das nicht sein", sagte der UN-Kommissar für Flüchtlinge, Antonio Guterres im Dezember 2014. „Ob es etwas Neues ist oder ob „Mare Nostrum" wiederaufgenommen und von der EU finanziert wird, ist uns egal. Entscheidend ist, dass die Seerettung garantiert wird. Sonst werden wir weiterhin Zeugen vieler Tragödien vor Lampedusa sein."

Fluchthilfe ist kein Menschenhandel

Mit Ausnahme der Regionen um die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla ist die Grenzübertritt für Flüchtlinge nach Europa praktisch ausschließlich mit Hilfe von Schleppern möglich. 2014 hat die Bundesregierung eine Strategie gegen

irreguläre Migration aus Nordafrika vorgelegt. Schleusung wird in dem Papier neben Terrorismus und Rauschgifthandel unter „kriminelle Aktivitäten" geführt. Schlepper werden der „organisierten Kriminalität" zugerechnet und in einem Atemzug mit TerroristInnen genannt, wenn es um die Verschärfung von Gesetzen geht. Der Forderung nach Menschenrechten an Europas Grenzen wird die Gleichsetzung von Migration und Menschenhandel entgegen gehalten.

Die Strafen für Schlepperei wurden in den letzten Jahren empfindlich erhöht. In den Nachbarländern Europas, im Nahen Osten oder Nordafrika, hat die EU auf diplomatischem Weg für entsprechende Strafrechtsreformen oder Justizpraxen gesorgt; im Innern haben die Mitgliedstaaten Ähnliches getan. In Griechenland etwa müssen Fluchthelfer mit langen Gefängnisstrafen rechnen: 15 Jahre für die erste Person, zwei weitere Jahre für jede weitere Person. Höchststrafe: 25 Jahre. Von je zehn Jahren Haft müssen in der Regel vier abgesessen werden. Minderjährige werden etwas milder bestraft.

In Italien hatten die Postfaschisten 2002 das sogenannte Bossi-Fini-Gesetz durchgesetzt. Seither drohen nicht nur Flüchtlingen Bußgelder von bis zu 5.000 Euro für die illegale Einreise. Jene, die sie nach Italien bringen, können zu hohen Strafen verurteilt werden. Allein seit Mitte Juni 2014 finden sich in italienischen Zeitungen Berichte über die Festnahme von insgesamt 260 Fluchthelfern.

All das sprach sich herum – und hatte Folgen. Die Schlepper reagieren auf die intensivierte staatliche Verfolgung, indem sie immer seltener Kapitäne mitfahren lassen. Flüchtlinge bekommen heute oft nur noch ein Boot, das sie selbst steuern müssen. Seenot ist so vorprogrammiert. Das dürfte einen erheblichen Teil der tödlichen Unglücke der letzten Jahre mit verursacht haben. Zuletzt zeigte sich das Phänomen mit den beiden als „Geisterschiffe" bekannten Frachtern „Blue Sky M" und „Ezaleen". Die in der Türkei gestarteten Schiffe waren Anfang Januar 2015 mit insgesamt 1.300 syrischen Flüchtlingen an Bord vor der italienischen Küste gestoppt worden. Die Besatzung hatte den Autopilot eingestellt und die Schiffe entweder verlassen oder sich unter die Flüchtlinge gemischt. Die andere, nicht minder tödliche Konsequenz besteht in unterlassener Hilfeleistung durch andere Schiffe aus Angst vor Strafverfolgung.

Eine „grausame Lotterie"

Was Flüchtlinge erwartet, nachdem ihnen die Einreise in die EU geglückt ist, ist kaum kalkulierbar. Der Umgang mit MigrantInnen ist in den einzelnen EU-Staaten sehr unterschiedlich. Dabei hat die EU seit 1998 an ihrem neuen, gemeinsamen Asylsystem CEAS (Common European Asylum System) gearbeitet. Es war eines der größten Harmonisierungsprojekte der Union. Die für Asylfragen zuständige EU-Kommissarin Cecilia Malmström verglich das alte System mit einer „grausamen Lotterie für Asylsuchende". Während die Staaten an den Außengrenzen wie Griechenland, Malta, Polen, Ungarn oder Italien MigrantInnen oft erst in Internierungslagern einsperren, um sie dann teils sich selbst zu überlassen, gewähren Staaten Zentral- und Nordeuropas relative Freiheit und Versorgung – sofern die Flüchtlinge nicht abgeschoben werden.

Und während Frankreich etwa im ersten Quartal 2013 nicht einmal jeden fünften Asylantrag anerkannt hat, waren es in den Niederlanden mehr als Hälfte.

Die Prüfung von Asylanträgen und die Behandlung Schutzsuchender sollten durch das CEAS EU-weit angeglichen werden – von der Größe der Zellen in Abschiebegefängnissen bis zu Standards für die Einstufung der Lage in den Herkunftsländern. Seit Juni 2013 ist das CEAS nun in Kraft, die Realität aber ist: Die Menschen, die in der EU Schutz suchen, riskieren nicht nur ihr Leben auf dem Mittelmeer, sondern werden in Europa vielfach wie Kriminelle behandelt.

Die sogenannte Aufnahmerichtlinie erlaubt es, Asylsuchende monatelang einzusperren. Damit ist nicht etwa die in Deutschland bekannte Abschiebehaft gemeint, die verhängt wird, um eine direkt bevorstehende Abschiebung durchzusetzen. Die Internierung richtet sich gegen Neuankömmlinge – noch vor der Antragstellung, aber auch während des laufenden Verfahrens. Und sie ist sogar bei Minderjährigen erlaubt. Die Grundlagen dafür sind so schwammig formuliert, dass die Behörden nach Belieben praktisch jeden Flüchtling jederzeit einsperren können. Möglich ist dies zur Feststellung der Identität, zur Beweissicherung – gemeint ist das Verfahren um das Aufenthaltsrecht –, zur Prüfung des Einreiserechts, wegen verspäteter Asylantragsstellung, aus Gründen der „nationalen Sicherheit und Ordnung" und zur Verhinderung des Untertauchens.

Vor allem in den Staaten an den Außengrenzen der EU ist es seit Jahren gang und gäbe, Flüchtlinge unter meist katastrophalen Bedingungen einzusperren. Diese Praxis wurde durch das CEAS legalisiert. Nun müssen die gefängnisartigen Internierungslager für Flüchtlinge allerdings bestimmte Standards erfüllen. Ihren Bau oder ihre Umrüstung finanziert die EU. Zudem wird jeder Flüchtling, der in die EU einreist, in der Biometrie-Datenbank Eurodac registriert. So wird verhindert, dass in mehreren Ländern ein Asylantrag gestellt wird. Aber auch die Polizei hat seit 2013 Zugang zu der ständig wachsenden Fingerabdruck-Datenbank – Flüchtlinge stehen so unter Generalverdacht.

„Refugees in orbit"

Die Registrierung in der Biometrie-Datenbank ist die administrative Grundlage der europäischen Asylpolitik. In Deutschland legt der sogenannte Königsteiner Schlüssel fest, wie ankommende Flüchtlinge unter allen 16 Bundesländern aufgeteilt werden. Grundlage ist dabei ein Mix aus Wirtschaftskraft und Einwohnerzahl. So muss sich Nordrhein-Westfalen um jeden fünften Flüchtling kümmern, Bremen um jeden hundertsten.

In der EU ist das anders: Seit 2003 gilt hier die Dublin-II-Verordnung – mittlerweile in ihrer leicht reformierten Fassung (Dublin III). Ihr ursprüngliches Ziel war es sicherzustellen, dass es in Europa keine Flüchtlinge gibt, die zwischen den Staaten hin- und hergeschoben werden, ohne dass jemand für sie die Verantwortung übernimmt – sogenannte „refugees in orbit". Die Richtlinie legt deshalb fest, dass immer der Staat für einen Flüchtling zuständig ist, über den dieser in die EU eingereist ist. Im ersten Ankunftsland werden Fingerabdrücke abgenommen, nur dort darf er oder sie einen Asylantrag stellen. Geht sie oder er

trotzdem woanders hin, etwa nach Skandinavien oder Deutschland, kann der Flüchtling zurückgeschoben werden.

Diese Regelung kommt vor allem den großen Ländern im Zentrum Europas zugute – und wurde deshalb auch von ihnen durchgesetzt. Maßgeblich beteiligt daran waren die damalige rot-grüne Bundesregierung und ihr Innenminister Otto Schily (SPD). So wird die Verantwortung für die in Europa ankommenden Flüchtlinge auf die Länder an den Außengrenzen abgewälzt. Deshalb fordern Griechenland, Italien und Malta seit Langem eine Reform des Dublin-Systems.

Länder wie Deutschland halten dagegen, dass die Außengrenzen-Staaten keineswegs überproportional belastet seien. Ein Blick auf die Asylantragszahlen schien dies lange zu bestätigen. Im Durchschnitt der Jahre 2012 und 2013 führt Malta zwar die Spitzengruppe an, die anderen Außengrenzen-Staaten Griechenland und Italien liegen hingegen nur im Mittelfeld. Länder im Herzen des Schengen-Raums wie Belgien, Deutschland oder Frankreich finden sich jedoch in der Mitte oder oberhalb davon.

Die Antragszahlen sagen aber nichts darüber aus, ob es aufgrund des Antrags auch tatsächlich zu einem Asylverfahren kommt. Wenn es sich bei den Asylsuchenden nämlich um sogenannte Dublin-Fälle handelt, wird ihnen das Recht, einen Asylantrag in Deutschland zu stellen, einfach verwehrt. Sie werden direkt in den EU-Staat zurückgeschoben, über den sie in die EU eingereist sind. Deutschland gewährt diesen Flüchtlingen keinen Schutz, rechnet sich die Fälle aber trotzdem in der Antragsstatistik zu.

Hinzu kommt, dass die Situation in Süd- und Osteuropa die Flüchtlinge zwingt, in einem anderen Land Hilfe zu suchen. Grundlage der Dublin-Regelung ist die Annahme, dass alle Mitgliedstaaten ein funktionierendes Asylsystem haben. Davon kann aber vor allem in Südeuropa keine Rede sein. Zudem ist die Möglichkeit, einen Asylantrag zu stellen, vor allem in den europäischen Haupteinreiseländern Italien und Griechenland, extrem eingeschränkt – von der Möglichkeit, tatsächlich Schutz zu erhalten, ganz zu schweigen.

Der Versuch, „refugees in orbit" zu vermeiden, hat das Gegenteil bewirkt: Die Haupteinreiseländer sind überfordert. Deswegen nehmen sie entweder Asylanträge einfach nicht an und/oder behandeln die Flüchtlinge so schlecht, dass diese zusehen, dass sie wegkommen. Die Statistik der Antragszahlen sagt deshalb nur wenig über die tatsächliche Lage an den Außengrenzen aus. Sie wird aber trotzdem mit Vorliebe dazu benutzt, das unfaire EU-Asylsystem zu verteidigen.

Asylkompromiß

Mitte Januar kommentierte Bundesinnenminister Thomas de Maizière die neuen Asylzahlen. „Eine verantwortungsvolle Zuwanderungspolitik kann aber die Tatsache nicht ignorieren, dass auch zahlreiche Menschen Asyl beantragen, die in ihren Heimatländern nicht verfolgt werden, nicht als schutzbedürftig anerkannt werden können und daher unser Land wieder verlassen müssen."

Schärfer, aber in der Sache gleich waren die – freilich noch höheren – An-

tragszahlen in den neunziger Jahren von führenden Innenpolitikern verhandelt worden. Nach den Pogromen von Lichtenhagen und Hoyerswerda 1992/1993 führte die rassistische Grundstimmung in Deutschland dazu, dass CDU, CSU, FDP und SPD den sogenannten Asylkompromiss zimmerten – ein Gesetzeswerk, das nur zwei Zwecke hatte: Flüchtlinge fernzuhalten und jenen, die trotzdem kommen, das Leben so unangenehm wie möglich zu machen. Neben der Einführung der so genannten Drittstaatenregelung wurde vor allem das Sozialrecht herangezogen, um in der aufgeheizten Stimmung den wachsenden Rassismus zu bedienen. Ausbaden mussten das Hunderttausende Flüchtlinge. Ihre Versorgung regelt seither das Asylbewerberleistungsgesetz.

Man stelle sich vor, es ginge um Hartz-IV-EmpfängerInnen: Sie bekämen kein Geld aufs Konto, sondern zweimal in der Woche ein Essenspaket, bestellt vom Amt, gepackt vom Cateringservice. Taschengeld wird gestrichen, Zigaretten und Bier auch. Unvorstellbar? Im Fall von Asylsuchenden war genau das die Praxis. Fast zwei Jahrzehnte ließ der Staat Zehntausende nichtdeutsche Kinder von 4,30 Euro am Tag leben; Erwachsene mussten mit maximal 225 Euro monatlich auskommen. Wie gleichgültig Politik und Medien der ganzen Sache gegenüberstanden, sieht man nicht zuletzt daran, dass bis vor Kurzem die D-Mark-Beträge im Text des Asylbewerberleistungsgesetzes standen. Auch eine Inflationsanpassung hat es nicht gegeben.

Im Juli 2012 beschloss das Bundesverfassungsgericht, dass dieser Zustand beendet werden müsse. Die Bundesregierung reagierte darauf genauso wie auf das Urteil zu den Hartz-IV-Sätzen: mit Unwillen und dem Verschleppen der Umsetzung. 28 Monate galt eine Übergangslösung.

Kommunen: „Wir stehen mit dem Rücken zur Wand"

Gleichzeitig spitzte sich die Debatte um die Lastenteilung in Sachen Flüchtlingsschutz zu. Die Zahl der Asylsuchenden stieg, die Willkür und Ungerechtigkeit des lange geltenden Finanzierungsmodells für ihre Versorgung wurde immer offenbarer. Wie beschrieben werden Flüchtlinge nach dem Königsteiner Schlüssel erst auf die Länder und dann gleichmäßig auf die Kommunen verteilt. Diese sind für die Unterbringung und Versorgung zuständig, bekommen aber einen Teil der Kosten vom Land erstattet. Dieser Anteil variiert erheblich: In Bayern sind es vier Fünftel, in NRW ein Fünf.

In den ersten drei Quartalen 2014 hatten die Kommunen in Deutschland ein Defizit von 2,6 Milliarden Euro angehäuft – im Vorjahreszeitraum waren es nur 1,5 Milliarden Euro gewesen. Die Ausgaben für Leistungen nach dem Asylbewerberleistungsgesetz waren auf 1,1 Milliarden Euro gestiegen, 0,4 Milliarden Euro mehr als im Vorjahr.

„Wir stehen mit dem Rücken zur Wand", sagte Hamburgs Sozialsenator Detlef Scheele im Juni 2014. In Hamburg fehlten 4.000 zusätzliche Plätze in Flüchtlingsunterkünften. Für 1.600 dieser Plätze wisse die Stadt noch nicht einmal, wo sie gebaut werden könnten. Falls die Flüchtlingszahlen weiter steigen, „würden wir finanziell und räumlich vor unglaublichen Problemen

stehen", sagte Scheele. Im Schnitt müsse die Stadt 20.000 Euro investieren, um einen Platz in einer Unterkunft zu schaffen.

Städtetagspräsident Ulrich Maly rückte die Dinge kurz darauf gerade, als er sagte, die Kommunen sollten angesichts der globalen Konflikte über die Flüchtlingszahlen „nicht jammern". Die Beschwerden der Städte waren dennoch berechtigt. Denn der Bund, von allen öffentlichen Kassen am flüssigsten, hielt sich aus der Finanzierung völlig heraus.

Die Kommunen trifft gleichwohl eine Teilschuld an ihrer Misere: Viel zu lange wurde nichts gegen den Mangel an billigen Wohnungen unternommen – ein Problem, das Flüchtlinge nur als eine Gruppe unter vielen betrifft. Das rächte sich jetzt. Die Folgen waren und sind schlechte bis katastrophale Lebensbedingungen für Asylsuchende. Und eine öffentliche Debatte, in der fast nur noch von Überlastung und Notstand die Rede ist. In Berlin und Bayern standen Flüchtlinge vor verschlossenen Aufnahmeeinrichtungen oder mussten auf der Straße wohnen, in Nordrhein-Westfalen wurden sie von Wärtern privater Sicherheitsdienste misshandelt. Und fast überall haben die Kommunen große Schwierigkeiten, zumutbaren Wohnraum zu finden – zu groß ist der Anteil der Kosten, den sie tragen müssen.

Im Oktober 2014 veranstaltete das Kanzleramt deshalb einen so genannten „Flüchtlingsgipfel". Doch dort wurden weder alle Beteiligten an einen Tisch geholt – Kommunen und Flüchtlingsorganisationen durften nicht kommen –, noch gab es einen Beschluss. Der Bund machte den Ländern, die die Kommunen vertraten, auch kein Angebot, um sie bei der Versorgung der Flüchtlinge zu entlasten.

Die Länder waren bescheiden an die Sache herangegangen. Ihr Vorschlag lautete: Bis zum dritten Monat des Asylverfahrens zahlen sie – beziehungsweise die Kommunen –, danach der Bund. Faktisch wäre der Vorschlag auf eine Fifty-fifty-Lösung hinausgelaufen: Im Moment dauern Asylverfahren im Durchschnitt sieben Monate. Der Bund stellte stattdessen 350 neue Asyl-Entscheider ein. Das sind nicht wenige, wird den Kommunen aber erst mal nicht viel helfen: 140.000 offene Anträge werden nur langsam abschmelzen – zu viele neue Anträge werden in diesen Monaten gestellt, zu lange wird es dauern, die neuen Entscheider zu schulen. Die Kopplung der finanziellen Zuständigkeit an die Geschwindigkeit des Asylverfahrens dürfte die Fairness gegenüber Flüchtlingen allerdings nicht gerade fördern – frei nach der Losung: Sparen durch schnellere Abschiebung.

Einige Länder wollten deshalb weitergehen und das Asylbewerberleistungsgesetz komplett streichen. Denn kippt das Gesetz, müsste der Bund die regulären Sozialleistungen komplett zahlen. Kommunen und Länder könnten sich dann die Kosten für die Unterbringung teilen. Aber dabei machten vor allem die CDU-Länder und der Bund nicht mit. Sie halten an dem Gesetz fest, dass die soziale Schlechterstellung der Flüchtlinge seit 1993 festschreibt – und die Kosten den Kommunen und Ländern aufbürdet. Begründet wird dies in der Regel nicht mit fehlendem Geld, sondern mit höheren Zielen: Wenn die Asylbewerber

zu viel kosten, so heißt es gern, schmälere das die Akzeptanz des Asylschutzes insgesamt. Und biete unerwünschte „Anreize", hierher zu kommen.

Schließlich einigten sich Bund und Länder im November 2014 auf eine Zwischenlösung. Der Bund sagte Ländern und Kommunen in den kommenden zwei Jahren insgesamt eine Milliarde Euro für Unterbringung, Verpflegung und Versorgung von Flüchtlingen zu. Die Hälfte davon müssten die Länder aber langfristig zurückzahlen. Dafür blieb das Asylbewerberleistungsgesetz im Kern erhalten. Nun bekommen Flüchtlinge bis zu 359 Euro im Monat – mehr als früher, aber weiterhin weniger als Deutsche. Die Sonderregelungen des Asylbewerberleistungsgesetzes sollen künftig nur noch 15 Monate statt bislang vier Jahre für die Betroffenen gelten. Anschließend gibt es Leistungen nach dem Sozialgesetzbuch. Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene haben ab Beginn ihres Aufenthalts Anspruch auf Bildungs- und Teilhabeleistungen.

Einen Passus des Asylbewerberleistungsgesetzes aber ließ die Bundesregierung unangetastet. Flüchtlinge mit laufendem Asylverfahren haben in den allermeisten Ländern nur ein Anrecht auf Versorgung in gesundheitlichen Notfällen.

Und noch immer können Asylsuchende und Geduldete nicht selbst entscheiden, was sie sich wo von ihrem Geld kaufen: Das zutiefst paternalistische Sachleistungsprinzip wird in vielen Regionen weiter praktiziert: Statt Bargeld gibt es für Flüchtlinge teils Sozialleistungen in Form von Gutscheinen, die nur in bestimmten Geschäften eingelöst werden können. Wechselgeld bekommt man damit keines, und Alkohol auch nicht. Immerhin hat nun auch Bayern als letztes Bundesland auf jahrelange heftige Proteste und Streiks mit der Ankündigung reagiert, demnächst von der Versorgung mit Essenspaketen abzusehen.

Insgesamt fiel das Echo auf die neuen Regelungen nicht gut aus. Asyl- und Wohlfahrtsverbände kritisierten die Regelung. Pro Asyl sprach von einem „Milliarden-Deal auf Kosten der Gesundheit von Flüchtlingen". SPD und Grüne hätten sich die Zustimmung mit Finanzzusagen des Bundes erkauft. Damit bestehe weiterhin nur bei „akuter" oder „schmerzhafter" Erkrankung ein Leistungsanspruch. Der Caritasverband nannte das Gesetz „inakzeptabel". „Überfüllte Massenunterkünfte und die massiv eingeschränkte Gesundheitsversorgung verletzen grundlegend die Rechte der Menschen, die nach einer Flucht vor Krieg, Terror oder Verfolgung Schutz in Deutschland suchen", sagte Beate Rudolf, die Direktorin des Deutschen Instituts für Menschenrechte. In vielen Teilen Deutschlands seien Flüchtlinge gezwungen, jahrelang in Gemeinschaftsunterkünften zu leben. Damit Deutschland seinen menschenrechtlichen Verpflichtungen bei der Unterbringung gerecht werden kann, müssen dringend Barrieren abgebaut werden, die geflüchteten Menschen den Zugang zum Wohnungsmarkt versperren." Auch die Gesundheitsversorgung sei nicht menschenrechtskonform.

Der Flüchtlingsrat Berlin sprach von einer „lebensgefährlichen Minimalmedizin". Vor allem aber schreibe das neue Gesetz die soziale Ungleichbehandlung der Flüchtlinge fort – und verstoße damit gegen den Karlsruhe Richterspruch von 2012: Die Richter hätten klargestellt, dass „die Menschenwürde

migrationspolitisch nicht zu relativieren" sei, erklärte Georg Classen vom Berliner Flüchtlingsrat. Das zu gewährleistende menschenwürdige Existenzminimum stehe Deutschen und Ausländern gleichermaßen zu. Das Existenzminimum dürfe dabei nicht zum Zweck der Abschreckung gekürzt werden. Doch genau das sei die Folge des Gesetzes. Ohne Begründung werden Mehrbedarfe etwa wegen Schwangerschaft verweigert. Flüchtlinge, denen vorgeworfen wird, zum Zweck des Leistungsbezugs eingereist zu sein oder nicht ausreichend an ihrer eigenen Abschiebung mitzuwirken, sollen dauerhaft gekürzte Leistungen erhalten. Dabei überlässt das Gesetz die Höhe der Kürzung der Willkür der örtlichen Sozialämter. „Das Grund- und Menschenrecht auf Gesundheit und ein menschenwürdiges Existenzminimum wird bewusst verletzt", sagte Classen. Es gebe „nur einen richtigen Weg, nämlich die Abschaffung des Gesetzes."

NEUE IMPULSE VERLAG
Neue Impulse Verlag
Hoffnungstraße 18 – 45127 Essen
Tel. 0201 | 236757 – Fax 0210 | 2486484
www.neue-impulse-verlag.de
info@neue-impulse-verlag.de

Ernst Engelberg

Evolution und Revolution in der Weltgeschichte

Wie bewegt sich, was uns bewegt?

Edition Marxistische Blätter 107
256 Seiten, broschiert,
ISBN 978-3-910080-80-5, 19,80 EUR

Josef Schleifstein

Reale Geschichte als Lehrmeister

Mit ergänzenden Texten von Kurt Bachmann, Peter Gingold, Fritz Rische, Robert Steigerwald, Willi Gerns, Günter Judick und Georg Fülberth

Edition Marxistische Blätter 108
280 Seiten, broschiert,
ISBN 978-3-910080-81-2, 19,80 EUR

Gerd Wiegel

Bürgerbewegung von rechts

Die PEGIDA-Proteste und ihre Ursachen

Im Oktober 2014 stellte die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) in Berlin die Studie „Fragile Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2014" vor, mit der die im zweijährigen Rhythmus von der FES herausgebrachten Rechtsextremismusstudien und die vom Bielefelder Interdisziplinären Zentrum für Konflikt- und Gewaltforschung über zehn Jahre betriebenen Studien unter dem Titel „Deutsche Zustände" zusammengeführt wurden.[1] Bezogen auf die hier wie in den Vorläuferstudien abgefragten Dimensionen rechtsextremer Einstellungen (*Befürwortung Diktatur, Chauvinismus, Ausländerfeindlichkeit, Antisemitismus, Sozialdarwinismus, Verharmlosung des Nationalsozialismus*) konstatieren die Forscher und Forscherinnen einen weiteren Rückgang solcher Einstellungen und den niedrigsten Stand der Zustimmung zu den Dimensionen rechtsextremer Einstellungen seit Beginn der Befragungen 2002.[2] Vor dem Hintergrund einer anwachsenden Zahl von Protesten gegen Flüchtlinge, wie sie seit 2012 zu beobachten sind, und vor dem Hintergrund der Erfolge der Alternative für Deutschland (AfD) verwundert ein solches Ergebnis. Liest man die Mitte-Studie jedoch weiter, wird schnell deutlich, dass für Entwarnung kein Grund besteht, denn die Studie liefert Belege dafür, dass Einstellungen, die von den Bielefelder Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unter dem Stichwort der „gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit" seit 2002 in den „Deutsche(n) Zustände(n)" erfasst wurden, keineswegs marginal geworden sind. Deutlich wird vielmehr, dass die Erfolge der AfD oder das Erscheinen einer weitgehend regionalen rassistisch grundierten Bürgerbewegung unter dem Titel „Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes" (PEGIDA) mit der einfachen Etikettierung als „rechtsextrem" nur unzureichend analysiert werden können, wenngleich sich Ideologiemomente der extremen Rechten hier wie dort finden. Die politischen Ursachen für eine solche Entwicklung liegen jedoch in der Mitte der Gesellschaft, weshalb die Frage, ob es sich bei der AfD oder PEGIDA um Ausdrucksformen der extremen Rechten handelt, sekundär ist, geht man davon aus, dass es zwischen Mitte und extremer Rechter keine starren Grenzen, sondern allenfalls eine fluide Abgrenzung gibt.

PEGIDA-Proteste

Die krisenhafte Entwicklung in vielen Teilen der Welt, verbunden mit verstärkten Bürgerkriegen in zahlreichen Ländern, führt seit Jahren zu anschwel-

---

1 Andreas Zick, Anne Klein, Fragile Mitte – Feindselige Zustände. Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2014, hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Ralf Melzer, Bonn 2014.

2 Vgl. ebd., S. 43 f.

lenden Fluchtbewegungen, von denen nur die wenigsten Flüchtlinge die Länder des reichen Westens erreichen. Die Abschottung der europäischen Außengrenzen (Frontex) führt immer wieder zu Massensterben vor den Küsten Europas und zu Bildern, wie man sie aus Lampedusa und anderen Orten kennt. Trotz der im weltweiten Maßstab geringen Aufnahmen von Flüchtlingen in Europa sind auch in Deutschland die Zahlen der Flüchtlinge seit 2012 deutlich angestiegen. Verbunden mit einer innereuropäischen Migration aufgrund des Armutsgefälles und der krisenhaften Entwicklung in zahlreichen EU-Staaten spielt das Thema Flucht/Zuwanderung – häufig ohne größere Differenzierung zwischen den völlig unterschiedlichen Motivationen dieser Gruppen – eine zunehmende Rolle in der politischen Debatte und mobilisiert Ängste, die in unterschiedlicher Form politischen Ausdruck finden.

Seit 2012 ließ sich eine breitere Mobilisierung der extremen Rechten beobachten, die die Einrichtung von Unterkünften für Flüchtlinge zum Anlass für Aufmärsche gegen diese Unterkünfte nahm und auch auf eine gewisse Unterstützung der örtlichen Bevölkerung bauen konnte. Der Ort Schneeberg in Sachsen erlangte 2013 einige Bekanntheit, gelang es der NPD hier doch über mehrere Wochen, eine stattliche Anzahl von Bürgerinnen und Bürgern gegen die Einrichtung einer Flüchtlingsunterkunft zu mobilisieren. Ähnliche Mobilisierungen gelangen der NPD auch an anderen Orten, wodurch die Zahl dieser rassistischen Proteste enorm angestiegen ist.[3] Die aktive und in zahlreichen Fällen steuernde Rolle der extremen Rechten sorgte aber dafür, dass der Zulauf zu diesen Bewegungen begrenzt blieb und sie schnell als Aktionen der extremen Rechten diskreditiert werden konnten.

Einen überraschenden Mobilisierungserfolg hatte ein Bündnis von Fußball-Hooligans und extremen Rechten unter dem Titel „Hooligans gegen Salafismus" (HoGeSa), das Ende Oktober 2014 ca. 4.500 TeilnehmerInnen zu einer teils gewalttätigen Demonstration nach Köln und drei Wochen später immerhin noch 1.500 Menschen nach Hannover mobilisierte. Die organisatorische Struktur des Bündnisses aus Nazis und Hooligans, verbunden mit der offensichtlichen Gewaltbereitschaft, bot aber Gewähr dafür, dass ein Brückenschlag zur bürgerlichen Mitte trotz des Themas Islamismus nicht gelang.

Die seit Herbst 2014 aktive PEGIDA-Bewegung in Dresden muss, was ihre thematische Ausrichtung, ihre organisatorische Aufstellung und auch ihre Anhängerschaft und ihre Mobilisierungsfähigkeit anbelangt, differenzierter beurteilt werden. Begannen die PEGIDA-Spaziergänge im Oktober 2014 mit ca. 350 TeilnehmerInnen, steigerten sie sich rasch im November auf über 1.000, um dann kontinuierlich auf 5.500 (24. November 2014), 7.500 (1. Dezember 2014), 10.000 (8. Dezember 2014), 15.000 (15. Dezember 2014) und 17.500 (22. Dezember 2014) zu steigen. Auch nach der „Weihnachtspause" blieb der Zulauf zu

---

3 Vgl. die Kleinen Anfragen der Bundestagsfraktion DIE LINKE zu Protesten gegen Flüchtlingsheime (Drs. 18/203; 18/1593; 18/2284; 18/3376) und http://www.spiegel.de/politik/deutschland/gegen-asylbewerber-immer-mehr-proteste-gegen-fluechtlingsheime-a-972385.html

PEGIDA in Dresden ungebrochen, kamen doch zum ersten Aufmarsch 2015 am 5. Januar 2015 18.000 Personen und nach den Terroranschlägen von Paris 25.000 Personen am 12. Januar – immer laut Polizeiangaben. Mit dieser kontinuierlichen Steigerung des Zulaufs hat es PEGIDA am Jahresende 2014 geschafft, zu einer bundesweit diskutierten Bewegung zu werden, die Politikerinnen und Politiker aller Parteien zu Stellungnahmen veranlasste, obwohl es sich um eine bis dahin regional begrenzte Bewegung handelte. Deutlich wurde dadurch der sicherlich zutreffende Eindruck in der Politik, dass mit den Dresdener Aufmärschen eine Stimmung zum Ausdruck gebracht wurde, die nicht auf Sachsen beschränkt ist, wenngleich es in anderen Städten bisher nicht gelungen ist, den Erfolg von PEGIDA in Dresden zu wiederholen.[4]

Weder eine Partei noch eine andere etablierte politische Gruppierung zeichnete für die Organisation der Aufmärsche verantwortlich. Nach eigenen Aussagen handelt es sich bei den Organisatoren um einen Kreis von ca. 12 Personen, von denen zunächst der ursprüngliche Sprecher Lutz Bachmann zu einiger Bekanntheit gelangte, vor allem durch sein Vorstrafenregister und eine Verurteilung wegen Drogenhandels, der er sich durch Flucht nach Südafrika entzog, was im eklatanten Widerspruch zur von der Bewegung vertretenen Null-Toleranz für verurteilte Straftäter steht. Aber damit waren vor allem ausländische Straftäter gemeint. Ende Januar wurden dann deutlich rassistische Äußerungen von Bachmann im Internet bekannt, wo er auch als Hitlerverschnitt posierte, was das PEGIDA-Bündnis in der Folge spaltete.

Ideologische Inhalte von PEGIDA

Antimuslimischer Rassismus

PEGIDA richtet sich nicht primär gegen die konkrete Unterbringung von Flüchtlingen in einem Stadtteil, sondern nimmt ein Thema auf, das im Jahr 2014 zurecht viele Menschen in Schrecken versetzt hat: den militanten Islamismus, wie er in den terroristischen Aktionen des Islamischen Staates (IS) und ihren per Videobotschaft verbreiteten Hinrichtungen grausame Bekanntheit erlangte. Die Abscheu vor den Taten des IS und auch die Anschläge islamistischer Terroristen wie jüngst in Paris sind ein starker Anknüpfungspunkt für eine Bewegung, die jedoch weniger die Ablehnung dieser Taten als vielmehr die vermeintliche Bedrohung des „Abendlandes" durch den Islam zum Thema macht und somit

[4] Versuche, an PEGIDA anzuknüpfen, gab es und gibt es in zahlreichen Städten, so in Rostock, Hannover, Berlin, Leipzig, Kassel, Köln, Suhl, Würzburg, Stuttgart, München. Bisher kamen zu diesen Protesten jedoch nur wenige hundert Menschen, wohingegen die Gegenproteste jeweils deutlich größer waren. Die Anschläge auf die Zeitschrift „Charlie Hebdo" in Paris im Januar 2015 haben das Thema Islamismus und damit den potenziellen Zulauf zu den Protesten sicherlich noch einmal befördert. In Leipzig gingen am 12.1.2015 unter dem Titel „Legida" 4.800 Menschen auf die Straße, denen aber 30.000 Gegendemonstranten gegenüber standen. Insgesamt waren am 12.1. ca. 100.000 Menschen bundesweit gegen die PEGIDA-Proteste auf die Straße gegangen und auch in den folgenden Wochen gingen bundesweit zehntausende Menschen gegen PEGIDA auf die Straße.

eine Bedrohung durch den Islamismus in Deutschland behauptet. Anders als die traditionelle extreme Rechte richtet sich PEGIDA in ihren Äußerungen nicht gegen jede Form der Zuwanderung, sondern bezieht sich auf eine vermeintlich reale Bedrohung durch einen militanten Islamismus, der sich angeblich auch in Deutschland breit mache.[5] Durch diese rhetorische Einschränkung – nicht alle Flüchtlinge sind verbales Objekt der Ablehnung, sondern nur der allgemein als menschenverachtend und bedrohlich empfundene Islamismus – gelingt PEGIDA eine rhetorische Abgrenzung zur extremen Rechten, was für den relativen Massenanhang der Bewegung wichtig ist. Über das Vehikel der Ablehnung des Islamismus kann ein generelles Bedrohungsgefühl zum Ausdruck gebracht werden, das sich mit jeder Form der (eingebildeten) Fremdheit verbindet und die Konstruktion einer objektiven Grenze vornimmt, die nicht überschritten werden darf. Die eigene Gruppe wird als „patriotische Europäer" und als „Abendland" definiert, womit die PEGIDA-Initiatoren den Nationalismus der extremen Rechten geschickt hinter sich lassen. „Europa", nicht die Nation, ist die Größe, die es gegen Bedrohungen zu verteidigen gilt. Und über den Terminus „Abendland" soll die als christlich (manchmal auch jüdisch-christlich) definierte gemeinsame Grundlage dieses Europas gekennzeichnet werden.

Klar wird dabei, dass der Feind nicht allein im Islamismus, sondern im Islam generell gesehen wird, denn der sprachliche Gegensatz zum Abendland ist das mit dem Islam assoziierte Morgenland. Würde man die TeilnehmerInnen der PEGIDA-Demonstrationen fragen, was sie als gemeinsame Werte Europas bzw. des Abendlandes verstehen, würden die Antworten sicherlich sehr diffus ausfallen. Ähnlich sähe es wohl bei der christlichen Grundlage aus, die in einem Land wie Sachsen (so wie in allen ostdeutschen Bundesländern) nur eine sehr begrenzte Basis hat. Doch dienen solche Wir-Gruppen-Beschreibungen in der Regel weniger dem eigenen Selbstverständnis als der Abgrenzung gegen eine als nicht dazugehörig definierte Fremdgruppe. Diese Tendenz zur Homogenisierung von Fremd- und Eigengruppe macht PEGIDA zu einer rassistischen Bewegung.

Ablehnung etablierter Politik

Ist der antimuslimische Rassismus bestimmend für die öffentliche Wahrnehmung der Bewegung, so ist doch ein zweites Thema mindestens so bestimmend und für die Mobilisierung vielleicht sogar zentraler: das generelle Misstrauen gegen die etablierte Politik und gegen die Medien. PEGIDA bringt über den Antiislamismus ein Misstrauen gegen die etablierte Politik zum Ausdruck, das kennzeichnend für alle rechtspopulistischen Bewegungen in Europa ist[6], sich potenziell ganz unterschiedliche Ausdrucksformen suchen kann und insofern

---

5 Die von PEGIDA veröffentlichten 19 Punkte sind eine weichgespülte und harmlose Version dessen, wofür PEGIDA Woche für Woche in Dresden eintrat und in Sprechchören und Plakaten forderte. Vgl. http://www.i-finger.de/pegida-positionspapier.pdf

6 Vgl. Gerd Wiegel, Die Rechte auf dem Vormarsch in Europa, in Z 97, März 2014, S. 138-147.

möglicherweise der zentralere und längerfristige Ausdruck von PEGIDA ist.

Die aktuelle Zuwanderungspolitik wird von PEGIDA als Beispiel für eine Politik dargestellt, die an den Bedürfnissen und Erwartungen der Bevölkerung systematisch vorbeigehe. Politik, egal welcher Couleur, habe sich von den Alltagssorgen der Menschen so weit entfernt, dass es zu einer unüberbrückbaren Kluft zwischen „denen hier unten" und „denen da oben" gekommen sei. Die Medien werden als Teil des Herrschaftsapparates wahrgenommen, die nur im Sinne der Herrschenden politisch korrekte Sichtweisen spiegelten und an den Bedürfnissen der Bevölkerung ebenfalls vorbeigingen. So stehen die „Lügenpresse" genau wie „die Politiker", völlig unabhängig von ihrer jeweiligen politischen Ausrichtung, am Pranger der Bewegung. Kennzeichnend für PEGIDA ist, ähnlich wie schon bei den Montagsdemos zum Thema Frieden im Sommer 2014, die Ablehnung des Rechts-Links-Schemas und die Weigerung, sich selbst politisch zu verorten. Dieser antipolitische Affekt, der jedoch nicht als apolitisch begriffen werden darf, hat reale und begründete Ursachen, ist in seiner politischen Ausrichtung jedoch reaktionär. Dazu weiter unten mehr.

Allen Beobachtern zufolge handelt es sich bei den Anhängern von PEGIDA in der Mehrheit um ein heterogenes Spektrum von Menschen aus der bürgerlichen Mitte. Organisierte Nazis sind bei den Protesten vertreten und werden auch geduldet, sie sind jedoch nicht die Wortführer und spielen quantitativ eine marginale Rolle. Was sich in Dresden zeigt ist der „Wutbürger" in seiner reaktionären Form, der vor der Übernahme rechter Parolen nicht zurückscheut und mit der Überzeugung des „man wird das ja wohl noch mal sagen dürfen" einen Alltagsrassismus zum Ausdruck bringt, der in Deutschland generell eine starke Verbreitung hat. Qualitativ völlig neu ist an PEGIDA allerdings, dass sich diese Stimmungen in realen Protesten auf der Straße manifestieren und sich nicht nur im Netz oder isoliert an der Wahlurne Luft verschaffen.

Klassenmäßig scheint es sich, bei aller Vorsicht, mehrheitlich nicht um einen sozial prekären Teil der Bevölkerung zu handeln. Eine Befragung der TU Dresden unter Anhängern von PEGIDA kommt zu dem Ergebnis, dass der durchschnittliche Teilnehmer männlich, um die 50 und gut ausgebildet ist, der Mittelschicht entstammt und über ein überdurchschnittliches Einkommen im Landesverhältnis verfügt. Die Mehrheit habe einen hohen Bildungsabschluss. Zwei Drittel der Befragten fühlen sich keiner Partei verbunden. Für drei Viertel der Befragten spiele das Thema „Islamisierung" keine hervorgehoben Rolle, Hauptmotiv ist hingegen eine allgemeine Unzufriedenheit mit der Politik, die von 54 Prozent der Befragten geäußert wurde.[7] So sollen zum Organisatorenkreis um Bachmann eine Wirtschaftsberaterin, ein Lackierer, ein ehemaliger

---

[7] Vgl. FAZ vom 15. Januar 2015, S. 2 „Was die Anhänger von Pegida wirklich bewegt". Die empirische Basis der Studie ist allerdings schmal (400 Befragte bei drei Demonstrationen) und angesichts des Umstandes, dass zwei Drittel der Befragten eine Antwort ablehnten, nicht sehr sicher. Insbesondere die sozialstrukturelle Zusammensetzung von PEGIDA bleibt unklar und lässt die Frage offen, in wie weit auch prekarisierte Teile der Bevölkerung zum Kern der Bewegung gehören.

Hamam-Besitzer, ein früherer CDU-Stadtrat aus Meißen und ein Sicherheitsunternehmer gehören.[8] Auch wird häufig von Kleinunternehmern, Anwälten und Selbstständigen als TeilnehmerInnen berichtet. Es scheint so, als würde PEGIDA ein Publikum repräsentieren, das sich mit den Schriften eines Thilo Sarrazin voll identifizieren kann und das diesen Rassismus jetzt auf die Straße trägt. Wohlstandschauvinismus ist Triebfeder eines Teils der Bewegung, der seinen hart erarbeiteten Lebensstandard durch Zuwanderung gefährdet sieht bzw. nicht bereit ist, die Kosten für diejenigen zu tragen, die nicht in gleicher Weise zum wirtschaftlichen Erfolg des Landes beitragen, wie man es sich selbst zuspricht. Für rechtspopulistische Bewegungen ist eine solche Motivation in Teilen typisch, wie vor einigen Jahren die SIREN-Studie belegt hat.[9] Daneben spielt ein Konkurrenzrassismus eine Rolle, der in Zuwanderern eine Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt und um spärlicher werdende Mittel sozialer Umverteilung sieht, die mittels rassistischer Ausgrenzung ausgeschlossen werden soll.

Gründe für den Erfolg von PEGIDA

Was sind die Gründe für den Erfolg von PEGIDA, was sind die dahinterstehenden ideologischen Motivationen, warum handelt es sich bisher um ein regionales Phänomen und welche Potenziale für eine rassistische Mobilisierung zeigen sich hier?

Menschenfeindliche Einstellungen

Die Ergebnisse der aktuellen Studie der Bertelsmann-Stiftung zur Ablehnung des Islam in Deutschland zeigen, dass PEGIDA eine Stimmung zum Ausdruck bringt, die sich in großen Teilen der deutschen Bevölkerung finden lässt. Demnach empfinden 57 Prozent der Befragten den Islam als „bedrohlich" oder „sehr bedrohlich". Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass die abgefragte Einstellung der Muslime in Deutschland zu Demokratie und Integration so ganz anders ist, als sie von den PEGIDA-Anhängern unterstellt wird. Demokratie, Meinungsfreiheit und religiöse Toleranz werden von der deutlichen Mehrheit der Muslime befürwortet.[10]

Sieht man sich ergänzend und darüber hinausgehend die Ergebnisse der aktuellen Einstellungsuntersuchung zu den Dimensionen der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit an[11], dann ergeben sich trotz eines Rückgangs im Zeitverlauf noch immer hohe Werte für Einstellungen, die für eine Bewegung

---

8 Vgl. http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/demonstrationen-in-dresden-wer-sind-die-organisatoren-der-pegida-proteste-13325574.html

9 Vgl. Christoph Butterwegge/Gudrun Hentges, Rechtspopulismus, Arbeitswelt und Armut, Opladen & Farmington Hills 2008.

10 Vgl. zur Bertelsmann-Studie: http://www.spiegel.de/politik/deutschland/islam-studie-muslime-integrieren-sich-deutsche-schotten-sich-ab-a-1011640.html

11 Vgl. zu allen Angaben Anne Klein, Eva Groß, Andreas Zick, Menschenfeindliche Zustände, in: Zick, Klein, Fragile Mitte – Feindselige Zustände, a.a.O., S. 61-84.

wie PEGIDA von Bedeutung sind. Islamfeindlichkeit (weitergehend als Ablehnung des Islam) findet sich bei 17,5 Prozent der Befragten, generelle „Fremdenfeindlichkeit" bei 20 Prozent, die Abwertung von asylsuchenden Menschen findet sich bei 44,3 Prozent der Befragten. Den höchsten Wert verzeichnen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei der Abwertung von langzeitarbeitslosen Menschen mit 47,8 Prozent. Vermittelt spielt auch dieses Thema für die Anhänger von PEGIDA eine Rolle, ähnlich wie die Forderung nach Vorrechten für Etablierte, die von 38 Prozent befürwortet wird. Alle angeführten Werte liegen im Osten noch einmal höher; die Gründe hierfür sind unterschiedlich. Zuwanderung wird hier aufgrund der gefährdeteren sozialen Lage verstärkt als Konkurrenz empfunden, auf der anderen Seite fehlen aufgrund des geringen Anteils von Menschen mit Migrationshintergrund in Ostdeutschland reale Erfahrungen, die vorhandenen Vorurteilen entgegenstehen könnten.[12] Sozialstrukturell wurden die Einstellungsbefragungen noch einmal nach der Selbsteinschätzung „Oben, Mitte, Unten" vorgenommen, wobei die Personen, die sich selbst als „Mitte" einschätzten, die geringsten Zustimmungswerte, die Personen die sich als „Unten" einschätzen, die höchsten Zustimmungswerte aufweisen. Interessant bezogen auf PEGIDA ist hier, dass die genannten Einstellungen gerade auch bei den Leistungsträgern verstärkt vorhanden sind. Hier könnten sich neben rassistischen Einstellungen aggressive Formen einer Leistungsideologie äußern, die sich gegen schwache Gruppen in der Gesellschaft richtet, die den Leistungsanforderungen nicht entsprechen, denen man sich selbst unterworfen hat. Eva Groß und Andreas Hövermann sprechen in diesem Zusammenhang von einem „marktförmigem Extremismus", den sie als „verallgemeinerte neoliberale Norm der Selbstoptimierung", Verallgemeinerung der Wettbewerbsideologie und „ökonomistische Werthaltungen" im Sinne einer ökonomischen Kriterien unterworfenen Bewertung von ganzen Bevölkerungsgruppen definieren.[13] Mit Blick auf das sich hier abzeichnende politische Potenzial für eine Partei wie die AfD schreiben Groß/Hövermann: „Gerade in dieser Verbindung von Bedrohungsängsten und marktförmigem Extremismus vermuten wir darüber hinaus ein gesellschaftliches Potential, an das gegenwärtige politische Mobilisierungsversuche anknüpfen, die durch ihre Verbindung von Wettbewerbslogiken mit Bedrohungsszenarien, Nationalismus und Menschenfeindlichkeit als wettbewerbspopulistisch bezeichnet werden können."[14] Auf die Verbindung von PEGIDA mit der AfD wird später noch genauer eingegangen.

Bedrohungsängste, auch ökonomisch motivierte, spielen für die Anhänger von PEGIDA sicherlich eine Rolle, jedoch bildet ein Bündel abgrenzender, hier

---

[12] So fühlen sich laut Bertelsmann-Studie in NRW, wo ein Drittel der Muslime in Deutschland lebt, 46 Prozent der Befragten vom Islam bedroht, in Sachsen, wo es kaum Muslime gibt aber 78 Prozent.

[13] Vgl. Eva Groß, Andreas Hövermann, Marktförmiger Extremismus – ein Phänomen der Mitte, in: Andreas Zick, Anne Klein, Fragile Mitte – Feindselige Zustände, a.a.O., S. 102-118, hier S. 105.

[14] Ebd., S. 104.

als Rassismus vereinheitlichter Einstellungsmuster die Basis; anders wäre es nicht zu erklären, wie bei einem Ausländeranteil von zwei Prozent und einem kaum messbaren Anteil von Menschen mit islamischem (geschweige denn islamistischem) Hintergrund Bedrohungsgefühle oder Konkurrenzsorgen die Menschen zum Protest veranlassen sollten.

Die angeführten Zahlen sind seit langem bekannt und im Zeitverlauf eher nicht auf einem dramatischen Stand. Das Potenzial für eine solche Bewegung und auch für die parlamentarische Vertretung einer solchen Bewegung ist also seit langem vorhanden. Die Frage ist, warum es gerade jetzt so offensichtlich zum Ausdruck kommt und was seine regionalen Besonderheiten sind. Dieser Frage soll nach einem Blick auf das zweite Standbein der Bewegung, der Ablehnung von etablierter Politik und Presse, nachgegangen werden.

Demokratiekritik

Neben dem Thema Zuwanderung ist die allgemeine Kritik an der etablierten Politik für die Mobilisierung von PEGIDA von herausragender Bedeutung. Zusätzlich zu seiner völkischen Implikation beinhaltet der in Dresden gerne skandierte Schlachtruf von 1989, „Wir sind das Volk" den Vorwurf, die etablierte Politik vertrete nicht (mehr) die Interessen der Bürgerinnen und Bürger. Diese häufig fälschlich als „Politikverdrossenheit" apostrophierte Einstellung führt seit Jahren zu sinkenden Wahlbeteiligungen und zu einer Abwendung größer werdender Teile der Bevölkerung vom politischen Betrieb. Die Unzufriedenheit gegenüber einer sich als alternativlos darstellenden Politik des (ökonomischen) Sachzwangs führt immer öfter zu Bürgerprotesten, die in ihrer politischen Ausrichtung völlig unterschiedlich sein können. Stuttgart 21 gehört ebenso in diese Reihe wie die aktuellen Proteste in Dresden. Der berechtigte Protest der Bürgerinnen und Bürger gegen eine von Colin Crouch als „Postdemokratie" bezeichnete Entwicklung[15], die im Übrigen auch ein wichtiger Nährboden für die AfD ist, kann politisch also völlig unterschiedlich ausgeprägt sein.

In Dresden wendet sich der Protest gegen eine Politik, die, bei allen Unterschieden, endlich anerkannt hat, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist. Aus Sicht der PEGIDA-Demonstranten richtet sich eine solche Politik gegen „das Volk", das hier als homogen und biodeutsch imaginiert wird. Zwar behaupten die PEGIDA-Organisatoren in ihren wenigen Stellungnahmen immer wieder, sie seien nicht generell gegen Ausländer, die O-Töne von den Anhängern der Proteste, die Parolen und Plakate und auch die Duldung von Mitgliedern der extremen Rechten bei den Protesten zeigen aber, dass es sich hier vor allem um eine rhetorische Abgrenzung von rechts außen handelt.[16] Die Auf-

[15] Colin Crouch: Postdemokratie, Frankfurt a. M. 2008.

[16] Eine ganze Reihe von O-Tönen aus den Aufmärschen kann man hier hören: http://daserste.ndr.de/panorama/archiv/2014/Kontaktversuch-Luegenpresse-trifft-Pegida-,pegida136.html. Die 19 Punkte, die von PEGIDA veröffentlicht wurden, sind als vermeintlich liberales Aushängeschild nach außen zu verstehen, die für das Agieren der Bewegung an jedem Montag keine Bedeutung haben. Mit dem positiven Bezug auf das eindeutig der extremen

forderung der Organisatoren an die TeilnehmerInnen, nicht mit der Presse zu sprechen, basiert genau auf der Sorge, dass das wahre Gesicht von PEGIDA dann in seiner hässlichen Form zum Ausdruck kommt.

Für die Mobilisierungsfähigkeit von PEGIDA sind die teilweise deutlichen Ablehnungen aus der Politik, bis hin zur Kanzlerin, eher förderlich gewesen, bestätigen sie doch das Selbstbild der vom Volk abgehobenen Politikerklasse, von der man sich verachtet fühlt.

Im Rahmen der Mitte-Studie wurden auch die Inhalte der Demokratiekritik untersucht, die in verschiedenen Facetten eine breite Unterstützung in der Bevölkerung findet. Anne Klein konstatiert, dass zahlreiche aktuelle Studien eine Krisendiagnose der Demokratie vornehmen, die Anlass für vorhandene Unzufriedenheit sind: „Demnach werden demokratische Entscheidungsprozesse zunehmend von ökonomischen Interessen dominiert, während andere Interessen kaum mehr durchsetzungsfähig sind."[17] Die berechtigte Kritik an dieser „Demokratieentleerung" kann jedoch ganz unterschiedliche Ausprägungen annehmen, weshalb Klein fünf Arten der Demokratiekritik unterscheidet: *Demokratieermäßigung* (politische Entscheidungen orientieren sich an ökonomisch starken Gruppen, Einfluss der Bevölkerung schwindet), *Demokratieaushöhlung* (Einschränkung von Freiheitsrechten), *Demokratievernachlässigung* (sinkendes Engagement der Zivilgesellschaft), *Demokratiemissachtung* (Korruption, Lobbyismus) und *Demokratiezweifel* (Funktionsfähigkeit von Demokratie wird generell bezweifelt).[18] Alle Kritikpunkte bis auf die Demokratieaushöhlung treffen auf breite Zustimmung von mehr als 70 Prozent der Befragten. Beim Abgleich dieser Daten mit den Aussagen zu gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit zeigt sich, dass es einen deutlichen Zusammenhang zwischen einer generellen Ideologie der Ungleichheit und ausgeprägten Zweifeln an der Demokratie (Demokratiezweifel) und der pauschalen Kritik an Politikerinnen und Politikern (Demokratiemissachtung) gibt: „Bei Personen, die allgemeine Demokratiezweifel haben, ist die Zustimmung zu rassistischen Aussagen höher als im Bevölkerungsdurchschnitt. Noch deutlicher zeigt sich dies bei Personen, die eine pauschale Kritik an Politikern üben. Dies ist häufig auch ein Ansatzpunkt rechtspopulistischer Politiker, die sich gezielt als ‚Saubermann', rechtschaffen und bürgernah geben und sich so von Politikern demokratischer Parteien abgrenzen."[19]

Bei PEGIDA zeigt sich genau diese Verbindung von pauschaler Politikschelte und rassistischen Positionen, womit die auf den ersten Blick berechtigte De-

---

Rechten zuneigende LEGIDA-Bündnis in Leipzig hat PEGIDA die Maske fallen lassen.

17 Anne Klein, Mitten in einer entleerten Demokratie?, in: Zick, Klein, Fragile Mitte – Feindselige Zustände, a.a.O., S. 85-101, hier S. 85. Die von Politik und Wirtschaft vorgetragene Begründung für die Notwendigkeit von Zuwanderung aufgrund des Arbeitskräftebedarfs bewegt sich genau im Rahmen dieser Dominanz des Ökonomischen.

18 Vgl. ebd., S. 87.

19 Ebd., S. 90 f.

mokratiekritik zum Ausdruck einer autoritären Bewegung wird, die keine Ansatzpunkte für eine emanzipative Politik beinhaltet.

Warum Dresden?

Trotz zahlreicher Versuche ist es nicht gelungen, die Proteste im Sinne PEGIDAs auf andere Städte und Regionen Deutschlands auszuweiten, was natürlich die Frage aufdrängt, warum PEGIDA ausgerechnet in Dresden so erfolgreich ist. Was als regionale Bewegung begann, hat über das Anwachsen der Aufmärsche schnell eine bundesweite Aufmerksamkeit bekommen, die eine Ausstrahlung weit über Dresden und Sachsen hinaus hat. Insofern handelt es sich bei den „Montagsspaziergängen" nicht mehr um ein regionales Phänomen, sondern Anhänger und Anhängerinnen aus ganz Deutschland kommen Montag für Montag in die sächsische Hauptstadt. Offensichtlich ist es wesentlich attraktiver, sich an eine erfolgreich platzierte Marke anzuhängen, als in den eigenen Städten mühsam von vorne anzufangen.

Politisch wird Sachsen seit nunmehr 25 Jahren von einer konservativen CDU regiert, die innerhalb der Union sicherlich zu den rechtesten Landesverbänden zu zählen ist. Schon Kurt Biedenkopf attestierte den Sachsen – entgegen der offensichtlichen Realität – eine Immunität gegenüber Rechtsextremismus, womit jede Form reaktionär-konservativer Vorurteile legitimiert wurde. Zehn Jahre lang war die NPD im sächsischen Landtag vertreten und ihr knappes Scheitern 2014 (4,9 Prozent) bei einem gleichzeitig herausragenden Ergebnis für die AfD (9,7 Prozent) zeigt, wie groß das Potenzial für rechte politische Angebote in Sachsen ist. Dass der Feind links steht und die politische Rechte viel weniger gefährlich ist als häufig behauptet wird, dafür stehen die ideologischen Schmieden der Totalitarismustheorie, die mit Uwe Backes am Hannah-Arendt-Institut in Dresden und Eckhardt Jesse an der TU Chemnitz ihre Speerspitzen haben bzw. hatten. Die geradezu zwanghafte Verfolgung von Antifaschistinnen und Antifaschisten durch die sächsische Justiz zeigt, dass diese Stimmung ihren Niederschlag gefunden hat.

Ein Moment kommt hinzu, das über die Spezifik Sachsens hinausgeht, das aber für die Inszenierung der PEGIDA-Aufmärsche von Bedeutung ist. Mit den „Montagsspaziergängen" und dem Ruf „Wir sind das Volk" wird an die Tradition der erfolgreichen Bürgerbewegung von 1989 angeknüpft. Die Form der Mobilisierung und die Tradition, in die man sich stellt, vermittelt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern den Eindruck, für eine berechtigte und ehrenwerte Sache einzustehen und einen Kampf fortzusetzen, in dem man sich – wenn auch häufig nur imaginär – gerne selbst verortet. Die Spezifik Dresdens, Sachsens und darüber hinaus Ostdeutschlands könnte dabei ausmachen, dass die Erfahrung eines erfolgreichen und umwälzenden Protestes noch gegenwärtig ist, hat man doch hier die Erfahrung gemacht, dass sich scheinbar ganze politische Systeme durch beharrlichen Protest überwinden lassen. Während damals schließlich die Hoffnungen der Mehrheit auf den Retter aus dem Westen gerichtet wurden, der einem eine eigene Stimme und Richtung gab, der man nur noch passiv fol-

gen musste, bleibt die Frage, wie PEGIDA heute ihre Forderungen umsetzen will und welche Forderungen das genau sind. Gegenwärtig bietet sich die AfD als parteipolitischer Ausdruck für PEGIDA an.

PEGIDA und die AfD

Mit Fug und Recht kann die AfD als parlamentarischer Arm von PEGIDA bezeichnet werden – jedenfalls was die Landesverbände in Sachsen, Brandenburg und Thüringen angeht. Der vor allem auf einer rechten, zuwanderungsfeindlichen und in Teilen rassistischen Wahlkampagne beruhende Erfolg dieser drei Landesverbände bei den Landtagswahlen 2014 hat eine deutliche Verschiebung der AfD nach rechts zur Folge gehabt. War für die Gründungs- und Aufstiegsphase der AfD bis zur Europawahl 2014 noch der national-liberale Flügel der Partei dominant (seit Jahresanfang 2014 im Kampf mit dem rechtspopulistischen Flügel), so hat sich dieses Gewicht seit dem Herbst 2014 eindeutig zu Gunsten des Rechtsaußen-Flügels der Partei verschoben. Die Landesvorsitzenden Alexander Gauland (Brandenburg), Frauke Petry (Sachsen) und Björn Höcke (Thüringen) repräsentieren gegenwärtig diesen Flügel und drängen die AfD immer stärker auf den Kurs einer modernen Partei der extremen Rechten, wie wir sie, verbunden mit dem Stichwort Rechtspopulismus, in zahlreichen europäischen Ländern finden. Die AfD hat inzwischen auch in Teilen ihrer Führung die Position einer ethnopluralistisch-völkisch begründeten Ablehnung bestimmter Einwanderergruppen übernommen, die kennzeichnend für die moderne extreme Rechte ist. Gauland forderte im Zusammenhang mit der aktuellen PEGIDA-Debatte ein Einwanderungsrecht, das nach dem Kriterium der kulturellen Nähe (nur wer kulturell zu „uns" passt soll einwandern dürfen) gestaltet werden und spitzt diese Position zu, in dem er die Zuwanderung von Muslimen stoppen will. Ein klares Bekenntnis zu einer völkischen Politik, durch die Menschen über die ihnen zugeschrieben Kultur/Ethnie als nicht integrationsfähig dargestellt werden und die zum klassischen Repertoire der modernen extremen Rechten gehört.[20]

Neben der islamfeindlichen Ausrichtung teilt die AfD mit PEGIDA die pauschale Ablehnung der etablierten Politik und den Kampf gegen eine unterstellte political correctness, beides Kernthemen aller erfolgreichen modernen Rechtsparteien in Europa. Insofern ist der positive Bezug der AfD auf PEGIDA nicht weiter verwunderlich und auch die TeilnehmerInnen an den PEGIDA-Aufmärschen dürften sich aus einem guten Teil der Wählerinnen und Wähler der AfD speisen.

Dennoch gab und gibt es in der AfD eine Auseinandersetzung um den Umgang mit PEGIDA, der Teil des generellen Kampfes um die Linie der Partei ist. Die Nationalliberalen um Lucke und Henkel sind dabei deutlich in die De-

---

[20] Vgl. http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/afd-und-pegida-gauland-nur-einwanderer-die-zu-unserer-kultur-passen-13357252.html; http://www.spiegel.de/politik/deutschland/afd-alexander-gauland-will-zuwanderung-aus-nahost-stoppen-a-1015381.html

fensive gedrängt, denn die fulminanten Wahlerfolge im Osten wurden mit einem harten Rechtskurs erzielt, weshalb von hier aus auch Druck gemacht wird, die Partei gänzlich auf diese Linie zu bringen. Während sich Lucke und Henkel Ende 2014 noch vorsichtig von PEGIDA distanzierten, besuchte Gauland im Dezember einen PEGIDA-Aufmarsch und die sächsische Vorsitzende Petry traf sich im Januar 2015 mit VertreterInnen von PEGIDA. Selbst die eindeutig rassistischen Äußerungen von Bachmann und der positive Bezug von PEGIDA auf das der extremen Rechten nahestehende LEGIDA-Bündnis in Leipzig haben an dieser Haltung nichts geändert.

Für die Partei ist diese Ausrichtung auf PEGIDA einerseits folgerichtig, kann sie sich damit doch als Repräsentant einer verbreiteten Stimmung, die über PEGIDA den Weg zu einer Bürgerbewegung geschafft hat, darstellen. Auf der anderen Seite birgt dieser Kurs einer starken Anlehnung jedoch auch Gefahren. Innerparteilich führt er bereits zu Konflikten, die den heimlichen Vorsitzenden Bernd Lucke zu demontieren drohen. Diese Auseinandersetzung um die Linie und die Frage, wie weit sich die Partei nach rechts öffnen soll, kann zum Sprengsatz für die AfD werden, denn bei jeder deutlichen Richtungsentscheidung wird es sie auch Wählerinnen und Wähler kosten.[21]

Reaktionen auf PEGIDA

Die Reaktionen auf PEGIDA sind ein Hinweis darauf, dass sich die Stimmung bezogen auf das Thema Zuwanderung im Vergleich zu den frühen 1990er Jahre deutlich gewandelt hat. Wurden damals vorhandene rassistische Ressentiments gegen die stark anwachsende Gruppe von Flüchtlingen von Seiten der Politik aufgenommen und bewusst verstärkt, um so zu einer Änderung des Asylrechts zu kommen, kann von einer breiten Instrumentalisierung in diesem Sinne heute keine Rede sein. Natürlich gibt es die Scharfmacher aus der CSU, doch der Mainstream bis hin zur Bundeskanzlerin hat sich klar gegen PEGIDA positioniert. Deutlich wird hier, dass es innerhalb der politischen Eliten einen tatsächlichen Bewusstseinswandel gegeben hat und Zuwanderung in einem globalen Kapitalismus inzwischen als wichtige Ressource im Wettbewerb gesehen wird. Auf der anderen Seite sind die Debatten um Deutschland als Einwanderungsland nicht spurlos an Politik und Bevölkerung vorbeigegangen. Die globalen Realitäten seit den 1990er Jahren haben ihren Niederschlag auch in der Politik gefunden. Die globale Konkurrenz wird von der Regierung Merkel nach Kräften befeuert und produziert so einen guten Teil der Ängste und realen sozialen Verwerfungen, die von vielen PEGIDA-AnhängerInnen in rassistischer Form gegen die Flüchtlinge gewendet werden. So sehr es zu begrüßen ist, dass die herrschende Politik eine rassistische Bewegung nicht wie noch in den 1990er Jahren aktiv befeuert, so sehr trägt sie Verantwortung dafür, dass die „deutschen Zustände" unter den Stichworten „Demokratieentleerung", „Ökonomisierung

[21] Der AfD-Parteitag am 31.1.2015 wird Hinweise darauf geben, wie stark sich der Rechtsaußen-Flügel der Partei durchsetzen kann. Selbst wenn es Lucke gelingen sollte, sich zum alleinigen Vorsitzenden zu machen, ist sein bestimmender Einfluss weiterhin fragil.

des Sozialen", „Abwertung schwacher Gruppen", wie sie von Heitmeyer und in der aktuellen Mitte-Studie beschrieben werden, sich perpetuieren.

Für einen linken Umgang mit PEGIDA gilt die Devise, dass irrationale Ängste nicht durch Beschwichtigung oder eine ausschließlich soziale Begründung solcher Ängste verharmlost werden dürfen. Es gibt die Tendenz, in solchen Protesten den verqueren Ausdruck berechtigter Kritik an den herrschenden Zuständen im Land zu sehen. Doch dem darin enthaltenen Rassismus muss offensiv entgegengetreten und nicht zunächst mit (sozialem) Verständnis begegnet werden. Das bedeutet gerade nicht, keine alternativen, linken Deutungsangebote für reale Krisen zu machen. Es heißt aber, die Anhänger von PEGIDA als politisch Handelnde ernst zu nehmen und ihrer Ursachenanalyse klar entgegenzutreten.

Alle vorhandenen Befunde, zuletzt die Bertelsmann-Studie, belegen, dass Menschen mit islamischem Hintergrund in Deutschland mehrheitlich gut integriert sind und Werte wie Demokratie, Glaubens- und Meinungsfreiheit achten.[22] Es bleibt demnach wenig anderes übrig, als den Diskurs der Aufklärung fortzusetzen, wohl wissend, dass diese bei irrationalen Ängsten meist nicht verfängt. Darüber hinaus muss die Linke ihre Erklärungen für Krisen, sozialen Abstieg, Entleerung der Demokratie etc. als alternative Deutungs- und Handlungsangebote auch den Menschen nahe bringen, die heute PEGIDA hinterher laufen. Schließlich sollten vor allem diejenigen in ihren Überzeugungen gestützt werden, die nicht rassistischen Losungen folgen, sondern nach wie vor im Oben-Unten-Gegensatz ein zentrales Element der Welterklärung sehen. Denn nicht vergessen werden darf bei allem Hype um PEGIDA, dass es sich um eine regionale und in absoluten Zahlen kleine Bewegung handelt.

---

22 Vgl. http://www.spiegel.de/politik/deutschland/islam-studie-muslime-integrieren-sich-deutsche-schotten-sich-ab-a-1011640.html

Schwerpunkt
Erzeuger - Verbraucher - Genossenschaften
- Solidarische Landwirtschaft
- Die Bremer EVG: Ökologisch - Regional - Fair
- Tagwerk eG - Eine regionale Öko-Unternehmenskooperation
- Genossenschaften im Biolebensmittelsektor als Pioniere.

EIN SCHNUPPERABO 3 MONATE FREI HAUS GIBT ES FÜR NUR 7,50€!
Endet automatisch und muss nicht gekündigt werden!
Gegen Vorkasse: Schein / Briefmarken / Bankeinzung.

Probelesen: WWW.CONTRASTE.ORG
Bestellungen im Internet oder über: CONTRASTE e.V. Schönfelder Str. 41 A, 34121 Kassel

CONTRASTE
Die Monatszeitung für Selbstorganisation

MAOISTISCHE KOMMUNEN IN CHINA
Drei bestehende Kommunen werden vorgestellt.
EIN OFFENES WOHNZIMMER IN KASSEL
Das »Fachbeschäft für Interaktion« bietet Raum für Menschen, die sich selbst organisieren.
EINSTIEG IN KOMMUNE
Wie gelange ich in die Kommune meiner Wahl?
FILMREZENSION - PRIDE
Queers aus London solidarisieren sich mit streikenden walisischen Bergarbeitern.
QUEER IN KOMMUNEN - SO EINFACH IST ES NICHT
Reicht es, zu proklamieren, mensch sei allgemein gegen Diskriminierung?

Andreas Gkolfinopoulos

Syrizas Weg: Nach dem Wahlerfolg

Mit 36,34 Prozent der Wahlstimmen erhielt SYRIZA bei den Wahlen vom 25. Januar diesen Jahres 149 der 300 Sitze des griechischen Parlaments. Da dies nicht ganz für die absolute Mehrheit reichte, wurde nur einen Tag nach den Wahlen mit ANEL (Unabhängige Griechen), die 4,7 Prozent (13 Sitze) erhielt, eine Koalitionsregierung gebildet. Mit diesem politischen Linksruck (nur die linken Parteien SYRIZA und KKE haben Wählerstimmen hinzugewonnen) hat das griechische Volk der neoliberalen Austeritätspolitik eine klare Absage erteilt. SYRIZA steht jetzt vor einer großen historischen Herausforderung, die für ganz Europa Bedeutung hat: Als einzige linke Regierung in der EU muss sie den hohen Erwartungen der Bevölkerung in einem krisengeschüttelten Land gerecht werden.

1. Die Entwicklung von SYRIZA

SYRIZA kann auf eine lange Geschichte zurückblicken. Die heutige Partei entstammt einem 1989 gebildeten Wahlbündnis mit den Namen Synaspismos („Koalition") zwischen KKE (Kommunistische Partei Griechenlands) und EAR (Griechische Linke) und der folgenden Spaltung, nachdem innerparteiliche Auseinandersetzungen 1991 zum Austritt der KKE geführt hatten. Synaspismos ist selbst aus Teilen der Eurokommunisten entstanden, die sich schon 1968 von der KKE gelöst hatten. Für die Parlamentswahlen von 2004 bildete Synaspismos gemeinsam mit acht anderen linken Splitterparteien ein Wahlbündnis mit dem Name SYRIZA (Koalition der radikalen Linken). Bei den folgenden Wahlen erreichte das linke Wahlbündnis kaum mehr als fünf Prozent der Wählerstimmen.

Mit dem Ausbruch der Wirtschafts- und Staatsschuldenkrise 2010 veränderte sich die bislang von den großen Volksparteien ND und PASOK bestimmte politische Szene aber grundlegend. SYRIZA stieg auf und wurde bei den folgenden Wahlen zweitstärkste Gruppierung. Das Linksbündnis formierte sich schließlich zur Partei, was sowohl mit inneren Entwicklungen als auch mit dem griechischen Wahlrecht zu tun haben dürfte: Den 'Bonus' von 50 Parlamentssitzen für die stärkste Gruppierung kann nur eine Partei, nicht ein Wahlbündnis, beanspruchen.

SYRIZA bzw. Synaspismos gehörte vor der Krise nicht zu den großen Volksparteien, die die politische und moralische Schuld für die aktuelle wirtschaftliche Lage Griechenlands tragen. Trotz der kleinen Wählerbasis von SYRIZA und Synaspismos (zwischen 3 Prozent und 5 Prozent) vor der Krise, waren die Linksgruppierungen gut in einem Teil der Gesellschaft verankert (meist bei intellektuellen und bürgerlichen Sozialisten) und galten als seriöse politische Kraft, die nicht mit den Memorandi der Troika und der Korruption der Macht verbunden war. Diese Kontinuität und die etablierte Vernetzung mit linken Be-

wegungen verschaffte SYRIZA Vorteile vor jenen Parteien, die sich erst nach der Krise neu gegründet hatten. Darüber hinaus konnte SYRIZA vor allem ehemalige Anhänger der sozialdemokratischen PASOK ansprechen, weil sie niemals die traditionalistische revolutionäre Rhetorik der KKE übernommen hatte. SYRIZA und Synaspismos forderten niemals die revolutionäre Abschaffung des Kapitalismus, sie sprachen vielmehr von demokratischem Sozialismus.

SYRIZA konnte in den letzten fünf Krisenjahren einen großen Teil des griechischen Volks für sich gewinnen. Grund dafür sind nicht nur die aktuellen sozialökonomischen Veränderungen, sondern auch die Tatsache, dass sich die Linkspartei intensiv an den sozialen Bewegungen und Kämpfen der griechischen Gesellschaft beteiligt hat. SYRIZA war anwesend bei den großen Streiks und Demonstrationen 2010 bis 2012, sowie bei den Bürgerbewegungen dieser Jahre wie z.B. den Kinima ton Aganaktismenon („Bewegung der Empörten) und solidarity4all. SYRIZA hat die im Gefolge der Austeritätspolitiken von Nea Dimokratia und PASOK neu entstandenen Probleme der griechischen Gesellschaftstransformation intensiv verfolgt und kritisiert und ihre gegenteilige Programmatik schon in den Parlamentswahlen von 2012, aber vor allem bis 2015, als Grundlage einer Regierungsübernahme entwickelt.

2. Programmatik

Im Mittelpunkt der Wahlprogrammatik von SYRIZA stehen das Ende des Troika-Diktats, die Überwindung der Wirtschaftskrise und die Neuverhandlung der Schulden. Dazu wird eine Wirtschafts- und Sozialpolitik vorgeschlagen, die nicht mehr die griechische Bevölkerung, vor allem die Mittel- und Unterklassen, belastet. Das Regierungsprogramm von SYRIZA („Agenda von Thessaloniki" vom 14.9.2014) beruht auf vier Grundsäulen:

1. Bekämpfung der humanitären Krise, die die Folge der Austeritätspolitiken der letzten Jahre ist. Dazu gehören: Kostenlose Elektrizität und Essensmarken für 300.000 extrem arme Haushalte; Absicherung der Wohnung; Wiedereinführung der sogenannten 13. Rente für RentnerInnen, die weniger als 700 Euro haben; freier Zugang zu medizinischen Diensten; Zugang zu öffentlichen Verkehrsmitteln; Abschaffung der Sondersteuer für Heizöl und Petroleum.
2. Wiederaufbau bzw. Restrukturierung der griechischen Wirtschaft: Abschaffung der neuen einheitlichen Immobiliensteuer (ENFIA); Wiedereinsetzung des steuerfreien Einkommens bis zu 12.000 Euro im Jahr; Wiedereinsetzung des Mindestlohns von 751 Euro; Gründung einer Entwicklungsbank; Regelung und Anpassung von Krediten zwischen Bürgern oder Unternehmen mit den Banken.
3. Arbeitsmarktpolitik und Schaffung neuer Arbeitsplätze: Wiedereinsetzung der Arbeitsrechte sowie der Arbeitsgesetze, die im Rahmen der Austeritätspolitik abgeschafft wurden; Schaffung von 300.000 neuen Arbeitsplätzen im privaten und staatlichen Sektor; Erhöhung des Arbeitslosengelds.

4. Institutionelle und demokratische Transformation des politischen Systems: Zerschlagung der griechischen Oligarchie insb. der Korruption, des Klientelismus und der Steuerflucht; Dezentralisierung; Förderung der repräsentativen Demokratie sowie Stärkung von Elementen der direkten Demokratie; Umbau der Funktion der Massenmedien.

Zentrales Ziel der Wirtschaftspolitik SYRIZAs ist die Streichung eines großen Teils des Nominalwerts der Schulden Griechenlands. Als historisches Beispiel nennt SYRIZA den Londoner Schulderlass zugunsten Westdeutschlands 1953, der zu einem Schuldenerlass von fast 60 Prozent geführt und so das deutsche 'Wirtschaftswunder' begünstigt hatte. Für die Rückzahlung der restlichen Schulden wird eine Entwicklungsklausel vorgeschlagen, die an das Wirtschaftswachstum geknüpft ist. Um Ressourcen für die Entwicklung der Wirtschaft frei zu machen, schlägt die neue Regierung ein Schuldenmoratorium vor. Die EZB soll entsprechend der Ankündigung Draghis staatliche Schuldscheine aufkaufen. Im Rahmen ihres Programms sichert SYRIZA den Verbleib in der Eurozone sowie die Bekämpfung der Korruption zu.

3. Innergesellschaftliche Konfliktkonstellationen

Die politischen Gegner von SYRIZA kritisieren den Regierungsplan. Die Wahlversprechen SYRIZAs seien unrealistisch, weil die dafür erforderlichen Mittel nicht vorhanden seien.

Die abgetretene Regierung von Antonis Samaras (ND) hatte im Wahlkampf 2015 wie schon 2012 auf das Angstthema „Grexit" gesetzt, der bei einem Sieg SYRIZAs drohe. Dies funktionierte 2015 nicht mehr – die von den alten Regierungen verfügten Sparmaßnahmen brachten nicht die versprochenen positiven Wirkungen. Trotzdem hat ND weiter versucht, die Wahlen zu polarisieren: Sie sei die einzige Partei, mit der ein Ausweg aus der Krise und der Verbleib in der Eurozone möglich sei. Dagegen gefährde SYRIZA den Verbleib in der Eurozone sowie die Stabilität der griechischen Wirtschaft.

Verloren haben vor allem die bisherigen Koalitionspartner der ND, die Sozialdemokraten von PASOK, deren politische Kraft, auch aufgrund einiger Spaltungen, gegenüber 2012 weiter zurückgegangen ist (-7,6 Prozent). Die Sozialdemokraten waren im Schatten der Regierung von Samaras geblieben, ohne deutliche Differenzierungen von seiner Politik zu zeigen. PASOK hielt während dieser Jahre an ihrer pro-europäischen, aber gleichzeitig antipopulistischen und angeblich alternativlosen neoliberalen Orientierung fest.

Heftige Kritik an SYRIZA kommt von der kommunistischen Partei Griechenlands (KKE). Die KKE unterstellt SYRIZA, den europäischen Direktiven folgen zu wollen und somit Kompromisse mit den Kapitalisten, der EU, der NATO und den Monopolen schließen zu müssen. Sie seien eine „bürgerliche Partei" wie ND und PASOK. Laut KKE sind der einzige Ausweg aus der Krise die Annullierung der Schulden (die nicht vom Volk gemacht wurden) und der Austritt des Landes aus EU und NATO.

Die neue Partei „To Potami" (der Fluss) wurde vom Journalisten Stavros Theodorakis im März 2014 gegründet. Ohne klare politische Orientierungen gehört diese Partei zur Fraktion der Progressiven Allianz der Sozialdemokraten im Europäischen Parlament, vertritt aber laut ihrem Präsidenten sowohl linke als auch neoliberale Positionen. Viele Kulturschaffende, Wissenschaftler und Journalisten haben sich dieser Partei angeschlossen. Obwohl „To Potami" offen für eine Koalition mit SYRIZA war, hatte Alexis Tsipras schon vorher Distanz gezeigt wegen ihrer unklaren politischen Ausrichtung in Fragen der Schulden- und Austeritätspolitik.

Der kleine Koalitionspartner von SYRIZA ist ANEL, die über 13 Parlamentsmandate verfügt. Es war deren klare Positionierung gegen Schulden- und Austeritätspolitik, wodurch sie sich als Koalitionspartner für SYRIZA anbot. Obwohl ANEL als rechtspopulistische Partei gekennzeichnet werden kann, vertritt sie in den Hauptfragen der Krisenbekämpfung und der Kritik an der Politik von Troika und der deutschen Bundesregierung ähnliche Positionen wie SYRIZA. ANEL wurde vom ehemaligen Abgeordneten der Nea Dimokratia, Panos Kammenos, Anfang 2012 gegründet. Viele der Abgeordneten von ANEL sind ehemalige Mitglieder der Nea Dimokratia, die gegen die Sparmaßmaßnahmen der Regierung gestimmt hatten. Auch ehemalige konservative Sozialdemokraten engagieren sich in ANEL.

Viele europäische und internationale Medien, anders als die griechischen Medien, gaben sich von dieser Koalition überrascht: Wie können radikale Linke mit Rechtspopulisten koalieren? In Deutschland wurden Parallelen zur AfD gezogen. Während diese Koalition in Griechenland wenig überrascht hat, sollen hier zwei Aspekte erwähnt werden.

Zunächst war ANEL die naheliegendste Option für eine Regierungskoalition, da die sogenannten Memorandiparteien, d. h. Nea Dimokratia und Pasok, sowie die Neonazis von Chrisi Avgi, für SYRIZA, die schließlich eine politische Wende versprochen hatte, nicht in Frage kamen. Die KKE war, wie oben gezeigt, als Gegnerin der EU schon frühzeitig gegen jede Regierungszusammenarbeit mit SYRIZA, obwohl SYRIZA schon vor den Wahlen um die Mitarbeit der KKE geworben hatte. Die neue Partei „To Potami", die keine klare politische Position in Sachen Schulden- und Austeritätspolitik, also der politischen Kernfrage, formuliert hatte, war für SYRIZA nicht vertrauenswürdig. Priorität hatte für SYRIZA nicht die Frage des Übergangs zum Sozialismus, sondern die rasche Beendigung des wirtschaftlichen und sozialen Niedergangs für die große Mehrheit der Bevölkerung. Da die neoliberale Austeritätspolitik der Europäischen Union bis weit in die bürgerliche Mitte hinein abgelehnt wird, kam einzig ANEL als glaubwürdiger Koalitionspartner in Frage. Erst wenn es um die Einführung eines sozialistischen Systems geht, wäre eine Kooperation mit der KKE denkbar. Die Wahrscheinlichkeit einer solchen Zusammenarbeit ist aber gering, zu groß sind die ideologischen Unterschiede. Wenn dem nicht so wäre, so hätte die KKE jetzt schon die Chance ergriffen, in eine Koalition mit SYRIZA einzutreten.

4. Konfliktkonstellation im Rahmen der EU

Zunächst scheint es, als ob die linke griechische Regierung innerhalb der EU relativ 'einsam' dasteht. Zu fragen ist, ob und inwieweit die neoliberal orientierte EU die „Gegenstimme" einer kritischen Gegenöffentlichkeit, d.h. den Willen der Mehrheit der griechischen Bevölkerung, respektieren wird bzw. aushalten kann. Da die aktuellen Kraftverhältnisse in der EU vor allem zwischen Nord- und Südeuropa ungleich sind, könnte ein möglicher Wahlsieg z.B. der linken Partei „Podemos" in Spanien diese Verhältnisse verändern und die oben genannte Einsamkeit aufbrechen. Gleichzeitig ist deutlich geworden, dass Tsipras Unterstützung im inner- und außerparlamentarischen Rahmen für den radikalen Wandel sucht. Seine Reise nach Lateinamerika 2012, sein Besuch im Vatikan, die Aktionen der Partei in den ersten Tagen nach der Regierungsbildung, wie zum Beispiel die Debatte um die EU-Sanktionen gegen Russland, der Privatisierungsstopp der Stromgesellschaft DEH und des Hafens von Piräus, beweisen diese Absicht ebenso wie die rasch umgesetzten sozialen Maßnahmen.

Aus deutscher Regierungsperspektive sehen die Pläne von SYRIZA gewiss wie ein radikaler Eingriff in ein (bisher) im Sinne der EU, „funktionierendes" Segment der Europäischen Stabilitätspolitik aus. Für schlicht „nicht realisierbar" werden erachtet: der Schuldenerlass, die „Entwicklungsklausel" in Bezug auf die restlichen Schulden, die mögliche Forderung nach Entschädigung der NS-Verbrechen, die in Griechenland während der deutschen Besatzungszeit (1941-44) begangen wurden bzw. der Hinweis auf nicht zurückgezahlte Zwangsanleihen NS-Deutschlands. Obwohl SYRIZA und ihre Politik in Griechenland die Unterstützung der Mehrheit der Bevölkerung haben, kann die neue griechische Regierung nicht auf eine kooperative Haltung der übrigen europäischen Regierungen hoffen. SYRIZA muss sich auf schwierige Gespräche mit den Geldgebern gefasst machen. Deshalb sind auf europäischer Ebene die Wahlergebnisse im Herbst, in Spanien, von großer Bedeutung. Mit Podemos könnte eine wichtige linke „Allianz" innerhalb der EU gebildet werden, um die formulierten Ziele gemeinsam zu erkämpfen. Was die innerstaatliche Situation angeht, so sind Erfolge bei der Umsetzung der geplanten Reformen, darunter vor allem die Heranziehung der Oligarchen zur Finanzierung der Krisenlasten, entscheidend. Gelingt dies, dann kann SYRIZA sicherlich auf eine langjährige Unterstützung seitens der griechischen Gesellschaft hoffen. Sollten aber die Reformen scheitern, was auch stark von den Ergebnissen der externen Verhandlungen abhängt, so bleibt die offene Frage, wie die griechische Bevölkerung mit einer solchen Enttäuschung umgehen würde und in welcher Form sich diese Verschiebungen darstellen werden. Alternativen wären dann nur noch bei „radikaleren" Parteien zu finden.

Babak Amini

Die Kraft unserer gemeinsamen Stimme

Meinungen führender Gewerkschafter aus der ganzen Welt

Vorbemerkung

In diesen Jahren durchleben wir eine sich vertiefende Krise des Kapitalismus, die von der Finanzkrise 2008 ausgelöst wurde. Merkmale sind aber auch eine sich unvermindert fortsetzende Umweltkatastrophe, die Verlagerung von Arbeitsplätzen, Migrationswellen aufgrund regionaler und internationaler Kriege und wachsender ökonomischer Ungleichheit. Angesichts dieser offensichtlichen Krisenerscheinungen suchen viele Menschen nach grundlegenden Alternativen zum herrschenden Politik- und Wirtschaftssystem. Für Gewerkschaften ist es daher heute von entscheidender Bedeutung, an der Spitze der sozialen Bewegungen zu stehen, die überall auf der Welt entstanden sind. Dies gilt besonders für die letzten Jahre. Wir benötigen Gewerkschaftsführer, die unermüdlich dafür arbeiten, die Rechte der Arbeit gegen den neoliberalen Ansturm zu verteidigen, der in Form drakonischer Austeritätsmaßnahmen gegen die Armen und die Arbeiterklasse entfesselt wurde.

Das folgende Interview mit prominenten Gewerkschaftsführern und Aktivisten aus der Arbeiterbewegung vieler Länder wurde im Geist des Internationalismus der Gewerkschaftsbewegung geführt. Sein Ziel ist es, die Gemeinsamkeiten der nationalen Klassenkämpfe zu betonen und zugleich die Unterschiede hervorzuheben, die verstanden und vermittelt werden müssen.[1]

Der Ägyptische Gewerkschaftsbund *EFITU* (Egyptian Federation of Trade Unions) ist ein nationaler Verband, der von Regierung, politischen Parteien, Unternehmen und zivilgesellschaftlichen Organisationen unabhängig ist. EFITU ist ein Ergebnis des Aufstandes von 2011, der Hosny Mubarak stürzte und einen nachhaltigen revolutionären Prozess einleitete. EFITU will die Beschäftigten im öffentlichen und privaten Sektor genauso wie Rentner und Arbeitslose organisieren und ihre Lebensbedingungen durch Anheben der Standards im Gesundheits-, Bildungs- und Versicherungswesen sowie bei der Rente verbessern.

Fatma Ramadan ist eine ägyptische Gewerkschafterin, Arbeitswissenschaftlerin und Sozialistin, die stark eingebunden war in Organisationen, die im Jahrzehnt, das dem Aufstand von 2011 vorausging, gegründet worden waren. Dazu gehörte der „Koordinierungsausschuss für Rechte und Freiheiten der Gewerkschaften". Als Gründungsmitglied des EFITU ist sie die Koordinatorin des „Ausschusses für Solidarität mit Streiks und Sit-ins", der eine kämpferi-

[1] Dieses Interview wäre unmöglich gewesen ohne die kameradschaftliche Unterstützung von Marcello Musto, Ricardo Antunes, Patrick Bond, Gilbert Achcar, Mimmo Miccio, Ommar El Shafei und Hyun Ok Park. Ich möchte ihnen aufrichtig für ihre unschätzbare Hilfe danken.

sche Rolle auf der nationalen Ebene gespielt hat, trotz des Umstandes, dass ein Teil der Führung des EFITU in der Zeit nach 2011 nach rechts gerückt ist.

FIOM, die italienische Vereinigung der Metallarbeiter, wurde 1901 gegründet. FIOM blickt auf eine faszinierende und beispielgebende Geschichte des Widerstandes, gewerkschaftlicher Militanz und struktureller Veränderungen zurück. FIOM wandte sich 1914 offen gegen den Krieg und kämpfte für italienische Neutralität. Nach einer erfolgreichen Kampagne zur Senkung der Arbeitszeit auf 8 Stunden/Tag und 48 Stunden/Woche im Jahre 1919 widerstand der Verband 1920 dem Gegenangriff der Unternehmer. Er organisierte Sitzstreiks, an denen sich 400.000 Metallarbeiter und 100.000 Arbeiter anderer Branchen beteiligten. Die Niederlage des Unternehmerverbandes führte u.a. zu Lohnerhöhungen, sechs Tagen bezahltem Urlaub, verbesserten Arbeitsbedingungen bei Überstunden und Nachtarbeit. Der weltweite Aufstieg des Neoliberalismus forderte auch von der FIOM Opfer. So kündigte Fiat (der größte italienische Industriebetrieb) 1980 die Entlassung von 14.469 Arbeitern an und zwang den nachfolgenden, 35 Tage dauernden Streik in die Knie. Italien erlebte in den späten 1980er Jahren eine fundamentale Restrukturierung der Industrie, die zu einem schnellen Anwachsen kleiner und mittelgroßer Unternehmen mit niedrigen arbeitsrechtlichen Standards führte. Gleichzeitig verschwanden die Industriegürtel, die die großen Städte umgaben; letztendlich kam es zu einem massiven Rückgang der Zahl der Gewerkschaftsmitglieder.

Maurizio Landini begann sein Arbeitsleben mit 15 Jahren als Schweißerlehrling in einer Kooperative. Später wurde er Generalsekretär der FIOM. Er wurde 2005 in das Nationale Sekretariat der Metallarbeitergewerkschaft CGIL gewählt und nahm 2009 an den Verhandlungen zur Erneuerung des Metallarbeitervertrages teil.

Der *KPTU*, der Bund der Gewerkschaften des Öffentlichen Dienstes und der Transportarbeitergewerkschaften Koreas, ist ein gewerkschaftlicher Verband, dessen Organisationsfeld im Öffentlichen Dienst, im Bereich der Sozialen Dienstleistungen und im Transportsektor liegt. Der KPTU ist dem Koreanischen Gewerkschaftsbund (KCTU) als einer nationalen demokratischen Zentrale in Südkorea angeschlossen und gehört der weltweit operierenden Internationalen der Öffentlichen Dienste (PSI) an. Im Augenblick hat die KPTU 146.000 Mitglieder. Die Mitgliedschaft umfasst Arbeiter aus der Versorgungswirtschaft, aus öffentlichen Unternehmen (Eisenbahn, U-Bahn, öffentlicher Personennahverkehr, Sozialversicherung, Energie- und Sicherheitsgewerbe) und aus der Luftfahrt, aber auch Flughafenbeschäftige, Lkw-, Bus- und Taxifahrer. In den letzten Jahren haben die KPTU und andere angeschlossene Gewerkschaften dem Versuch der koreanischen Regierung massiven Widerstand entgegengesetzt, Tarifverträge durch eine breite und vage Definition dessen, was notwendige Dienstleistungen überhaupt sind, zu unterlaufen; es geht dabei um Tarifverträge, die nicht nur Gewerkschaftsaktivitäten garantieren, sondern auch anständige Arbeitsbedingungen gewährleisten und das Recht auf Streik im öffentlichen Dienst festschreiben. Diese Auseinanderset-

zungen werden von den Versuchen der Regierung begleitet, Versorgungsunternehmen und öffentliche Verkehrsmittel zu privatisieren.

In der Mitte der 2000er Jahre gelang es der KPTU und ihren Bündnispartnern, den direkten Verkauf von öffentlichen Einrichtungen an das „private Kapital" durch die Organisierung kraftvoller Streiks zu verhindern. Aktuell kämpft der Bund für Tarifverträge für Hilfspädagogen und andere prekär Beschäftige im öffentlichen Dienst (inzwischen 20 Prozent der Beschäftigten des öffentlichen Dienstes).

Wol-San Liem ist seit September 2012 Direktorin für Internationale Angelegenheiten der KPTU. Zwischen 2006 und 2012 arbeitete sie für das Forschungszentrum für Alternative Arbeiterbewegungen (RIAWM) und die Gewerkschaft der Migranten (MTU) in Südkorea.

Die *MST*, Brasiliens Bewegung der Landlosen Arbeiter (Moviemento dos Trabalhadores Rurais Sem Terra), wurde 1984 nach einer Periode isolierter Kämpfe am Ende der 1970er Jahre von Landarbeitern gegründet, die durch Mechanisierung, weiträumigen Einsatz von Pestiziden und die wachsende Kontrolle des Bodens durch große multinationale Agrarkonzerne von ihren Äckern vertrieben worden waren.

Die MST konnte in den letzten Jahren ihren Spielraum und ihren Einfluss in der brasilianischen Gesellschaft schrittweise ausbauen. Sie startete eine Landreform, indem Landarbeiter Ländereien besetzten. Später wandte sie sich stärker der städtischen Bevölkerung zu mit Aktionen für die Produktion von gesunden, nicht genmanipulierten, pestizidfreien Lebensmitteln für alle. Da die MST gleichzeitig auch zu einer grundsätzlichen Veränderung der Politik und einer „Agrarreform für Soziale Gerechtigkeit und Volkssouveränität" aufrief, entwickelte sie sich zu einer der militantesten sozialen Bewegungen in Brasilien. Da die großen Agrarkonzerne transnational organisiert sind, betrachtet es die MST seit jeher als ihre Aufgabe, über die nationalen Grenzen hinauszuwirken, und sie bemüht sich, internationale Solidarität durch die Bauernbewegung der Via Campesina aufzubauen.

Die MST ist mit gegenwärtig 1,5 Millionen Mitgliedern in 23 der 26 brasilianischen Bundesstaaten und als Organisatorin von mehr als 2.500 Landbesetzungen, in deren Folge 370.000 Familien 7,5 Millionen Hektar besetztes Land besiedeln konnten, eine der wichtigsten sozialen Bewegungen Lateinamerikas. Auch bei der Vermittlung von Bildung ist die MST in besonderer Weise aktiv. So konnten bereits zehntausende von landlosen Arbeitern und Kindern von ihren Bildungsangeboten profitieren.

Interview-Partner waren im März 2014 zwei militante Führer der MST: *Kelli Melfort*, Mitglied der nationalen Leitung, und *Gilmar Mauro*, Mitglied des Nationalen Koordinierungsrates.

NUMSA (The National Union of Metalworkers of South Africa), die Nationale Gewerkschaft der Südafrikanischen Metallarbeiter, ist mit ihren 338.000 Mitgliedern die größte Metallarbeitergewerkschaft des Landes. Sie entstand 1987 als Zu-

sammenschluss von vier unterschiedlichen Gewerkschaften, von denen einige bereits in den 1960er und 1970er Jahren entstanden waren. Durch ihren militanten Kampf für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen hat sie substanzielle Erfolge erzielt. Dies schließt zentrale Tarifverhandlungen ein, die die Arbeiter vor niedrigen Löhnen, Ausbeutung und niedrigen Versorgungsleistungen schützen sollen. Dank ihres unnachgiebigen Einsatzes für die Arbeiterklasse und intelligenter politischer Entscheidungen ist ihre Mitgliedschaft auf annähernd 50 Prozent der südafrikanischen Metallarbeiter angewachsen. NUMSA bemüht sich, die Metallarbeiter unabhängig von Hautfarbe, ethnischer Zugehörigkeit und Geschlecht zu organisieren. Dies ist für die südafrikanische Gesellschaft besonders wichtig, die immer noch darum ringt, sich von den Folgen der Apartheid zu erholen.

Die Gewerkschaftspolitik in Südafrika durchläuft im Moment eine Phase der Neuorientierung.

NUMSA, die auch die größte Teilgewerkschaft des Afrikanischen Gewerkschaftskongresses (COSATU) ist, hat damit begonnen, dem Afrikanischen Nationalkongress (ANC) seine Unterstützung zu entziehen und hat COSATU aufgefordert, sich von der tripartistischen Koalition mit dem ANC und der Südafrikanischen Kommunistischen Partei – diese Koalition ist das wichtigste Fundament der politischen Dominanz des ANC – loszusagen. NUMSA verlangt, dass Südafrika eine neue sozialistische Richtung einschlagen muss.

Irving Jim ist Generalsekretär der NUMSA. Er war Anti-Apartheid Aktivist in den späten 1980er Jahren und begann in den 1990ern in einer Gummifabrik zu arbeiten. Dort wurde er bald gewerkschaftlich aktiv und später gewerkschaftlicher Vertrauensmann. Er war der jüngste NUMSA Aktivist im Zentralkomitee und wurde 2008 zum Generalsekretär gewählt.

Der Weltgewerkschaftsbund (*WFTU*, World Federation of Trade Unions), wurde 1945 in Paris beim ersten Weltgewerkschaftskongress gegründet; er vertrat damals 67 Millionen Arbeiter aus 55 Ländern und 20 internationalen Verbänden. Die grundlegenden Ziele des Kongresses waren denen der UN Charta, die eine friedliche Welt ohne soziale Ungerechtigkeit forderte, sehr ähnlich. Dennoch, anstatt im Namen der „Völker der Vereinten Nationen" zu sprechen, sah sich der WFTU verpflichtet, im Auftrag der „arbeitenden Menschen der Welt" zu handeln. Einer der wichtigsten Paragraphen der Satzung der WTFU fordert deshalb auch „ den Krieg und seine Ursachen zu bekämpfen und für einen stabilen und nachhaltigen Frieden zu arbeiten". Die WTFU sah die „schnelle und komplette Ausrottung des Faschismus" als eine ihrer vorrangigen Aufgaben an. Aufgrund dessen unterstützte der WFTU antifaschistische nationale Befreiungsbewegungen in der ganzen Welt. Er unterstützte ebenso Gewerkschaftsbewegungen und Verbände in den gerade unabhängig gewordenen Staaten.

Die Zusammensetzung der WTFU hat, entsprechend den großen Veränderungen in der Weltpolitik, in den letzten sechs Jahrzehnten signifikante Veränderungen durchgemacht. Unabhängig davon hat der Verband immer seine Kernidee von der Befreiung der arbeitenden Menschen durch den Kampf gegen alle Formen der Ausbeutung und Unterdrückung beibehalten. Dieser muss ge-

führt werden durch Bildungsarbeit, Organisierung und Mobilisierung der Arbeiterklasse in nationalen und internationalen Solidaritätsnetzwerken. Als internationale Gewerkschaftsorganisation achtet der WFTU auf Unabhängigkeit von Regierungen, politischen Parteien oder Unternehmern.

Hariharan Mahadevan, stellvertretender Generalsekretär der WTFU, wurde 1941 im indischen Kanyakumari Distrikt geboren. Er trat der Luftwaffe bei und studierte Technologie am Airforce Flying College in Jodhpour. Dort wurde er Gewerkschaftsmitglied. Nach Bangalore versetzt, engagierte er sich aktiv in der Gewerkschaftsbewegung. So unterstütze er eine Reihe von Gewerkschaften in privaten und öffentlichen Industrieunternehmen in ganz Südindien. Später wechselte er auf die nationale Ebene und wurde stellvertretender Generalsekretär des Gesamtindischen Gewerkschaftsverbandes (AITUC) und des WFTU, wo er als stellvertretender Generalsekretär für die Region Asien-Pazifik zuständig ist.

***

Frage: Wir leben im Zeitalter der Austerität. Der Neoliberalismus führt einen Kampf gegen die Arbeiterklasse, die Armen und die schwächsten Gruppen der Gesellschaft mit dem Ziel, den öffentlichen Reichtum in immer weniger Hände umzuverteilen. Worin besteht Ihrer Meinung nach die Rolle der Gewerkschaften bei dem Bemühen, den Trend in Richtung Austerität und Demontage der sozialen Sicherungssysteme und der öffentlichen Ausgaben wieder rückgängig zu machen?

Fatma Ramadan (Ägypten): Wenn die Gewerkschaften den Kampf gegen die intensivierte Austerität wagen wollen, dann muss die enge Konzeption von Gewerkschaften als reformistischen Instanzen, deren Kampf nur darin besteht, sich für die Verbesserung von Löhnen und Arbeitsbedingungen einzusetzen, unbedingt erweitert werden. Unternehmer und staatliche Institutionen haben die Organisationsfähigkeit der Gewerkschaften massiv geschwächt – durch wachsende Prekarität in Folge von Fabrikschließungen, durch Massenentlassungen, durch Arbeitsplatzabbau im öffentlichen Dienst und Einschnitte in die sozialen Netze und die öffentlichen Ausgaben. In Ägypten, um ein Beispiel zu nennen, zielte das Arbeitsgesetz von 2003 auf die Vereinfachung von Zeitarbeit, auf Entlassungen und Privatisierungen. Widerstand von Seiten der Arbeiter gegen dieses Gesetz erfolgte hauptsächlich mittels riskanter informeller Organisationsformen, da die offiziellen Gewerkschaften seit den 1950er Jahren in den autoritären Staat integriert und kein Organ des Arbeiterkampfes waren. Dieser informelle Widerstand war Teil der zunehmenden sozialen Auseinandersetzungen, die die Entstehung der revolutionären Situation des Jahres 2011 in Ägypten (und einem Großteil der arabischen Welt) erst ermöglicht haben.

Die Gewerkschaften müssen, wenn sie Widerstand gegen die Austeritätspolitik leisten und ihre Organisationsfähigkeit behalten wollen, nicht nur ein breiteres Verständnis der Gesellschaft als Ganzes entwickeln (und dabei auch die gesamte Politik der Regierungen in Frage stellen), sondern sie müssen sich auch mit nicht arbeitsplatzbezogenen sozialen Bewegungen vernetzen. Nur so kann eine Massenmobilisierung erreicht werden, die

notwendig ist, um effektiv eine Trendumkehr zu ermöglichen und den Status quo in Frage zu stellen.

Wol-Som Liem (Südkorea): Als Funktionärin einer Branchengewerkschaft, die Arbeiter des öffentlichen Dienstes vertritt, bin ich fest davon überzeugt, dass es eine lebenswichtige Aufgabe der Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes ist, Austerität und Haushaltkürzungen zu bekämpfen. In Korea diskutieren wir darüber, wie wir den öffentlichen Charakter lebenswichtiger Dienstleistungen – wie öffentlicher Personennahverkehr, Energie- und Wasserversorgung, Gesundheitsvorsorge, das Bildungswesen – stärken können. In der Internationalen Gewerkschaftsbewegung sprechen wir darüber, wie wir den „qualitativ hochwertigen öffentlichen Dienst" am wirkungsvollsten verteidigen können. Das Konzept ist dasselbe. So ist der Zugang zu öffentlichen Dienstleistungen und zum Sozialsystem ein demokratisches Recht, das allen Menschen zusteht. Als Anbieter solcher Dienstleistungen ist es unsere Aufgabe, dieses Recht gegen Kürzungsabsichten und Privatisierungen zu verteidigen. Wir müssen klarmachen, dass der Angriff auf den öffentlichen Sektor, der immer auch ein Angriff auf die Gewerkschaften des öffentlichen Bereichs ist, ein Angriff auf die Demokratie darstellt.

In Korea stehen wir gerade mitten in einem heißen Kampf gegen die Privatisierung der Eisenbahn, der Gas und Stromerzeugung, des Gesundheitssystems und einer Reihe weiterer öffentlicher Dienstleistungen. Wir führen diesen Kampf in enger Partnerschaft mit anderen sozialen Kräften, die richtigerweise darüber besorgt sind, dass die Zugangsmöglichkeiten zu öffentlichen Dienstleistungen schwinden und die Preise steigen. Unsere Strategie reicht dabei von der Zusammenarbeit mit den Oppositionsparteien bei Gesetzesvorhaben gegen die Privatisierung bis hin zu Protest und Streikaktionen. Natürlich werden wir unter dem kapitalistischen System niemals die vollständige öffentliche Kontrolle erlangen. Deshalb brauchen wir eine Strategie, die langfristig angelegt ist.

Hariharan Mahadevan (WFTU): Im Namen einer „humanen" Globalisierung zwingen uns Unternehmer und Internationale Institutionen wie IWF, Weltbank und WTO einen ganz bestimmten Weg der kapitalistischen Neuorganisation auf und predigen weiterhin „There es No Alternative" (TINA: Es gibt keine Alternative). Der Welt der Arbeit aber bietet sich nur die eine Perspektive, die Politik, die dafür verantwortlich ist, dass die Ungleichheit zwischen Kontinenten, zwischen Staaten und sogar innerhalb von Staaten ein gefährliches Ausmaße angenommen hat, zurückzuweisen und sich für die Durchsetzung wirklicher Alternativen einzusetzen, damit eine Welt frei von Ausbeutung, Frustrationen und Erniedrigungen möglich wird. Und damit nachzuweisen, dass Aussagen wie „Es gibt eine Alternative" und „Sozialismus ist die Alternative" richtig sind.

Die Gewerkschaftsbewegung sollte sich so aufstellen, dass sie eine schlagkräftige Gegenmacht gegen die aggressive und kostspielige Politik des Neoliberalismus werden kann, der die historischen Errungenschaften der Arbeiter – die Sozialsysteme, das Gesundheitssystem, das Bildungssystem, das Renten- und

Pensionssystem – zerstört und auch der Umwelt schweren Schaden zufügt. Wenn es eine der Ziele der Arbeiterbewegung ist, die Lücke zwischen Arm und Reich zu schließen oder zumindest größere soziale Gleichheit zu schaffen, so stellt sich unvermeidlich die Frage, ob dies unter kapitalistischen Bedingungen erreicht werden kann oder ob die Arbeiterklasse sich Strategien überlegen sollte, mit denen die kapitalistischen Institutionen einschließlich des ausbeuterischen Charakters des Lohnsystems herausgefordert werden können. Wir als Gewerkschaften brauchen eine programmatische und praktische Agenda, die das Potential hat, das Leben der Menschen zu verändern.

Maurizio Landini (Italien): Seit dem Auftauchen des Neoliberalismus vor 40 Jahren sind die Gewerkschaften auf der ganzen Welt mit einer kapitalistischen Offensive konfrontiert, die sich gegen den Lebensstandard und die Löhne der Arbeiter richtet. Das Kapital muss die Gewerkschaften bekämpfen, um deren Fähigkeit, Tarifverträge auszuhandeln, zu schwächen und die Arbeiter gegeneinander ausspielen zu können. Dies zeigt sich in der Tatsache, dass der gewerkschaftliche Organisationsgrad im Vergleich zu seinem Höhepunkt in den 1970er Jahren heute sehr niedrig ist. Die großen Unternehmen haben eine mächtige Waffe: Auf der Suche nach besseren Bedingungen für die Profitmaximierung können sie ihre Fabriken verlagern. Erpressung ist an der Tagesordnung und die Arbeiter opfern aus Angst, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, erkämpfte Rechte zugunsten immer schlechterer Arbeitsbedingungen. Die Frage ist, wie dieser Teufelskreis aufgebrochen werden kann. Ich denke, dass es nur einen Weg geben kann, damit umzugehen: die Rückbesinnung auf unsere Wurzeln. Wir müssen unsere alten *Werte* wiederbeleben. Die Arbeiterbewegung hat davon geträumt, alle Grenzen einzureißen, um die Arbeiter der Welt zu vereinen. Dies ist nicht passiert, weil die internationalen Arbeiterorganisationen immer noch zu schwach sind, um es mit den neuen Weltmächten aufzunehmen. Deshalb ist meine Antwort: Vereinigt euch, Vereinigt euch, Vereinigt euch!

Frage: Die Anzahl der Arbeitslosen ist durch die Wirtschafts- und Finanzkrise seit 2008 um weitere 27 Millionen auf weltweit 200 Millionen angestiegen. Was wollen die Gewerkschaften tun, um diese Gruppe von Menschen, die sich außerhalb der Arbeiterbewegung sieht, einzubinden?

Kelli Marfort/Gilmar Mauro (Brasilien): Die Auswirkungen des Neoliberalismus zeigen sich heute deutlich in der Fragmentierung vieler Arbeitergruppen, im dramatischen Rückgang bedeutender Industriezweige, im Aufkommen neuer Branchen, im Rückgang der formalen Beschäftigung, in der Zunahme der Beschäftigten in Dienstleistungsberufen – und all dies auf Kosten der Lebens- und Arbeitsbedingungen der arbeitenden Klasse. Prekäre Beschäftigung und strukturelle Arbeitslosigkeit in einer arbeitsplatzlosen Gesellschaft, das sind Kennzeichen unserer Zeit.

Gewerkschaften vertreten aber nur einen kleinen Teil der Arbeiterklasse, da die meisten Arbeiter keine Arbeitsverträge besitzen. Infolge von Arbeitslosigkeit, Informalität, bürokratischen Erpressungsmethoden und internen Organisationsproblemen ist die Zahl der Gewerkschaftsmitglieder deutlich gesunken. Für die

MST waren die Arbeitslosen im ländlichen Raum immer Bestandteil ihrer sozialen Basis. Die Restrukturierung der Arbeitswelt hat aber auch die städtischen Arbeitslosen dazu gebracht, für Agrarreformen zu kämpfen. Dies führte zu einer interessanten Veränderung der politischen Ausrichtung des MST mit Blick auf Arbeit als zentralem Moment der sozialen Beziehungen und der Schlussfolgerung, dass landwirtschaftliche Tätigkeiten, wie jede andere Arbeit auch, von jedem menschlichen Wesen erlernt und ausgeübt werden kann. Die städtischen Arbeitslosen forderten aber auch, die MST solle den Kampf über die Landfrage hinaus erweitern. Menschen treten der MST nicht nur wegen ihrer Forderungen einer Landreform bei, sondern auch wegen ihrer Stärke und ihrer Militanz.

Maurizio Landini (Italien): Die Wirtschafts- und Finanzkrise 2008 war kein Unfall. Sie war das Resultat einer jahrelangen Politik der Deregulierung, des „schlanken Staats" und entfesselter Globalisierung. Sie folgte der Ideologie des „Washington Consensus": Die unbegrenzte Bereicherung derer, die an der Spitze der Welt stehen, würde Wohlstand für alle anderen schaffen. Aber das Gegenteil ist eingetreten. Diese Politik hat das „Eine Prozent" entstehen lassen, dessen Einkommen und dessen Reichtum erheblich gewachsen sind. Die übrigen 99 Prozent werden jedes Jahr ärmer. Was sollte man tun? Offensichtlich ist das Problem ein Politisches. Wir brauchen einen grundlegenden Politikwechsel. Es ist nicht wahr, dass diese 27 Millionen neuen Arbeitslosen das Ergebnis einer natürlichen Entwicklung der Märkte sind. Sie sind das Ergebnis politischer Entscheidungen. Ändere die Politik und die Arbeitslosigkeit wird sinken!

Die Gewerkschaften können die Arbeitslosen durch eine globale Bewegung erreichen und mobilisieren. Wir sind bereits zu nationalen multiethnischen Gewerkschaften geworden. Sogar in Ländern wie Italien, die bisher kaum Einwanderung kannten. Jetzt brauchen wir aber internationale Gewerkschaften, die Beschäftige aus Unternehmen, die über die ganze Erde verteilt sind, organisieren und die auch die Arbeitslosen und ihre Bedürfnisse im Focus haben. In den letzten Jahren haben wir wichtige soziale Bewegungen miterlebt, aber nun brauchen wir Organisationen mit einem stabilen Fundament. Der Weltgewerkschaftsbund (ITUC) und die „Global Union" auf der globalen und der Europäische Gewerkschaftsbund (ETUC) auf der europäischen Ebene haben sich dieser Idee angenommen, aber sie brauchen mehr Einfluss. Dieser muss ihnen von den nationalen Gewerkschaften zuerkannt werden. Deshalb sollten Letztere einen Teil ihrer Souveränität abgeben. Dies wird kein einfacher historischer Prozess werden. Denn dazu braucht es politischen Willen und ein großes Maß an Solidarität, welche durch die Globalisierung an Glanz verloren hat.

Irvin Jim (Südafrika): Betrachtet man den immensen Reichtum, der im Kapitalismus in der Hand Weniger konzentriert ist, kommt man schnell zu dem Schluss, dass genug für alle Menschen da ist. Um dieses ungerechte System stürzen zu können, muss der Neoliberalismus aufgehalten werden. Dieser Kampf muss von den Gewerkschaften international geführt werden.

Doch die Arbeiterklasse besteht nicht nur aus den Menschen, die Arbeit haben. Auch die Arbeitslosen sind Teil der Klasse! Wieso soll jemand, der keinen Arbeitsplatz hat, nicht mobilisierbar oder für die Gewerkschaft zu gewinnen sein? Die Frustration, die entsteht, wenn jeder Tag mit der Suche nach Arbeit ausgefüllt ist, ist die Fortsetzung der Ausbeutung der Arbeiterklasse. Wenn manche Leute die Suche nach einem Arbeitsplatz einstellen, dann nicht, weil sie nicht arbeiten wollten, sondern weil sie aus dem Arbeitsmarkt herausgedrängt worden sind. Für NUMSA besteht eine der zentralen Aufgaben darin, ihre Arbeit sowohl auf die Kämpfe in den Fabriken wie auch auf die Kämpfe innerhalb des Gemeinwesens zu konzentrieren, denn es ist wichtig, eine dynamische Verbindung zwischen den Arbeitslosen und den Arbeitenden auf der Ebene des Gemeinwesens in Kampagnen und sozialen Bewegungen zu haben.

Hariharan Mahadevan (WFTU): Der Präsidialrat der WFTU hat auf seiner Sitzung am 14. und 15. Februar 2014 in Rom beschlossen, dass die Gewerkschaften in alle Länder Streiks, Demonstrationen und Massenveranstaltungen durchführen sollen, um dem äußerst wichtigen Problem *Arbeitslosigkeit* entgegenzutreten und Rechte für Arbeitslose zu fordern. Gefordert werden sichere Arbeitsplätze und die Beseitigung der Ursachen, die für die allgemeine Arbeitslosigkeit verantwortlich sind. Man wird auch nach Wegen suchen, um für das Überleben der Arbeitslosen zu kämpfen.

Die Gewerkschaftsbewegung sollte eine feste Allianz mit der Bauernbewegung gegen die Ausplünderung der Böden und für die Aneignung von Äckern und Produktionsmitteln eingehen. Das ist eine Voraussetzung für die Verteidigung der eigenen Kultur und würde den Bedürfnissen der einheimischen Bauern und dem Verlangen nach wirklichen Reformen entsprechen. Ein gemeinsamer Kampf der Arbeiter und Bauern ist notwendig, um demokratische Agrarreformen zu erreichen, die die Böden in die Hände derer geben die ihn bearbeiten. Gewerkschaften sollten national wie international einen organisatorischen Rahmen sowohl für die jüngeren Generationen als auch für Migrationsarbeiter, Arbeitslose und die von Tarifverhandlungen Ausgeschlossenen bieten. Ganz besonders für die Millionen von Arbeitern im informellen Sektor.

Frage: Die Macht der multinationalen Konzerne wächst rapide. Sie können vorübergehende finanzielle Krisen verkraften und Produktionsstandorte länderübergreifend verlagern, sobald sie sich in einem Land mit kampfkräftigen Gewerkschaften konfrontiert sehen. Wie kann die Gewerkschaftsbewegung, die ja typischerweise auf nationaler Ebene agiert, effektiv antworten?

Fatma Ramadan (Ägypten): Ein wichtiger Schritt in dieser Richtung muss sein, dass die Gewerkschaften die Verteidigung der Migrationsarbeiter zu einer prioritären Aufgabe machen, denn sie bilden eine immer größere Gruppe unter denen, die auf dieser Welt besonders ausgebeutet und unterdrückt werden. Um es noch einmal zu sagen: Dies erfordert eine radikal-demokratische Gewerkschaftsbewegung, um dem Rassismus des kapitalistischen Systems entgegenzutreten. Gibt es Solidarität zwischen Arbeitern mit unterschiedlicher ethnischer oder nationaler Herkunft innerhalb eines Landes oder über Ländergrenzen hin-

weg, dann kann es gelingen, dem Versuch des Kapitals, die Militanz der Gewerkschaftsbewegung durch Verlagerung von Arbeitsplätzen zu untergraben, zu widerstehen. Diese Frage ist entscheidend auch für den gegenwärtig laufenden revolutionären Prozess in der arabischen Welt, da Wanderarbeiter eine massiv unterdrückte Mehrheit der Arbeitskräfte im Herz des regionalen Kapitalismus und der reaktionären Politik der Golfstaaten bilden.

Wol-San Liem (Süd-Korea): In meiner Antwort auf die erste Frage habe ich die Bedeutung eines „praktischen Internationalismus" betont. Für mich bedeuten„praktischer Internationalismus" Organisationskampagnen und Arbeitskämpfe von Beschäftigten, die nicht national, sondern entlang der Produktions- und Zulieferketten der internationalen Konzerne organisiert werden. Solche Aktionen würden Arbeiter in einem internationalen Kampf zusammenführen, womöglich auch in internationalen Gewerkschaften, und sie wird hoffentlich auch zu einem internationalistischen Bewusstsein führen. Es gibt Bemühungen, die in diese Richtung zeigen, aber wir brauchen ein viel größeres Bekenntnis von den nationalen Gewerkschaftsführern zu Solidaritätsaktionen, die nicht nur kurzfristig angelegt sind. Langfristig angelegte gewerkschaftliche Organisationskampagnen benötigen allerdings wissenschaftliche, personelle und finanzielle Ressourcen.

Leider ist die Mehrheit der Gewerkschaftsführungen noch nicht bereit, solche Ideen zu unterstützen. Sie argumentieren, dass eine derartige Strategie nicht dazu beitragen würde, in naher Zukunft die Mitgliedschaft und die Verhandlungsmacht ihrer Gewerkschaften zu steigern. Somit müssen sorgfältige Überlegungen angestellt werden, welche Ziele angestrebt werden sollen und mit welchen Partnergewerkschaften in anderen Ländern zusammengearbeitet werden kann.

Irvin Jim (Südafrika): Das Erste, was sich feststellen lässt, ist die Existenz eines unverändert fortdauernden Kampfes zwischen der Arbeiterklasse und den Kapitalisten samt ihrem komplexen System aus multinationalen und transnationalen Unternehmen, die sich auf einem Kreuzzug befinden, um ihre Profite mit allen möglichen Mitteln zu steigern. Da verantwortungsbewusste Regierungen, militante Gewerkschaften und politische Parteien der Arbeiterklasse fehlen, können die Konzerne die transnationalen Kapitalbewegungen kontrollieren. Wohin das Kapital fließt, bemisst sich danach, wo der Profit mit möglichst wenig Widerstand gesteigert werden kann. Deshalb kann es, wenn wir vom Vorantreiben der gewerkschaftlichen Zusammenarbeit sprechen, nicht einfach nur darum gehen, ein Gegenwicht zum Kapital zu bilden. Wir müssen vielmehr in der Lage sein, die multinationalen Konzerne mit Kampfgeist und kompromissloser Hartnäckigkeit herauszufordern. Wir wissen, dass diese jeden sinnvollen Wettbewerb ausschalten und dass sie rechtmäßig gewählte Regierungen stürzen oder destabilisieren können.

Es wird nicht möglich sein den globalen Kapitalismus herauszufordern ohne ein internationales Netzwerk der Solidarität zwischen den Gewerkschaften aufzubauen mit dem Ziel, das Bewusstsein der Arbeiter zu heben. Wir müssen die Arbeiter dahin bringen, dass sie sich darüber klar werden, dass es nicht genügt, eine Gewerkschaft im eigenen Land zu haben, wenn diese Gewerk-

schaft nicht mit anderen Gewerkschaften in der Welt vernetzt ist. Dies ist die zentrale Rolle, die der internationalen Solidarität zukommt.

Frage: Die *Idee der transnationalen Organisation von Arbeitern mit dem Ziel eines internationalen Solidaritätsnetzwerkes nahm erstmals mit der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) Gestalt an. 150 Jahre später ist die Globalisierung eines der effektivsten Mittel der Kapitalisten geworden, um die Arbeiterbewegung klein zu halten. Als wie realistisch und effektiv haben sich die Versuche herausgestellt, solidarische Beziehungen zwischen verschiedenen Gewerkschaften rund um den Globus herzustellen?*

Wol-San Lien (Südkorea): Wichtigster Ausdruck der Bemühungen, internationale Beziehungen zwischen Gewerkschaften aufzubauen, sind die Internationalen Gewerkschaftsverbände, die teilweise schon seit über hundert Jahren tätig sind. Meine Gewerkschaft ist Mitglied von Public Services International (PSI), der Internationale des Öffentlichen Dienstes, und der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (ITF). Diese Organisationen gehören zur Gruppe der nichtkommunistischen Globalen Gewerkschafts-Föderationen (GUFs). Daneben gibt es auch einen Organisationszusammenhang, der hauptsächlich aus Gewerkschaften besteht, die mit kommunistischen Parteien assoziiert sind. Ich glaube, dass diese GUFs eine sehr wichtige Rolle in der internationalen Gewerkschaftsbewegung spielen, da sie eine feste (Organisations-)Struktur bieten und Ressourcen bereitstellen, die Gewerkschaften nutzen können, um sich zu vernetzen, um Informationen über gemeinsame Probleme auszutauschen und auf der internationalen Ebene präsent zu sein. Diese GUFs stoßen auch einige wichtige Projekte an, so im Bereich Gewerkschaftsrechte, Gesundheit am Arbeitsplatz und Arbeitsschutz. Aber die Arbeit der GUFs bleibt oft deswegen stecken, weil man mehr Wert auf Sitzungen als auf lang anhaltende Arbeitskämpfe legt. Und sie haben auch nur eine begrenzte Mobilisierungsfähigkeit.

Auf dem Gebiet der bilateralen Beziehungen ist es nicht schwer, Beispiele für bedeutende Solidaritätsaktionen zu finden. So erhielt die meiner Gewerkschaft zugehörige Eisenbahnerorganisation viel Solidarität von Eisenbahngewerkschaften anderer Ländern während ihres 23tägigen Streiks im letzten Jahr, der sich gegen Privatisierungsabsichten richtete. Wir sind dabei, mit manchen dieser Gewerkschaften eine längerfristige Zusammenarbeit aufzubauen. Aber solche Aktivitäten finden nur unregelmäßig statt und werden von den Gewerkschaften neben ihren Hauptaufgaben und ihrer Tagesarbeit eher stiefmütterlich behandelt. Eine Reorientierung der Gewerkschaftspolitik hin zu mehr Internationalismus tut somit not.

Kelli Marfort/Gilmar Mauro (Brasilien): Die politischen Ziele des Agrobusiness haben direkte Auswirkungen auf die sozialen Bewegungen, die für die Demokratisierung des Zuganges zum Land und weltweit für die Durchsetzung einer Bodenreform agieren. Diese Auswirkungen betreffen die Bauern, landlose Landarbeiter, Landbesetzer, die Gemeinschaften der Ureinwohner, lokale Fischer, die Betroffenen von Staudämmen, kleine Bauern, Bergarbeitergemeinden genauso wie ländliche Angestellte und das Proletariat des Agrobusiness im Allgemeinen.

Der Umgang des Kapitals mit Umwelt, Arbeit und Leben der Kleinbauern ist desaströs. Dieser Zustand hat eine internationale Dimension; daher muss dieser Entwicklung auch auf der internationalen Ebene Einhalt geboten werden. Die internationale Zusammenarbeit zwischen Kleinbauern wurde durch Via Campesina ermöglicht, welche heute auf allen Kontinenten aktiv und in siebzig Ländern präsent ist. Via Campesina Brasilien bringt soziale Bewegungen wie die MST, MAB (Bewegung der Betroffenen von Staudämmen), MCC (Bewegung der Landfrauen) und MPA (Bewegung der Kleinbauern) zusammen.

Via Campesina tritt für ein Agrar- und Wasserprogramm ein, das Ernährungssouveränität, Steigerung der Produktion gesunder Lebensmittel und Diversifikation der Landwirtschaft voranbringen soll. Sie setzt sich auch für eine Agrarreform (mit einer breit angelegten Demokratisierung des Landbesitzes) ein. Sie kämpft gegen die Privatisierung von Böden, Wäldern, Wasser und allen anderen Naturressourcen.

Frage: Wie geht die Gewerkschaftsbewegung mit den verheerenden Folgen des Klimawandels um, der, wie vorhergesagt wird, in den nächsten Jahrzehnten massive Migrationsbewegungen und Nahrungsmittelknappheit in weiten Teilen der Welt zur Folge haben wird?

Maurizio Landini (Italien): Der Klimawandel ist gemeinsam mit den Globalisierungsproblemen der andere Eckpunkt der neuen Strategie der sozialen und politischen Linken. Die Umweltbelastung, die Übernutzung der Rohstoffe, Energieprobleme und Kohlenstoffemissionen, steigende Temperaturen, schmelzende Gletscher und steigende Meeresspiegel, die Zunahme der Häufigkeit extremer Wetterereignisse: Dies sind alles Teilaspekte eines Problems, dass nicht länger hintangestellt werden kann. Es ist für uns fundamental, den Konflikt zwischen der Verteidigung der Lebensbedingungen der Gegenwart und der Sicherung einer nachhaltigen Zukunft zu bewältigen.

Vor das Problem gestellt, wie die Ausbeutung der Natur gestoppt werden kann, müssen wir uns fragen: Führt die Prioritätensetzung zugunsten der Autoproduktion für individuellen statt für öffentlichen Verkehr nicht letztendlich zu einem hohen Treibstoffverbrauch? Sollten wir nicht auch lokale Produktion anstelle von renditeorientierter Standortauswahl bevorzugen? Und, was am wichtigsten ist: Sollten wir nicht aufhören, die Nachfrage nach Formen eines individuellen Konsums, der oftmals exzessiv und unnötig ist und sich durch schlechte Qualität auszeichnet, zu fördern?

Es ist offensichtlich, dass die wirkliche Lösung nicht das Ergebnis vieler individueller Investitions- und Konsumentscheidungen sein kann. Wir müssen danach streben, eine verteilungsgerechtere und ausgewogenere ökonomische Planung durchzusetzen. Deshalb brauchen wir eine stärkere gesellschaftliche Kontrolle der Wirtschaft. Wir brauchen eine gerechtere Verteilung zwischen „shareholdern" und „stakeholdern". Dieses Missverhältnis wieder auszugleichen hat Schlüsselbedeutung, wenn das Ziel nicht nur größere soziale Gerechtigkeit, sondern auch ein nachhaltigeres, gesünderes und ausgewogeneres Wirtschaftssystem die Folge sein soll.

Irvin Jim (Südafrika): Für uns im Süden ist das eine wirkliche Herausforderung. Selbst wenn wir anerkennen, dass die Klimaerwärmung ein Problem ist, das durch fossile Energieträger verursacht wird, können wir nicht unser ökonomisches System plötzlich in eine grüne Volkswirtschaft verwandeln. Wir brauchen Arbeitsplätze in Südafrika. Ob braun oder grün, ein Arbeitsplatz ist ein Arbeitsplatz, der Geld zum Leben bedeutet. Wenn wir über das Thema fossile Kraftstoffe diskutieren, sollten wir zu dem Schluss kommen, dass ein Energiemix, der eine Vielfalt von Produktion und Versorgungssicherheit garantiert. Allerdings ist es eine offensichtliche Herausforderung, Zugang zu den Technologien zu erhalten, die derzeit im Norden entwickelt und dort kontrolliert werden. Deshalb sollten wir uns immer fragen, bis zu welchem Ausmaß wir diesen „grünen Entwicklungsweg" einschlagen wollen. Außerdem sollten wir uns darüber Gedanken machen, welche Nationalstaaten und multinationalen Konzerne von dieser grünen Technologie profitieren. Die Demokratiefrage steht also im Raum, da es um Machtbeziehungen zwischen Süden und Norden geht. Das betrifft meiner Meinung nach die Arbeiterklasse sowohl im Norden als auch im Süden. Natürlich verlangt der momentane nicht nachhaltige Zustand einen Wandel. Wir wissen, dass wir einer unmittelbaren Gefahr ausgesetzt sind, die von der Hauptantriebskraft des Kapitalismus ausgeht, nämlich der Gier. Grüne Arbeitsplätze und der Übergang zu einer grünen Volkswirtschaft sollten Teil unsere politischen Diskussionen sein.

Frage: Was ist die größte Herausforderung des kommenden Jahrzehntes für die Gewerkschaften?

Fatma Ramadan (Ägypten): Ich würde sagen, dass sich die Gewerkschaftsbewegung auf eine viel breitere Basis stellen muss. Das beinhaltet keine Aufgabe des Klassenstandpunkts, wie oft behauptet wird Im Gegenteil, die Klassenorientierung muss verstärkt werden. Das bedeutet, dass sich die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterbewegung auf das einstellen muss, was die Bolivianischen Gewerkschaftsaktivisten während der großen Kämpfe des letzten Jahrzehnts „Neue Welt der Arbeit" genannt haben. In dieser Welt sind Arbeiter in wachsendem Maße Vereinzelung und Prekarität ausgesetzt. Die Botschaft der aktuellen Kämpfe, ganz besonders der in Lateinamerika ist, dass diese Vereinzelung kein unüberwindbares Hindernis für gewerkschaftliche Organisierung und intensiv geführte Kämpfe sein muss. Eine dynamische soziale Bewegung, Gewerkschaftsarbeit „von unten", die die Arbeitswelt und die Zivilgesellschaft im Geist einer radikalen, pluralistischen und partizipativen Demokratie zusammenführt, sind eine Grundbedingung, wenn Menschen den Glauben entwickeln sollen, dass eine andere Welt möglich ist.

Maurizio Landini (Italien): Die Instabilität des Finanzmarktkapitalismus samt dem riesigen Schattenfinanzsystem stellt eine außergewöhnliche Herausforderung dar. Dem liegt das Problem zugrunde, dass die Regierungen ausschließlich auf nationaler Ebene arbeiten und so nicht länger in der Lage sind, das Verhalten großer Konzerne zu kontrollieren und zu lenken. Die moderne Geschichte zeigt: Wenn (soziale) Zustände unhaltbar werden und wütende Proteste ausbrechen, dann kann

es auch zu antidemokratischen und autoritären Abenteuern kommen. Deshalb ist die größte Herausforderung der nächsten zehn Jahre für die Gewerkschaften die Lösung des Problems der sozialen Ungleichheit.

Ganze Generationen in der westlichen Welt laufen Gefahr, schlechter zu leben als ihre Eltern. Ich denke, die Gewerkschaften müssen sich ganz besonders auf ihre Mitglieder konzentrieren und dürfen nicht zulassen, dass die Eliteparteien ihre Prioritätensetzung beeinflussen. Ich bin kein Anhänger gewerkschaftlicher Autarkie, aber ich befürworte die Autonomie und Unabhängigkeit. Die Gewerkschaft vertritt Arbeiter – beschäftigte und arbeitslose – und muss deshalb eng mit diesen verbunden sein. Die Gewerkschaft muss sich ohne Scheu oder Zögern den Problemen der Arbeiterklasse zuwenden. Sie muss viel radikaler werden und in Opposition zum radikalen Wesen des dominierenden Neoliberalismus stehen. Ich bekenne mich zu dieser Aufgabe und werde dafür arbeiten, dass die Gewerkschaft die Stärke und Entschlossenheit entwickelt, dass sie es ist, die die Zukunft gestaltet – durch die volle Wiederherstellung ihrer Verhandlungsmacht und ihres Charakters als Repräsentant der Lohnabhängigen. Die Zukunft liegt auf unseren Schultern und in unserer Verantwortung.

Wol-San Liem (Südkorea): Aus Sicht der Praxis müssen sich die Gewerkschaften eingestehen, dass wir in den letzten Jahrzehnten zunehmend unsere politische und gesellschaftliche Macht gegenüber dem Kapital und rechten Kräften verloren haben.

Erstens: Die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften gehen überall auf der Erde zurück. Weniger Mitglieder heißt aber auch, dass die Verhandlungsmacht geschwächt und der politische und gesellschaftliche Einfluss geringer wird.

Wenn wir nicht den Weg finden, die nicht organisierten Arbeiter, von denen die meisten Prekäre, Migranten und/oder Frauen sind, gewerkschaftlich zu organisieren, werden wir in den nächsten zwanzig Jahren keine Gewerkschaftsbewegung haben, die der Rede wert ist. Neue Beschäftigten-Gruppen zu organisieren, die in die Arbeiterklasse nachrücken und in strategisch wichtigen Sektoren der Weltwirtschaft arbeiten, ist eine unsere dringendsten Aufgaben.

Zweitens: Wir haben bisher keine effektive Strategie entwickelt, um den transnationalen Konzerne Paroli zu bieten. Sie können die Produktion von einem Land in ein anderes verlagern oder sich dort andere Zulieferer suchen, während wir weiterhin nur auf der nationalen Ebene, und dort jeweils in den einzelnen Unternehmen, organisiert sind. Es ist, wenn wir dieses Machtungleichgewicht ausgleichen wollen, von zentraler Bedeutung, Strategien zu entwickeln, durch die wir über Sektoren-, Industrie-, regionale und globale Grenzen hinweg kommunizieren, Tarifverhandlungen führen und gemeinsam handeln können,.

Schließlich: Wir müssen die Arbeiterklasse wieder als politische Kraft denken. Ich persönlich denke nicht, dass deshalb notwendigerweise neue Arbeiterparteien entstehen müssen (auch wenn dies unter gewissen Rahmenbedingungen sicher passieren wird). Für mich bedeutet die Schaffung von politischer Arbeitermacht, dass die Gewerkschaften und/oder die Arbeiter selbstbewusst für eine soziale und politische Veränderung streiten und sich deshalb

darüber Gedanken machen sollten, wie eine alternative Gesellschaft und Volkswirtschaft aussehen könnte, damit über kurz oder lang eine Bewegung aufgebaut werden kann, um diese Vision zu erfüllen.

Hariharan Mahadevan (WTFU): Die Herausforderung für eine klassenorientierte und demokratische Gewerkschaftsbewegung ist es, Brücken zwischen den verschieden Gewerkschaften, die das kapitalistische System bekämpfen, aufzubauen. Es geht darum, die historischen Spaltungen und Missverständnisse zwischen Gewerkschaften, die gemeinsame Vorstellungen haben, zu überwinden mit dem Ziel, eine möglichst breit koordinierte Position zu entwickeln. Dafür brauchen wir eine stabile Zusammenarbeit zwischen den Gewerkschaften, die die kapitalistischen Ordnung und das gegenwärtige neoliberalen Modell grundlegend kritisieren.

Gewerkschaften sollten sich darum bemühen, *finanziell und politisch unabhängig von Verwaltungen und politischen Institutionen zu sein.* Gewerkschaften müssen grundsätzlich von ihren Mitgliedern finanziert werden, damit sie ihre eigenen Forderungen aufstellen und nicht durch Erpressung von öffentlichen Institutionen gesteuert werden können.

Der Weltgewerkschaftsbund (WFTU) hat sich auf der Asiatisch-Pazifischen-Gewerkschaftskonferenz, die im Oktober 2013 in Port Dickson (Malaysia) stattfand, für eine Kampagne zugunsten einer Gemeinsamen Forderungs-Charta entschieden, die folgende Punkte enthält: Vollbeschäftigung für alle Menschen, Ausrottung der Armut, bedarfsgerechte Einkommen und Löhne bei voller sozialer Absicherung einschließlich gesetzlicher Renten für alle; Verbot von Subunternehmertätigkeit, Outsourcing und Auslagerung von Tätigkeiten; der Umwelt-Zerstörung im Namen der wirtschaftlichen Entwicklung ist Einhalt zu gebieten, die natürlichen Ressourcen der Erde sind zum Nutzen der Menschheit zu erhalten; Verteidigung der Souveränitätsrechte der Nationen gegen imperialistische Hegemonie und marktgetriebene Politik unter dem Diktat von WTO, Weltbank und IWF; Förderung der Selbstermächtigung der Frauen durch progressive Reformen und das Recht auf Mutterschutz für alle arbeitenden Frauen; gleicher Lohn für gleiche Arbeit ohne Geschlechterdiskriminierung; Garantie von Arbeitsrechten und Einbeziehung in die Sozialversicherung für alle Migrationsarbeiter, wie in der UN Charta festgeschrieben; Abschaffung der Schuldknechtschaft und Garantie alternativer Beschäftigungsmöglichkeiten; Schutz der Migrationsarbeiter durch Regierungen.

Irvin Jim (Südafrika): Meiner Meinung nach hat der Neoliberalismus zu einer weltweit dominierenden Form des Kapitalismus geführt. In unserem Kampf gegen den Neoliberalismus müssen wir unterschiedliche Nationalstaaten mit dem Argument unter Druck setzten, dass Industrieproduktion wichtig ist. Wir müssen für die Schaffung von Arbeitsplätzen kämpfen. Wie sollen wir den jungen Menschen erklären, dass es gut ist, in die Schule zu gehen und zu lernen, wenn sie nach dem Abschluss nicht in ihrem erlernten Beruf arbeiten können, sondern irgendeine prekäre Beschäftigung annehmen müssen? Wir müssen eine Gesellschaft aufbauen, die produziert und die bestehenden pro-

duktiven Kapazitäten bewahrt und die die Industrialisierung nicht zwecks Kapitalakkumulation und Bereicherung vorantreibt, wie es im Kapitalismus der Fall ist, sondern um Verteilungsgleichheit zu erreichen und die grundlegenden menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen, was eine Kernforderung des Sozialismus ist.

Kelli Marfort/Gilmar Mauro (Brasilien): Die neoliberale Phase des Kapitalismus stellt hohe Anforderungen an die heutigen Revolutionäre. Dies hat nicht nur mit komplexen Veränderungen in den technischen Bereichen der Produktion zu tun, sondern auch mit Veränderungen in den internationalen Herrschaftsverhältnisse, den Informations- und Zirkulationssystemen, mit sozialer Differenzierung innerhalb des Proletariats und dem hohen Anteil von Ghettos in den Vorstädten. Ein Hauptaugenmerk müssen wir daher auf die Herausbildung und Förderung von neuen Aktionsformen und Formen der Massenpartizipation richten, die im Kampf um das Überleben oder während des Aufbaus politischer Organisationen entstehen.

Neue Formen von Macht, insbesondere von „Volksmacht" zu schaffen, bedeutet neue politische Beziehungen zu schaffen. Die derzeitigen Strukturen können nicht als Vorbilder dienen. Diese neuen Formen müssen sich vor Ort, also an der Basis, herausbilden. Wenn Marx damit Recht hat, dass wir sind, was wir tun, dann muss das, was wir tun revolutionäre Praxis sein. Wenn wir Freiheit wollen, muss unser Handeln libertär sein.

Ein großer Teil der weltweiten Linken ist der Meinung, dass der von einer Partei gelenkte Staat der wichtigste Akteur der Umgestaltung hin zu mehr sozialer Gerechtigkeit ist. Folglich wird der Veränderungsprozess als Top-Down-Entwicklung gedacht. Aufgabe von Gewerkschaftsbewegungen und Wählern ist es dann, das Lenkungspersonal an die richtige Stelle zu befördern, um die Instrumente des Staates nutzen zu können. Das aber macht das Volk zum passiven Empfänger sozialer Leistungen oder zum Stimmenlieferanten bei Wahlen, aber nicht zu einer aktiven Quelle von Macht. Wir lehnen die Teilnahme an Wahlen nicht aus Prinzip ab, aber wir sind der Meinung, dass es ein Fehler ist zu glauben, dass Strukturveränderungen nur durch die Wahl einzelner Personen, ohne starke Unterstützung aus dem Volk, erreicht werden könnten.

Unsere zentrale Aufgabe sehen wir darin, den sozialistischen Kampf wieder als menschliches Bedürfnis in den Mittelpunkt zu rücken und ihn nicht nur als etwas Utopisches oder als mystischen kulturellen Wert anzusehen. Das radikale Wesen unserer Kämpfe widerspiegelt die Fülle unserer menschlichen Bedürfnisse. Aber die Gesellschaft, die wir schaffen wollen, muss Ausdruck unserer unbegrenzten Träume sein.

Übersetzung: Sebastian Chwala

Nico Biver

Verschwindet die Linke? (Teil I)

Mitgliederentwicklung und Wahlergebnisse linker Parteien in Westeuropa seit den 1970er Jahren

In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre war die Linke in Westeuropa auf dem Höhepunkt ihres Einflusses angelangt. Sowohl Sozialdemokraten als auch Kommunisten hatten ihren Zenit erreicht. 37 Prozent aller Wahlberechtigten in Westeuropa hatten, wie Stefano Bartolini[1] feststellt, für linke Parteien gestimmt. Schreibt man seine Zahlen fort, sind es 2010-2014 nur noch 23 Prozent.[2]

In den 1970er Jahren bestand die linke Konkurrenz zur Sozialdemokratie zu 90 Prozent aus kommunistischen Parteien, sowohl was Wahlergebnisse als auch Mitgliederzahlen anging. Im ersten gewählten Europaparlament von 1979 saßen 43 Kommunisten aus Frankreich und Italien, ein Linkssozialist aus Dänemark und zwei Linksradikale aus Italien. Heute umfasst das Spektrum links der Sozialdemokratie im Europaparlament nur noch neun Mitglieder einer westeuropäischen KP, aber 40 Mitglieder von demokratisch-sozialistischen, links-grünen, linksnationalistischen, trotzkistischen, rot-grünen, ex-maoistischen und antikapitalistischen Parteien.

Für diese Parteien, die eine anti-neoliberale bis antikapitalistische Haltung verbindet, bürgert sich mittlerweile in der Literatur der Begriff „radikale linke Parteien" oder „radikale Linke" ein.[3] Auch die Autorinnen des bislang einzigen deutschen Werkes, das einen guten Überblick über die Parteienfamilie gibt[4], benutzen in der englischen Übersetzung den Begriff „radical left parties". Je nach Politikwissenschaftler werden diese Parteien dann noch unterschiedlich unterteilt.[5]

---

1 Vgl. Stefano Bartolini, The Political Mobilization of the European Left, 1860–1980: The class cleavage, Cambridge 2000, S. 55. Bartolini vergleicht in Fünfjahresdurchschnitten die Stimmenzahlen, die die linken Parteien in den 14 größeren und entwickelten Ländern Westeuropas (ohne Portugal, Spanien und Griechenland) seit 1881 erzielten.

2 Der Anteil an den gültigen Stimmen betrug 34 Prozent (gegenüber 44 Prozent in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre).

3 Vgl. Luke March, Radical Left Parties in Europe, Oxon 2011, und Jean-Numa Ducange, Philippe Marlière und Louis Weber, La gauche radicale en Europe. Enjeux et débats, Espaces Marx, Bellecombe-en-Bauges 2013. Andere Adjektive als „radikal" beschreiben nicht das gesamte Spektrum. Dies gilt für „neue", „alternative" und für „postkommunistische" Linke. „Extreme Linke" wiederum ist negativ besetzt und beschreibt im französischen Sprachraum nur den linkesten Teil dieser Linken.

4 Siehe: Birgit Daiber, Cornelia Hildebrandt und Anna Striethorst, Von Revolution bis Koalition. Linke Parteien in Europa, Rosa-Luxemburg-Stiftung, Texte 52, Berlin 2010.

5 Siehe auch: Jean-Michel De Waele und Daniel-Louis Seiler (Hg.), Les partis de la gauche anticapitaliste en Europe, Paris 2012; Kate Hudson, The New European Left. A Socialism for the Twenty-First Century, Basingstoke 2013.

Der Aufstieg der sozialistischen Bewegung

In den hundert Jahren seit 1880 hatten die Parteien der Arbeiterbewegung einen fast stetigen Stimmenzuwachs erzielt. Während in der ersten Hälfte der 1880er Jahre laut Bartolini 5 Prozent der Wahlberechtigten in Westeuropa links wählten, waren es kurz vor dem 1. Weltkrieg bereits 20 Prozent. Die anschließende Spaltung der Parteien infolge des Krieges und der Oktoberrevolution führte zur Entstehung kommunistischer Parteien, die aber nur in fünf westeuropäischen Ländern dem Masseneinfluss der Sozialdemokraten Paroli bieten konnten: Deutschland, Frankreich, Italien, Griechenland und Finnland.[6]

Der gemeinsame Stimmenanteil wuchs in der Zwischenkriegszeit weiter an: von 25 auf 29 Prozent. Nach dem 2. Weltkrieg stagnierten die Ergebnisse bis Mitte der 1960er Jahre bei etwa 33 Prozent. Die KPs übertrafen anfangs ihre Vorkriegswahlergebnisse bei weitem, weil sie von ihrem Widerstand und vom Prestige der Sowjetunion zehren konnten. Aber der Kalte Krieg und die Abrechnung Chruschtschows mit der Stalin-Ära, später dann die Spaltung des sozialistischen Lagers mit dem „Schisma" zwischen der UdSSR und der VR China, verringerten schnell die Begeisterung für den Kommunismus. Vor allem die kleineren Parteien büssten ihre Zugewinne wieder zugunsten der Sozialdemokratie ein und konnten sich in den 70er Jahren kaum erholen.

Aber auch die Sozialdemokratie blieb nicht völlig unbeschadet. Bei einigen Parteien kam es zu linken Absplitterungen (Norwegen, Finnland, Italien, Frankreich).

1977: Die Linke im Zenit

Die ersten wirtschaftlichen Krisensymptome der Nachkriegszeit, der rapide Anstieg der Studierendenzahlen und das Entstehen neuer Mittelschichten bilden den Nährboden für einen weltweiten Aufschwung sozialer und politischer Kämpfe, die einen ersten Höhepunkt im Mai 1968 erreichten.

Diese wurden auch durch internationale Entwicklungen befördert. Die Niederlagen Frankreichs in Indochina und Algerien sowie die kubanische Revolution waren Meilensteine der Dekolonisierung. Ende der 1960er Jahre war es vor allem der Vietnam-Krieg und 1973 der Pusch in Chile, die zu weltweiter Empörung über die Politik der USA führten. Die Revolution in Portugal und der Sturz des griechischen Obristenregimes 1974 sowie der Zerfall des spanischen Faschismus 1977 verschafften der Linken neue Entfaltungsmöglichkeiten.

Vom Aufschwung der Kämpfe profitierten alle Strömungen der Linken. Die Mitgliederzahl der kommunistischen Parteien in Westeuropa, die von knapp 4 Mio. Mitgliedern 1947 auf 2,1 Mio. 1963 abgesunken war, stieg bis 1977 auf knapp 2,9 Mio. an.[7] Davon entfielen allein 1,8 Mio. auf den italienischen PCI

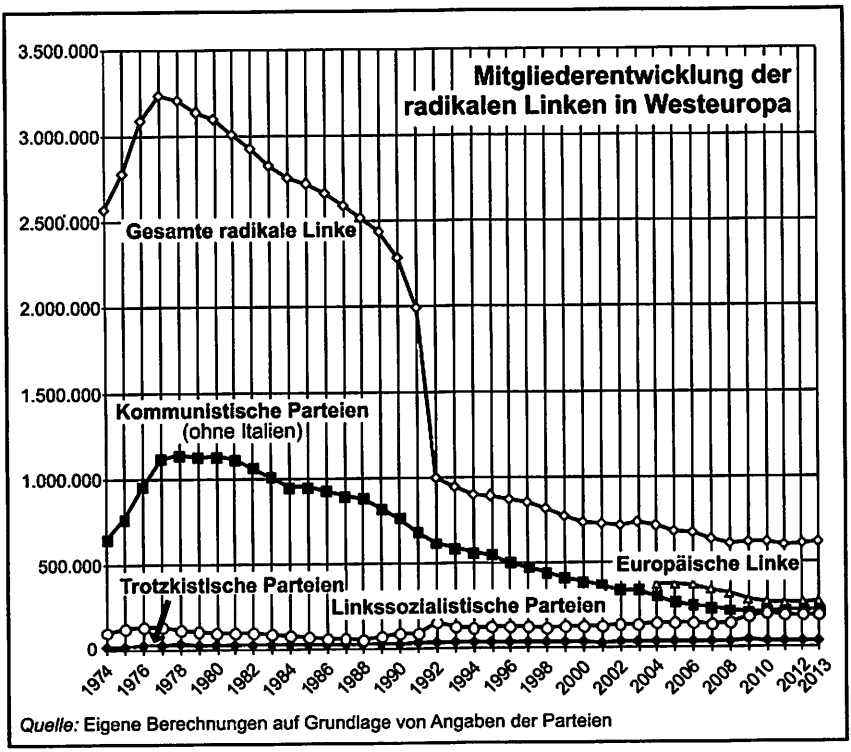
---

6 Island und Zypern stoßen später dazu.

7 Die Zahlen und Diagramme zur Mitgliederentwicklung beruhen auf eigenen Berechnungen. Es handelt sich um die Summierung von Mitgliedszahlen für das jeweilige Jahr (in der Regel für das Jahresende), die meist von den Parteien stammen. Bei manchen Parteien, die keine Mit-

und weitere 530.000 auf den französischen PCF. Zum gleichen Zeitpunkt zählten linkssozialistische Parteien etwa 150.000 Mitglieder (vgl. Abb. 1). Die Gesamtzahl der „radikalen Linken" wird also bis 1992, als sie sich der Sozialistischen Internationale anschloss, durch die Mitgliedschaft der italienischen KP dominiert; der Anteil der kommunistischen Parteien außerhalb Italiens ist wesentlich geringer (in Abb. 1 gesondert ausgewiesen).

Abb. 1



Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von Angaben der Parteien

Auch viele sozialdemokratische Parteien wuchsen. Nach dem 2. Weltkrieg lag die Zahl ihrer individuellen Mitglieder bei knapp über 4 Mio. Bis 1979 stieg sie auf fast 4,6 Mio.

1968 war der Startschuss für eine Wiederbelebung diverser linksradikaler Strömungen. Der 4. Internationalen, die 1938 unter Leo Trotzki entstanden war, ge-

---

gliederzahlen veröffentlichen, wurde auf Schätzungen von Fachleuten zurückgegriffen oder eigene Berechnungen und Interpolationen vorgenommen. Die Zahlen beziehen sich in der Regel auf Mitglieder, die Beiträge zahlen und nicht auf ehemalige Mitglieder oder Sympathisanten, die manche Parteien angesichts rückläufiger Zahlen zum Mitgliederbestand dazu zählen.

hörten in Europa in den 1950er Jahren keine 1.500 Mitglieder an. Sie hatten sich nach dem 2. Weltkrieg überwiegend sozialdemokratischen Parteien angeschlossen. Ihre Wiederbelebung erfolgte vor allem durch die Studentenbewegung. Bis 1978 wuchsen die trotzkistischen Organisationen auf etwa 38.000 Mitglieder. Schwerpunkte waren Frankreich und Großbritannien. Ihre dominierenden Strömungen in Europa sind die IV. Internationale (USec[8]; z.B. NPA in Frankreich), das Komitee für eine Arbeiterinternationale (CWI, z.B. SAV in Deutschland oder SP in Irland und Großbritannien) und die Internationale Sozialistische Tendenz (IST, z.B. SWP in Großbritannien und Irland, Marx 21 in Deutschland).

Kurzfristig erfolgreicher war eine neue Strömung, die ihren Ursprung in der Spaltung zwischen der KPdSU und der KP Chinas hatte, die 1964 unüberbrückbar wurde.[9] Die Abrechnung mit Stalin auf dem 20. Parteitag war in China ebenso auf Widerspruch gestoßen wie die Entspannungspolitik. In Westeuropa gab es schon vor 1968 einige kleinere Abspaltungen von kommunistischen Parteien, die Beijing unterstützten. Sie bekamen Zulauf vor allem von Studenten, die von der Kulturrevolution inspiriert waren. Europaweit erreichten diese Organisationen 1978 mit etwa 84.000 Mitgliedern ihren Scheitelpunkt. Die Kollaboration Chinas mit den USA und reaktionären Regimes im Namen des Kampfes gegen den sowjetischen „Sozialimperialismus" führten vielfach zur Spaltung und Auflösung maoistischer Parteien. Ein Teil von ihnen orientierte sich seit 1978 an Albanien, das mit China gebrochen hatte.

Andere linksradikale Strömungen, die sich nicht auf eine dieser Richtungen festlegen lassen, waren vor allem in Italien stark und zählten mehrere zehntausend Mitglieder.[10] Tausende – in Italien aber auch in Deutschland, Frankreich, Spanien, Griechenland und Belgien – schlugen außerdem den Weg des bewaffneten Kampfes ein. Insgesamt brachten es die Organisationen und Parteien links der Sozialdemokratie 1977 auf 3,2 Mio. Mitglieder (vgl. Abb. 1).

Sozialdemokratie im Abstieg

Die Stellung der Sozialdemokratie wurde seit den 1970er Jahren durch zwei Faktoren untergraben. Der Rückgang der Wachstums- und Profitraten verringerte die Verteilungsspielräume und die Massenarbeitslosigkeit verschlechterte die Kampfbedingungen der Gewerkschaften.

Der zweite Faktor waren Umbrüche in der Sozialstruktur: die rapide Abnahme der Beschäftigung in der Großindustrie zugunsten der Dienstleistungssektors, die Fragmentierung der Arbeiterklasse und das Wachstum der Mittelschichten. Damit einher ging ein Rückgang des gewerkschaftlichen Organisationsgrades.[11]

---

8 Abkürzung für Vereinigtes Sekretariat, das 1973 nach einer Teilwiedervereinigung der 1953 gespaltenen IV. Internationale gebildet worden war.

9 Vgl. Henning Böke, Maoismus. China und die Linke – Bilanz und Perspektive, Stuttgart 2007.

10 Die größten waren Lotta Continua, Avanguardia Operaia und Autonomia Operaia.

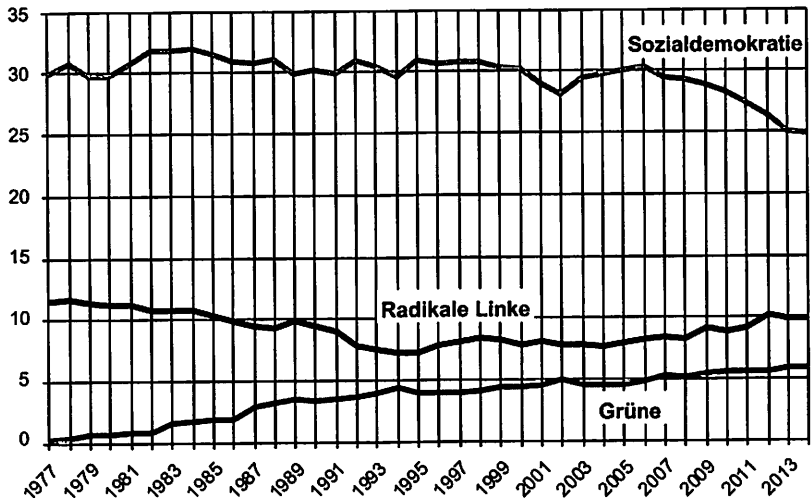
11 Vgl. ICTWSS-Datenbank des Amsterdam Institute for Advanced Labour Studies (AIAS), http://www.uva-aias.net/208.

Im Vordergrund der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen stand nicht mehr nur die Klassenspaltung. Durch die Verbesserung der sozialen Lage breiter Schichten gewannen „postmaterielle" Themen wie Ökologie, Gleichstellung, Migration und Genderfragen an Bedeutung, wurden aber von den Linksparteien oft nicht aufgegriffen.

Abb. 2

Parlamentswahlen in Westeuropa

Durchschnittlicher Stimmenanteil in 20 Ländern 1977-2014 in Prozent



Es handelt sich um den ungewichteten Durchschnitt der Anteile an gültigen Stimmen in den 20 westeuropäischen Ländern mit mehr als 200.000 Wahlberechtigten. Nicht einbezogen wurden die französischen Überseegebiete sowie die dänischen Gebiete Grönland und Färöer. Bei Deutschland wurde nur die Ergebnisse im Westen und Westberlin berücksichtigt, bei letzterem bis 1989 die Ergebnisse zur Bürgerschaft. Der Durchschnitt wurde für jedes Jahr anhand der letzten Wahlergebnisse ermittelt. Fanden in einem Land zwei Wahlen in einem Jahr statt, ging die erste in die Rechnung des betreffenden Jahres ein und die zweite in die der nächsten Jahre bis zur nächsten Neuwahl. Es wurden alle Wahlen bis Ende 2014 berücksichtigt.

Quelle: Eigene Berechnungen anhand der offiziellen Wahlergebnisse

Die maßgeblichen Kräfte der Sozialdemokratie entschieden sich, mit Konzepten wie „New Labour" (Tony Blair) oder „neue Mitte" (Gerhard Schröder) im neoliberalen Strom mitzuschwimmen und neue Anhänger unter den Mittelschichten zu werben. Die Verwertungsprobleme des Kapitals sollten durch Privatisierungen und durch Liberalisierung der Arbeitsmärkte auf Kosten der Beschäftigten gelöst werden – bei Behaltung einer sozialen Rhetorik. Der Preis dafür war ein Einflussverlust unter der Arbeiterklasse und den wachsenden prekarisierten Schichten.[12]

[12] Vgl. Fabien Escalona, Mathieu Vieira und Jean-Michel De Waele, The Unfinished History of

Die Sozialdemokratie öffnete sich für einige postmaterielle Konzepte, was aber die Entstehung und Ausbreitung einer neuen politischen Strömung, der Grünen, Ende der 1970er Jahre nicht verhindern konnte. Sie speisten sich vor allem aus dem Protest gegen Atomenergie und Umweltzerstörung. Aber auch Frauen- und Friedensbewegung spielten bei ihrer Gründung eine bedeutende Rolle. Insgesamt zog die Partei ein breites Spektrum von konservativen Naturschützern bis zu libertären, sozialistischen und linksradikalen Kräften an.

Während die Grünen über die Jahre stetig an Einfluss gewannen, ist bei der Sozialdemokratie das Gegenteil der Fall (vgl. Abb. 2). Gerassimos Moschonas und andere wiesen nach, dass die Sozialdemokratie in Westeuropa seit den 1970ern stetig an Wähleranteilen abgenommen hat.[13] In den 13 größten Ländern[14] ist der Stimmenanteil von 33,2 Prozent in der Dekade 1950-59 auf 26,6 Prozent 2000-09 zurück gegangen. Nimmt man ab den 1970er Jahren Griechenland, Portugal und Spanien dazu, steigt der Stimmenanteil 1980-89 auf 32,4 Prozent, um dann bis 2000-09 auf 29,4 Prozent zu fallen. Schreibt man Moschonas' Statistik bis in die Gegenwart fort, kommt man nur noch auf 25,5 Prozent der gültigen Stimmen (2010-14).

Meine eigenen Berechnungen (vgl. Abb. 2), die für die Zeit ab 1977 den jährlichen Durchschnitt der Wahlergebnisse der 20 größten Ländern Westeuropas (inkl. Italiens) darstellen, zeigen für die Sozialdemokraten die gleiche Tendenz: einem leichten Anstieg des Wähleranteil in den 1980er Jahren durch die Stimmenzuwächse in Südeuropa folgt ein schneller Abstieg ab 2007. Ein Blick auf die Europawahlergebnisse in den westeuropäischen Ländern bestätigt die Abwärtsentwicklung: Ohne Italien sinkt der sozialdemokratische Stimmenanteil vom Höhepunkt 1989 mit 34,4 Prozent stetig auf 23,4 Prozent 2014. Bezieht man den PCI, bzw. die Demokratische Partei Italiens mit ein, beläuft sich der Verlust seit 1989 auf 3,3 Prozent.[15]

Die Mitgliederentwicklung der Sozialdemokratie macht die Entwicklung noch deutlicher (siehe Abb. 3). Die Zahlen gehen von 4,6 Mio. im Jahr 1978 auf 3,4 Mio. im Jahr 2013 zurück. Die Zuwächse in Portugal, Griechenland und Spa-

---

the Social Democratic Family, in: Fabien Escalona, Mathieu Vieira und Jean-Michel De Waele (Hg.), The Palgrave Handbook of Social Democracy in he European Union, Basingstoke 2013, S. 3-24, S. 14 ff.

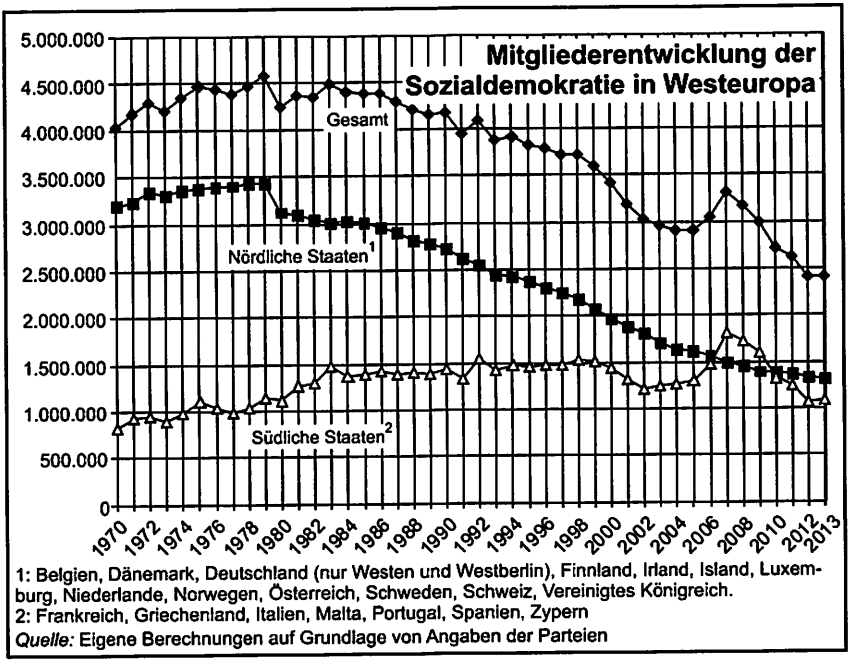
13 Gerassimos Moschonas, Historical Decline or Change of Scale? The Electoral Dynamics of European Social-democratic Parties (1950-2009), in: James Cronin, George Ross und James Shoch (Hg.), What's Left of the Left: Democrats and Social Democrats in Challenging Times, Durham 2011, S. 50-85.

14 Aus Gründen der Vergleichbarkeit ist Italien nicht enthalten. Die PSI hatte sich 1994 aufgelöst. 1992 war der in PDS umbenannte PCI Mitglied der Sozialistischen Internationale geworden. Ob die heutige Demokratische Partei überhaupt als sozialdemokratisch charakterisiert werden kann, ist fraglich, besteht sie doch zur Hälfte aus ehemaligen Mitgliedern der Christdemokraten, Republikaner und Liberalen.

15 Eigene Berechnungen anhand der offiziellen Wahlergebnisse. Es handelt sich um den Anteil an gültigen Stimmen bei den Wahlen in den westeuropäischen Staaten (Deutschland ohne neue Bundesländer und Ost-Berlin).

nien und vor allem der Anstieg (2006) durch die Gründung der italienischen PD (siehe untere Kurve) haben den Abstieg in den Ländern mit der stärksten sozialdemokratischen Tradition nur zum Teil überlagern können.[16]

Abb. 3



1: Belgien, Dänemark, Deutschland (nur Westen und Westberlin), Finnland, Irland, Island, Luxemburg, Niederlande, Norwegen, Österreich, Schweden, Schweiz, Vereinigtes Königreich.
2: Frankreich, Griechenland, Italien, Malta, Portugal, Spanien, Zypern
Quelle: Eigene Berechnungen auf Grundlage von Angaben der Parteien

„Wir werden niemals Sozialdemokraten werden"

Die kommunistischen Parteien litten zum Teil unter den gleichen gesellschaftlichen Veränderungen wie die Sozialdemokratie. Der soziale Strukturwandel (Ende der fordistischen Arbeiterklasse, Veränderungen der Lebensweise) machte vor allem den Parteien zu schaffen, die sich auf die industrielle Arbeiterschaft konzentrierten. Die kommunistischen Gewerkschaften verloren an Einfluss und nabelten sich in Spanien und Frankreich von der Partei ab.

Typisch für die Folgen dieses Strukturwandels ist die KP Luxemburgs, die sich vor allem aus Stahl- und Bergarbeitern rekrutierte. Im Oktober 1968 feierte sie mit 13,1 Prozent das beste Ergebnis ihrer Geschichte, um dann 1974 auf 8,8 Prozent und schließlich 1979 auf 4,9 Prozent abzustürzen. In dieser

[16] Vgl. Pascal Delwit, European Social Democracy and the World of Members. The end of the Community Party Concept?, in: Pascal Delwit, Social Democracy in Europe, Brüssel 2005, S. 213-236.

Zeit hatte sich in Luxemburg die Belegschaft in den Stahlwerken halbiert und der Bergbau war verschwunden.[17]

Der rapide Rückgang der Beschäftigtenzahlen in der Landwirtschaft und der Rückgriff auf ausländische Saisonarbeiter haben den Einfluss einiger kommunistischer Parteien im ländlichen Raum stark verringert. Gerade die stärksten KPs (Finnland, Frankreich und Italien) verfügten in den ersten Jahrzehnten ihrer Existenz über einen hohen Mitgliederanteil an Landarbeitern und Bauern.[18]

Abträglich für die kommunistischen Parteien war zudem, dass seit Anfang der 1980er Jahre der internationale Trend sich wieder gegen die antiimperialistischen Kräfte gewendet hatte. Mit dem Machtantritt Ronald Reagans in den USA war der Kalte Krieg zurückgekehrt. Progressive Veränderungen wurden mit aller Macht bekämpft und der Druck auf die realsozialistischen Staaten erhöht – u.a. durch die Stationierung von atomaren Erstschlagswaffen in Westeuropa.

Die revolutionären Regime, die in den ehemaligen portugiesischen Kolonien, in Nicaragua, Grenada, Äthiopien, Somalia, Jemen, Afghanistan und Indochina entstanden waren, konnten kaum eine positive Ausstrahlung entfalten, weil sie mit konterrevolutionären Kriegen überzogen wurden oder weil sie durch blutige interne Abrechnungen und kriegerische Konflikte ihre Basis selbst untergruben. Traurige Höhepunkte waren der Völkermord in Kambodscha (1975-1979) und der Überfall Chinas auf Vietnam 1980.

Als besonders abträglich für das Ansehen der kommunistischen Bewegung sollten sich – ähnlich wie die Intervention in der CSSR 1968 – zwei Ereignisse des Jahres 1981 erweisen: die Ausrufung des Ausnahmezustandes in Polen und die Entsendung sowjetischer Truppen nach Afghanistan. Beide Ereignisse führten zu einer Vertiefung der Differenzen zwischen der KPdSU und den westeuropäischen KPs. Die mächtigsten unter ihnen (PCI, PCF, PCE) hatten auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung Mitte der 1970er Jahre ihre Eigenständigkeit betont, vorgegebene Modelle abgelehnt und offen die demokratischen Defizite des Realsozialismus thematisiert. Der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft müsse „im Rahmen einer kontinuierlichen Demokratisierung des ökonomischen, sozialen und politischen Lebens" erfolgen.[19] Treffen zwischen den drei Parteien 1975 bis 1977 waren zuerst für die Medien Anlass, von einem „Eurokommunismus" zu reden. Eine Reihe kleinerer kommunistischer Parteien, wie die Finnlands und Großbritanniens, entwickelten sich in eine ähnliche Richtung.

---

17 Vgl. Henri Wehenkel, Die Kommunistische Partei Luxemburgs Aufstieg und Niedergang einer Partei, in: Patrick Moreau und Marc Lazar, Der Kommunismus in Westeuropa: Niedergang oder Mutation?, Wien 1999, S. 481 f.

18 Der PCI zählte 1948 18 Prozent Landarbeiter und 15 Prozent Pächter und Bauern, ein Drittel ihrer Mitgliedschaft. Zum Vergleich: Sowohl die KPD als auch die SPD hatten zur gleichen Zeit weniger als 1 Prozent Bauern und Landarbeiter unter ihren Mitgliedern.

19 Gemeinsame Erklärung von PCI und PCF 1975, zitiert nach: Harald Neubert, Linie Gramsci – Togliatti – Longo – Berlinguer. Erneuerung oder Revisionismus in der kommunistischen Bewegung?, Hamburg 2009, S. 133.

Der PCI unter Enrico Berlinguer hatte aus dem Putsch in Chile den Schluss gezogen, dass der Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft nicht mit einer knappen parlamentarischen Mehrheit begonnen werden könne. Berlinguer schlug einen „historischen Kompromiss" vor, dem eine „Zusammenarbeit und Verständigung der sozialistisch und kommunistisch orientierten Volkskräfte mit den katholisch eingestellten Kräften des Volkes" zugrunde liegen sollte.[20] Dass die Putschgefahr nicht aus der Luft gegriffen war, zeigten die späteren Enthüllungen über das NATO-Gladio-Netzwerk.

Die Westmächte sahen anfangs im Eurokommunismus aus zweierlei Gründen eine Gefahr. Bei einem Außenministertreffen der USA, Frankreichs, Großbritanniens und Deutschlands am 12. Dezember 1975 nannte der Brite James Callaghan den ersten: „Wenn sie nicht nach Moskaus Pfeife tanzen, können wir Moskau nicht dazu bringen, sie in unseren Ländern zu kontrollieren." Auf den zweiten verwies Hans-Dietrich Genscher: „Es ist einfacher für uns, orthodoxe Parteien zu akzeptieren, als Parteien, die den Eindruck erwecken, unabhängig zu sein. Sie werden populärer, je unabhängiger sie sind." Henry Kissinger war sich mit dem Briten James Callaghan deshalb einig, dass die eurokommunistischen Parteien der „wirkliche Feind" seien.[21]

Nach ihrem größten Wahlerfolg 1976 mit 34,4 Prozent duldete der PCI eine christdemokratische Minderheitsregierung. 1979 waren bei den Wahlen Einbußen von 4 Prozent zu verzeichnen. Als in Polen 1981 der Ausnahmezustand ausgerufen wurde, sprach Berlinguer davon, dass die Triebkraft, die von der Oktoberrevolution ausgegangen war, sich erschöpft habe.[22]

Berlinguer, der noch 1978 auf der Festa nazionale de l'Unitá in Genua in der Abschlussrede beteuert hatte: „Wir sind und bleiben Leninisten, wir sind und werden niemals Sozialdemokraten werden", sollte unrecht behalten. Nach weiteren Wahlverlusten und Berlinguers Tod 1984 rückte der PCI nach rechts, um sich nach dem Zerfall der Sowjetunion der Sozialistischen Internationale anzuschließen und 2007 mit Teilen der Christdemokratie die Demokratische Partei zu gründen.

Soweit mochte der PCF nicht gehen. Er betonte zwar seine Eigenständigkeit und strich die „Diktatur des Proletariats" aus dem Parteiprogramm, doch 1979 bescheinigte Georges Marchais der UdSSR eine „insgesamt positive Bilanz". Das gemeinsame Regierungsprogramm mit den Sozialisten und Linksliberalen (1972) hatte vor allem zu einer Stärkung der Sozialisten geführt. Ab 1981 brachen die Wahlergebnisse des PCF von über 20 Prozent in den 1970er Jahren auf 16 Prozent ein. Die anschließende Beteiligung an der Regierung François Mitterands erfolgte unter ungünstigen Voraussetzungen. Ihr Austeritätskurs ab

---

[20] Siehe ebenda, S. 130.

[21] Niederschrift der Besprechung: http://history.state.gov/historicaldocuments/frus1969-76ve15p2/d77.

[22] José Gotovitch, Pascal Delwit und Jean-Michel De Waele, L'Europe des communistes, Brussel 1992, Ebenda, S. 144.

1983 veranlasste den PCF schließlich nach einem Absturz bei den Europawahlen 1984 auf 11 Prozent die Regierung zu verlassen. Die Partei und die Gewerkschaft CGT hatten in vier Jahren ein Drittel ihrer Mitglieder eingebüßt.

Nicht besser erging es dem spanischen PCE. Die Kompromisse, mit denen er seine Legalisierung erreicht hatte, und die harsche Kritik an der Sowjetunion durch die Führung unter Santiago Carrillo stießen in der Partei auf vielfachen Widerstand. Die Folge waren jahrelange Auseinandersetzungen, die Carrillo auf autoritäre Weise zu lösen suchte.

Die Mitgliederzahl des PCE ging von 192.000 im Jahr 1977 auf 87.000 1982 zurück; bei den Wahlen 1982 fiel die Partei auf 4,2 Prozent. Ausschlüsse und Austritte dezimierten den rechten und den linken Flügel. Die prosowjetische Strömung gründete 1984 eine eigene Partei, den PCPE. Angesichts dieses Scherbenhaufens entschloss sich die Mehrheit der Parteiführung, Carrillo und seine Anhänger auszuschließen. Diese gründeten ebenfalls eine neue Partei, die die Unterstützung der Regierungsparteien Rumäniens und Nordkoreas genoss und sich 1991 der sozialdemokratischen PSOE anschloss. Mit der Gründung der Vereinigten Linken (IU) durch den PCE und kleinere Parteien im Jahr 1985 ging es vorerst wieder bergauf.

Auch die anderen westeuropäischen KPs verloren seit den 1970er Jahren an Einfluss. Parteien ohne parlamentarische Vertretung, wie die britische und die norwegische, setzten ihren Niedergang fort. Andere, wie die dänische und niederländische, verloren die Mandate wieder, die sie in den 70ern gewonnen hatten. Für die erst 1974 legal gewordenen Parteien in Portugal und Griechenlands setze der Niedergang in den 1980er Jahren ein. Ausnahmen waren die AKEL Zyperns, die bis Ende der 1980er wuchs, und die schwedische Linkspartei Kommunisten (VPK), die sich nach einem Einbruch 1968 wieder erholte.

Die VPK zählte zu den Linksparteien in Nordeuropa, die gegen den EWG-Beitritt ihrer Länder kämpften. Wie die Norwegische Sozialistische Linkspartei und die gesamte dänische radikale Linke profitierte sie von diesem Widerstand bei Wahlen in starkem Maße. Diese Parteien waren bestrebt, durch eine Öffnung zu den neuen sozialen Bewegungen den Grünen ihren Platz streitig zu machen. Die Umweltparteien waren deshalb in Finnland und Schweden erst spät erfolgreich und sind weder in Dänemark noch in Norwegen im Parlament vertreten.

Allerdings sind manche Parteien in ihrem Bemühen, grüne Parteien überflüssig zu machen, selbst „grün" geworden. Das gilt für die niederländische KP, die sich mit drei linksalternativen Parteien zu GroenLinks vereinigte. Auch die dänische SF, die 1958 als Abspaltung der KP entstand, ergrünte und wurde im November 2014 Vollmitglied der Europäischen Grünen Partei (EGP). Dort war schon Anfang der 1990er Jahre auch die Initiative für Katalonien, die ehemalige Mitgliedsorganisation der Vereinigten Linken (IU), gelandet.

Diese Absetzbewegungen von der marxistisch-leninistischen Orthodoxie hatten diverse Abspaltungen mit traditioneller Orientierung zur Folge, die vielfach auf die Unterstützung der KPdSU und anderer Parteien zählen konnten.

Dies war der Fall in Großbritannien (CPB), den Niederlanden (NCPN), Schweden (AKP/SKP), Finnland (SKP(Y)) und Spanien (PCPE).

Insgesamt lässt sich für die Zeit von 1977 bis 1989 ein Rückgang der Mitgliederzahlen der kommunistischen Parteien um 700.000 beobachten (siehe Abb. 1). Davon entfallen allein auf die PCI 400.000. Die Linkssozialisten büßten im gleichen Zeitraum die Hälfte ihrer 150.000 Mitglieder ein. Von den Maoisten und anderen Linksradikalen, sieht man von der Sozialistischen Partei der Niederlande ab, die sich schon Ende der 1980er Jahre vom Marxismus-Leninismus lossagte, blieben nur noch unbedeutende Gruppen übrig. Die Trotzkisten hingegen konnten ihr – für ihre Verhältnisse vergleichsweise – hohes Niveau von 1977 nahezu halten.

Bei Wahlen sank der durchschnittliche Anteil der radikalen Linken von über 12 Prozent 1973 auf knappe 10 Prozent 1988. Die KP-Listen (als Teil der radikalen Linken) mussten einen Stimmenrückgang von 8,9 auf 6,8 Prozent hinnehmen. Danach setzte bis 1990 eine kurze Erholung ein (siehe Abb. 2).

Dies könnte durchaus mit der Sympathiewelle zu tun haben, die der Machtantritt Michail Gorbatschows 1986 und die Politik von Glasnost und Perestroika ausgelöst hatten. Die Krise in den kommunistischen Parteien wurde dadurch aber weiter verschärft. Während die gegenüber dem Realsozialismus kritischen Parteien sich durch die neuen Töne aus Moskau bestätigt fühlten, kamen die anderen unter Druck, was die Forderungen nach Demokratisierung der Parteien und einer Abkehr vom Dogmatismus anging.

Linke Depression

Die Krise erreichte ihren Höhepunkt durch die Volksbewegungen in den realsozialistischen Staaten 1989, den Sturz der dortigen Regime und die Auflösung der UdSSR 1991.

Nicht nur für die Gegner des Sozialismus, sondern auch für viele seiner Anhänger schien das „Ende der Geschichte" erreicht, das der Reagan-Berater Francis Fukuyama ausgerufen hatte. Wenige Linke konnten dieser Entwicklung etwas Positives abgewinnen, selbst wenn sie keine Anhänger des Realsozialismus waren. Nur für die diejenigen, die die realsozialistischen Staaten für kapitalistisch hielten, wie die Maoisten und die trotzkistische IST, hatte sich global nicht viel verändert. Bald sollte sich zeigen, dass durch den Wegfall des realsozialistischen Korrektivs die letzten Hemmungen des Neoliberalismus beim Lohn- und Sozialabbau, bei Privatisierungen und Deregulierungen fielen und die Kampfbedingungen für alle Linken sich verschlechterten.

Die kommunistischen Parteien traf der Untergang des Realsozialismus ins Mark. Das sozialistische Ziel war diskreditiert und musste ebenso neu bestimmt werden, wie die Wege dorthin.

Materielle Einbußen kamen erschwerend hinzu. Zuletzt hatten die regierenden kommunistischen Parteien einen Solidaritäts-Fonds von über 20 Mio. Dollar zur Unterstützung von Parteien in kapitalistischen Ländern bereitgestellt. Davon

profitierten in Europa an erster Stelle der PCF und der PCI (bis 1979). Erheblich größere Summen kamen durch bilaterale Unterstützung (z.B. SED/DKP), durch Warenlieferungen (z.B. Zeitungspapier oder Erdöl) oder durch Aktivitäten parteieigener Firmen im Osthandel (z.B. KPÖ) zusammen.[23]

Ebenso abträglich für die Kampfbedingungen waren die Mitgliederverluste. Besonders tiefgreifend waren sie bei den deutschen Parteien. Die DKP verlor innerhalb von drei Jahren 80 Prozent ihrer Mitglieder (von geschätzten 35.000 im Jahr 1988 auf 7.345 im Jahr 1991 und heute 3.500).[24] Die Westberliner SEW verlor 90 Prozent und löste sich 1992 auf. Hingegen war bei den meisten anderen Parteien allenfalls eine Beschleunigung der Mitgliedsverluste festzustellen (siehe Abb. 1).

Deutlicher noch wirkte sich die Zäsur von 1989/91 auf die Wahlergebnisse aus. Der durchschnittliche Stimmenanteil der radikalen Linken sank zwischen 1990 und 1995 von 9,4 Prozent auf 7,1 Prozent (siehe Abb. 2).

Die kommunistischen Parteien reagierten unterschiedlich auf die neue Lage. Bei fast allen kam es zu einer innerparteilichen Demokratisierung und zur Zulassung unterschiedlicher Strömungen. Uneins war man aber vielfach über den künftigen Kurs, was zu erneuten Spaltungen führte: Das Spektrum reichte vom Festhalten am Marxismus-Leninismus über die Entwicklung demokratisch-sozialistischer, sozialistisch-ökologischer oder links-pluralistischer Positionen bis hin zum Anschluss an die Grünen oder die Sozialdemokratie.

Angesicht des Verlustes der bisherigen Koordinaten wurde der Erhalt der Partei nicht nur für ihre Funktionäre zum Teil Selbstzweck. Da war der Anreiz groß, den freien Platz einzunehmen, der am nächsten lag. In Ländern mit einer schwachen Sozialdemokratie wie Italien, Irland und Island lag es deshalb nahe, sich dorthin zu bewegen, wie es der PCI, die Mehrheit der Arbeiterpartei Irlands und der Volksallianz Islands taten. Den freien grünen Platz besetzten die KP der Niederlande und die IC Kataloniens. Die KPs Portugals, Griechenlands und die AKEL Zyperns blieben beim ML-Bekenntnis. Eine linksradikale Position nahm die KKE ein, die nicht nur in der UdSSR seit 1956 den Revisionismus am Werk sah, sondern den Kapitalismus für unreformierbar erklärte und deshalb jegliche Kooperation mit anderen Linken ablehnt, die nicht den sofortigen Übergang zum Sozialismus anstreben.

Einen linkssozialistischen Weg mit stärkerer Betonung feministischer, ökolo-

---

[23] Siehe: Victor Loupan und Pierre Lorrain, L'argent de Moscou. L'histoire la plus secrète du PCF, Paris 1994.

[24] Die offiziellen Zahlen der DKP waren vor 1989 offenbar stark überhöht. Laut Protokoll eines Gesprächs vom 24.4.1986 soll der DKP-Vorsitzende Herbert Mies Erich Honecker gegenüber gesagt haben, dass es sich bei den 57.800 Mitgliedern, die auf dem Parteitag bekannt gegeben werden sollten, nicht um die reale Zahl handele, sondern diese bei ca. 40.000 liegen würde (siehe: Jürgen Schröder, Westarbeit der SED am Beispiel DKP, in: Deutscher Bundestag (Hg.), Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland" [12. Wahlperiode des Deutschen Bundestages], Band V/3, Deutschlandpolitik, innerdeutsche Beziehungen und internationale Rahmenbedingungen, S. 2307).

gischer und postmaterieller Themen schlugen die VPK Schwedens – die auf den Zusatz Kommunisten verzichtete –, die schon gespaltenen Kommunisten Finnlands, die zusammen den Linksbund gründeten, sowie die schwachen Parteien in der Schweiz und Österreich ein. Die KP Großbritanniens benannte sich in Demokratische Linke um und löste sich bald auf. Die Parteien in Spanien und Frankreich versuchten sich auf einem linkspluralistischen Kurs zu stabilisieren.

Die anderen linken Strömungen konnten nach 1989-91 eher zulegen. Aber trotz gegenüber dem Realsozialismus kritischer Positionen profitierten die einzelnen linkssozialistischen Parteien kaum. Diese Strömung verbesserte ihre Wahlergebnisse vor allem deshalb, weil sie Zuwachs durch ehemalige KPs und durch Neugründungen (z.B. die PDS im Westen der Bundesrepublik) erhielten.

Eine echte Stärkung erfuhren die trotzkistischen Strömungen. Sie hatten den Realsozialismus als Staatskapitalismus bzw. als deformierte Arbeiterstaaten bekämpft und in gewisser Weise recht bekommen, da die kommunistischen Parteien Osteuropas mit ihrem Gesellschaftsmodell gescheitert waren.

Die Depression bei der Linken verflog nur langsam. Nicht nur ihre Gegner, auch eine gewisse Politikwissenschaft hatte die Linke für tot erklärt, weil es keine Alternative zum Kapitalismus mehr gäbe. Typisch für die diesbezügliche Literatur bis in das neue Jahrtausend ist das 1997 erschienene Mammutwerk Donald Sassoons zur Geschichte des Sozialismus in Westeuropa, das die Zukunft der Linken nur in einer Sozialdemokratie vom Typ „New Labour" sieht und sich nur am Rande mit den kommunistischen und anderen Parteien der radikalen Linken beschäftigt. In der Neuausgabe von 2014 beklagt Sassoon zwar die Defensivstrategie der Linken (womit die Sozialdemokratie gemeint ist), erwähnt aber die Erfolge der radikalen Linken mit keiner Silbe.[25] Anders Kate Hudson, die Vorsitzende der altehrwürdigen britischen Campaign for Nuclear Disarmement und heutige Chefin des linken Parteienprojekts Left Unity, die schon 1999 eine neue europäische Linke Gestalt annehmen sah.[26]

Der zweite Teil dieses Aufsatzes zieht eine vorläufige Bilanz der Entwicklung der neuen (und alten) radikalen Linken in Westeuropa seit den 1990er Jahren bis heute. Er beleuchtet die linken Neuansätze in verschiedenen westeuropäischen Ländern und untersucht, ob der linke Niedergang gestoppt werden konnte.

---

[25] Siehe Donald Sassoon, One Hundred Years of Socialism. The West European Left in the Twentieth Century, London 2014.

[26] Siehe: Kate Hudson, European Communism since 1989, London 1999.

Cornelia Booß-Ziegling

Zur Thematisierung der Berufsverbote im Niedersächsischen Landtag

Der Niedersächsische Landtag schickt sich an, mit der Aufarbeitung des sog. „Radikalenerlasses" ein Stück Geschichte der Bonner Republik vor dem Vergessen zu bewahren und die Betroffenen zu rehabilitieren.

Der Antrag

15. Mai 2014 – Niedersächsischer Landtag, letzter Tagesordnungspunkt: Ein Antrag der SPD und der Grünen, eine Kommission zur Aufarbeitung des sog. „Radikalenerlasses" – besser bekannt unter dem Begriff „Berufsverbote" – zu bilden, wird von *allen* Fraktionen *einmütig* unterstützt. Niedersachsen ist damit das erste Bundesland, das sich anschickt, ein unrühmliches Kapitel bundesdeutscher Nachkriegsgeschichte dem Vergessen zu entreißen und – hoffentlich – zu korrigieren. Im Text des Antrags heißt es u. a.:

„Vor diesem Hintergrund stellt der Landtag fest,

- dass politisch motivierte Berufsverbote, Bespitzelungen und Verdächtigungen nie wieder Instrumente des demokratischen Rechtsstaates sein dürfen,
- dass die Umsetzung des so genannten Radikalenerlasses ein unrühmliches Kapitel in der Geschichte Niedersachsens darstellt und das Geschehene ausdrücklich bedauert wird,
- dass die von niedersächsischen Maßnahmen betroffenen Personen durch Gesinnungsanhörungen, Berufsverbote, langwierige Gerichtsverfahren, Diskriminierungen oder auch Arbeitslosigkeit vielfältiges Leid erleben mussten,
- dass er den Betroffenen Respekt und Anerkennung ausspricht und sich darüber hinaus bei denen bedankt, die sich z. B. in Initiativen gegen Radikalenerlass und Berufsverbote mit großem Engagement für demokratische Prinzipien eingesetzt haben. "

Weiterhin werden im Antrag gefordert

- die Einrichtung einer Kommission aus Mitgliedern des Landtags, Betroffenen, Vertreter/innen von Gewerkschaften und Initiativen zur Aufarbeitung der Schicksale und politischen und gesellschaftlichen Rehabilitierung,
- die politische und gesellschaftliche Aufarbeitung,
- eine wissenschaftliche Begleitung,
- die öffentliche Darstellung der Kommissionsergebnisse und
- die Verwendung der Ergebnisse im Rahmen der politischen Bildung in Niedersachsen.

Der sog. „Radikalenerlass" wurde 1972 von der Ministerpräsidentenkonferenz unter dem Vorsitz von Kanzler Willy Brandt beschlossen. Danach sollten

„Personen, die nicht die Gewähr bieten, jederzeit für die freiheitlich demokratische Grundordnung einzutreten" aus dem Öffentlichen Dienst ferngehalten bzw. entlassen werden.

Faktisch und fast ausschließlich richtete der „Radikalenerlass" sich gegen politisch Aktive aus einem breiten linken Spektrum bis hin zu antifaschistischen und Friedensorganisationen. Er führte zu einer in Europa beispiellosen Jagd auf sog. „Verfassungsfeinde". Lehrer/innen, Lokführer, Briefträger – 3,5 Millionen Menschen wurden durch den Verfassungsschutz bespitzelt und überprüft. Es gab 11 000 Berufsverbotsverfahren, und etwa 1 500 Menschen wurde durch ein Berufsverbot die materielle Existenzgrundlage entzogen.

Bis weit in die 1990er Jahre hinein waren Meinungsfreiheit und die Wahrnehmung demokratischer Grundrechte wie Teilnahme an Demonstrationen oder Kandidatur bei Wahlen durch Berufsverbot bedroht. Das vergiftete das gesamte politische Klima in unserer Gesellschaft – durchaus bis heute.

Mit-Urheber Willy Brandt bezeichnete die Berufsverbote später als „Irrtum", und seit den 1980er und 1990er Jahren wurde der sog. „Radikalenerlass" z. T. wegen Lehrerüberschusses und in Niedersachsen z. B. durch einen Kabinettsbeschluss der rot-grünen Landesregierung unter Gerhard Schröder nicht mehr angewendet. Vom Berufsverbot Betroffene wurden teilweise wieder eingestellt, sogar verbeamtet. Niemals jedoch wurde der sog. „Radikalenerlass" offiziell abgeschafft, und niemals wurden die Betroffenen rehabilitiert – geschweige denn für die massiven Eingriffe in ihr (Berufs-)Leben und die nicht unerheblichen materiellen Nachteile (z.B. Entwertung der Berufsausbildung; Einkommens- und Renteneinbußen) entschädigt. Noch im Jahr 2005 gab es ein Berufsverbot in Baden-Württemberg, das allerdings höchstinstanzlich aufgehoben wurde.

40 Jahre Berufsverbote und ein Neuanfang

Der 40. Jahrestag des sog. „Radikalenerlasses" am 28. Januar 2012 war gewissermaßen eine Initialzündung für die Aufarbeitung dieser politischen Verfolgung in der Bonner Republik. Es entstand ein bundesweites Netzwerk vom Berufsverbot Betroffener, das seitdem mit einer Vielzahl von Aktionen und Veranstaltungen an das Unrecht erinnert und die endgültige Abschaffung des sog. „Radikalenerlasses" und volle Rehabilitierung der Opfer fordert.[1]

Höhepunkte des Jahre 2012 waren neben vielen Veranstaltungen in allen Bundesländern

- der bundesweite Aufruf „40 Jahre Berufsverbot – Betroffene fordern: endlich Aufarbeitung und Rehabilitierung!";
- eine Konferenz der GEW in Göttingen im März 2012 mit einem Beschluss des Hauptvorstands, in dem u. a. die Berufsverbote als verfassungswidrig klassifiziert und die Rehabilitierung Betroffener gefordert

[1] Vgl. www.berufsverbote.de.

werden und sich die GEW für ihren Umgang mit Betroffenen (Unvereinbarkeitsbeschlüsse, Ausschlüsse etc.) entschuldigt;

- eine Konferenz von ver.di und GEW Hessen im Mai in Frankfurt/M.;
- ein Aktionstag Betroffener im Juni in Berlin vor der Ministerpräsidentenkonferenz und dem Kanzleramt mit einer von der Fraktion der Linken unterstützten Petition im Bundestag (die später abgelehnt wurde);
- eine Berufsverbote-Konferenz im Oktober in Köln mit Ideen und Verabredungen für die weitere Zusammenarbeit.

Der Vorlauf in Niedersachsen

Der 40. Jahrestag des sog. „Radikalenerlasses" markiert auch den Anfang unserer niedersächsischen Initiative gegen Berufsverbote. Vor allem aber haben wir uns zusammengefunden, um einen von der Linkspartei Ende Januar 2012 im Niedersächsischen Landtag eingebrachten ersten Berufsverbots-Antrag – ähnlichen Inhalts wie der jetzt vorliegende – außerparlamentarisch zu begleiten. Unsere Ziele sind dabei nicht nur die politische und geschichtliche Aufarbeitung, die endgültige Abschaffung sowie unsere volle Rehabilitierung, d. h. politisch, moralisch, juristisch und materiell. Es geht uns insbesondere auch um die Korrektur der Darstellung der Bonner Republik als lupenreine Demokratie und letztendlich auch um die Abschaffung des sog. „Verfassungsschutzes" – nicht nur aus eigener leidvoller Erfahrung.

Und es geht uns darum, einen Beitrag zu leisten gegen den in unserer Gesellschaft immer noch vorhandenen Antikommunismus. Seit dem Kaiserreich über die Weimarer Republik, die Nazi-Diktatur und später die Bonner Republik lebt dieses kapitalistische System bis heute davon und jegliches Gedankengut, das ihm von links gefährlich werden könnte, wird systematisch diffamiert und bekämpft. Zwei unerträgliche Beispiele aus der letzten Zeit: Biermann im Bundestag zum Gedenken an den Mauerfall vor 25 Jahren und Gauck zur Regierungsbildung in Thüringen mit Bodo Ramelow als Ministerpräsident.

Unsere niedersächsische Initiative arbeitet seit 2012 kontinuierlich zusammen. Wir treffen uns in einer kleinen Gruppe von Betroffenen aus Hannover und Umland ca. einmal monatlich. Hilfreich sind bei unserer Arbeit langjähriges politisches Engagement im hannoverschen Raum, eine Vielzahl von lokalen Kontakten und die Verankerung in gesellschaftlichen Organisationen wie z. B. den Gewerkschaften. Wir haben aber auch gute Erfahrungen damit gemacht, uns mit dem Thema Berufsverbote durch direkte Ansprache übers Internet, per Mail oder Telefon neue unterstützende Kontakte zu erschließen.

2012 haben wir mit Radiosendungen im unabhängigen hannoverschen Internet-Radio Flora, mit Presse- und Öffentlichkeitsarbeit wie z. B. mit einem offenen Brief an den damaligen CDU-Ministerpräsidenten das Thema „Radikalenerlass" lebendig gehalten. Unterstützt wurden wir u. a. von der GEW Niedersachsen durch eine Pressekonferenz für und mit uns in ihren Räumen. An

einer zweiten öffentlichen Pressekonferenz direkt vor dem Landtag nahmen Landtagsabgeordnete der Linken, der SPD und der Grünen teil, ebenso der Landesvorsitzende der GEW, Eberhard Brandt. Leider konnte dies nicht verhindern, dass der erste Berufsverbots-Antrag von 2012 mit der damaligen schwarz-gelben Regierungsmehrheit abgelehnt wurde.

In lokalen Gremien waren wir erfolgreicher, so wurden z. B. angenommen

- ein Antrag zur Aufhebung der Berufsverbote und Rehabilitierung Betroffener im hannoverschen Stadtteilbezirksrat Linden-Limmer (21.03.2012);
- ein Antrag im Rat der Stadt Hannover, in dem der Niedersächsische Landtag aufgefordert wird, eine Kommission zur Aufarbeitung der Berufsverbote und zur Erarbeitung von Möglichkeiten der Rehabilitierung einzurichten (20.07.2012).
- Die Regionsversammlung der Region Hannover lehnte im März einen ähnlichen Antrag zu den Berufsverboten (Stellungnahme, Rehabilitierung) nicht aus inhaltlichen Gründen, sondern wegen Nichtzuständigkeit ab (20.03.2012).
- 2013 haben wir in Hannover, unterstützt von der GEW, der Rosa-Luxemburg-Stiftung und ver.di, eine zweite bundesweite Konferenz gegen Berufsverbote ausgerichtet und dies mit einer sehr erfolgreichen Veranstaltung mit dem Thema „Verfassungsschutz – Gefahr für die Demokratie?!" verbunden.

... und die Konsequenzen

Der neue niedersächsische Landtagsantrag nach dem Regierungswechsel wurde vorbereitet durch eine wieder von der GEW unterstützte Aktion im Januar 2014. Durch ihre öffentliche Unterschrift unter eine Tafel mit dem Antragstext bekräftigten die Fraktionen der SPD und der Grünen ihre Absicht, den Antrag zur Aufarbeitung des sog. „Radikalenerlasses" in dieser Legislaturperiode wieder aufzunehmen. Und so ist es dann auch geschehen.

Der Debatte dazu im Landtag folgte die Überweisung an den Innenausschuss, und dieser beraumte für den Oktober 2014 eine Anhörung zum Thema an. Geladen wurden der DGB, eine Vertreterin unserer Initiative, der Niedersächsische Beamtenbund – möglicherweise auf Initiative der FDP? – und auf Wunsch der CDU drei Professoren, die dem äußersten rechten Spektrum zuzurechnen sind, Chefideologen des sog. „Verfassungsschutzes" und als Vertreter von Totalitarismus- und Extremismustheorien Profiteure der Wiedervereinigung.

Die Anhörung vor dem Innenausschuss fand dann am 9. Oktober 2014 statt. Zuvor gab es am Denkmal der „Göttinger Sieben" vor dem Niedersächsischen Landtag eine von unserer Initiative organisierte Kundgebung. Die „Göttinger Sieben" waren eine Gruppe von Göttinger Professoren, die 1837 gegen die Aufhebung der Verfassung im Königreich Hannover protestierten und dafür mit Berufsverboten belegt bzw. des Landes verwiesen wurden. In Anwesenheit einer Vielzahl niedersächsischer Berufsverbots-Betroffener befürworteten

u. a. die Landtagsabgeordneten Meta Janssen-Kucz für die Grünen und Michael Höntsch für die SPD sowie Rüdiger Heitefaut für den DGB bzw. die GEW den im Landtag vorliegenden Antrag.

Die anschließende Anhörung wurde wegen des großen öffentlichen Interesses in den Plenarsaal des Landtags verlegt. Zur Überraschung der Mitglieder des Innenausschusses und des Publikums erschienen die auf Wunsch der CDU und der FDP Geladenen allesamt nicht. Der Vertreter des Niedersächsischen Beamtenbundes sowie die Professoren Uwe Backes und Eckhard Jesse blieben ohne Entschuldigung der Anhörung fern – ein Punktsieg für unsere Initiative. Wir hatten uns zuvor in einem Radiofeature[2] ausführlich mit ihren Positionen auseinandergesetzt.

Prof. Josef Isensee, emeritierter Jurist, hatte bereits vorher abgesagt. Hier eine Kostprobe aus seinem Brief an den Präsidenten des Niedersächsischen Landtags: „.... geht es erkennbar darum, dem Linksextremismus der Siebziger und Achtziger Jahre einen Persilschein auszustellen und eine rechtsstaatliche Märtyrerkrone aufzusetzen, den Rentnern der APO eine späte Genugtuung zu bereiten, als Nebeneffekt frühere Landesregierungen zu denunzieren, daß sie gegen die Verfassung verstoßen hätten. Die Antragsteller bedienen sich des rechtsfremden und rechtsverbiegenden Agitprop-Schlagwortes vom ‚Berufsverbot' – ein Zeichen dafür, daß sie gar nicht darauf ausgehen, die Praxis juristisch zu analysieren und in eine sachliche Diskussion der damaligen wie der heutigen Rechtslage einzutreten. ... Vollends erinnert der Text nicht an das grundgesetzliche Leitbild einer abwehrbereiten Demokratie. ... Der Antrag ist indiskutabel."

Hier spricht ein ewig-gestriger Konservativer, der bis heute nicht akzeptieren kann, dass die Berufsverbote eklatant gegen unser Grundgesetz verstoßen haben, das zu verteidigen sie vorgaben.

Die Forderungen des DGB – ein Highlight!

Für die Betroffenen habe ich selbst im Landtag Stellung bezogen. Aber besonders hervorzuheben ist die „Stellungnahme des DGB und der Mitgliedsgewerkschaften" des DGB Bezirk Niedersachsen-Sachsen-Anhalt-Bremen, ein bemerkenswertes Positionspapier, das bei der Anhörung von der Kollegin Lea Arnold bzw. dem Kollegen Rüdiger Heitefaut vorgetragen wurde.

Das DGB-Papier enthält als Schwerpunkt insbesondere Forderungen zur materiellen Entschädigung von Berufsverbots-Opfern. In seinem Papier stellt der DGB zunächst fest: „Basierend auf der Beendigung der Berufsverbotepraxis durch die 1990 neu gewählte rot-grüne Landesregierung wäre es nun an der Zeit, dass die jetzige rot-grüne Landesregierung in einem weiteren Schritt die Aufarbeitung mit einer vollständigen Rehabilitierung und einem Ausgleich für erlittene Benachteiligungen in materieller und immaterieller Sicht weiter führt. Der DGB erwartet daher Schritte, um den Betroffenen Möglichkeiten zu

---

2 Bei www.radioflora.de nachzuhören.

eröffnen insbesondere die Folgen einer durch die Berufsverbotepraxis lückenhaften Erwerbsbiografie auszugleichen."

Als konkrete Maßnahmen werden im Einzelnen gefordert:

- die Prüfung von Nachversicherungsmöglichkeiten in der Gesetzlichen Rentenversicherung und Nachversicherung durch das Land;
- ein finanzieller Ausgleich für Rentner/innen, deren Renten unwiderruflich beschieden sind, über eine Fondslösung;
- die Anerkennung von Berufsverbotszeiten als ruhegehaltsfähig für Beamt/innen im Dienst;
- ein Nachteilsausgleich für Ruhestandsbeamt/innen über die Fondslösung;
- analog die Einbeziehung von Hinterbliebenen (Ehe- und Lebenspartner/innen und Kindern) in die Fondslösung;
- die Finanzierung des Entschädigungsfonds durch das Land Niedersachsen;
- ein Beirat aus Vertreter/innen von Betroffenen, dem Land und der Gewerkschaften zur Bearbeitung und Bewilligung von Anträgen und Festsetzung der Entschädigungssummen.

Diese Forderungen ergänzen den Landtagsantrag entscheidend. Dort ist die materielle Rehabilitierung der Betroffenen gänzlich ausgeklammert. Auch die Abgeordneten von SPD und Grünen haben sich in Interviews und im Gespräch in dieser Frage immer sehr bedeckt gehalten. Sie sehen die Verantwortung für eine evtl. materielle Entschädigung beim Bund – aus gutem Grund: Das Land Niedersachsen ist hoch verschuldet und die Kassen sind leer.

Perspektiven

Noch ist der Antrag zur Aufarbeitung des sog. „Radikalenerlasses" im Niedersächsischen Landtag nicht beschlossen. Nach der Anhörung wurde er nicht weiter behandelt. Und nicht zu unterschätzen ist der Widerstand, der ihm seitens der Rechten, d. h. der CDU-Fraktion und der noch im Landtag vertretenen FDP entgegengebracht wurde. Beide Fraktionen haben zwar bei der Einbringung und ersten Diskussion ihre konstruktive Mitarbeit bekundet. Doch gab es schon gleich aus ihren Reihen Zwischenrufe wie „Es ging doch um Kommunisten" – ein erster Hinweis auf Störmanöver, die noch folgen sollten.

Die Ladung rechtslastiger Professoren als vermeintlich Sachverständige zur Anhörung ist als weiterer Versuch zu werten, einen positiven Entscheid über den Berufsverbots-Antrag zu verhindern. Und gleich in der nächsten Landtagssitzung am 22. Oktober 2014 brachte der niedersächsische CDU-Chef Thümler einen – gewissermaßen – ergänzenden Antrag ein mit dem Titel „Verrat an der Freiheit – Machenschaften der Stasi in Niedersachsen aufarbeiten". Dazu soll eine Enquete-Kommission eingerichtet werden. Dieser Antrag wurde von allen Fraktionen unterstützt, angenommen und an den Ältestenrat weiter verwiesen.

Ein weiterer Störfaktor – ganz sicher von der CDU als solcher gemeint. Aber vielleicht sogar ein Eigentor: setzt dieser Antrag doch implizit die Berufsver-

bote der Bonner Republik und die damit verknüpften Machenschaften des Verfassungsschutzes der Stasi-Tätigkeit und den Stasi-Opfern gleich. Der Niedersächsische Landtag hat sich mit beiden Anträgen sehr viel an historischer Aufarbeitung vorgenommen. Wo wird er wohl den Schwerpunkt setzen? Wird die Aufarbeitung der Berufsverbote tatsächlich in Angriff genommen? Wird es eine arbeitsfähige Kommission dazu geben und wird sie im Sinne des vorliegenden Antrags tätig werden? Wir sind gespannt.

Aber wir bleiben natürlich nicht untätig. Unsere Initiative wird auch weiterhin diesen Prozess mit außerparlamentarischen Aktionen unterstützen und hoffentlich positiv befördern. Zunächst haben wir dem Innenausschuss Vorschläge für eine Besetzung der Kommission unterbreitet. Dazu gehören u. a.

- Prof. Dr. Wolfgang Wippermann, Historiker aus Berlin, der sich besonders mit der den Berufsverboten zugrunde liegenden Totalitarismusideologie auseinandergesetzt hat;
- der Historiker Dr. Dominik Rigoll, Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Universität Jena, der die Vorgeschichte der Berufsverbote seit den 1950er Jahren erforscht und in seinem sehr lesenswerten Buch „Staatsschutz in Westdeutschland" beschrieben hat;
- Prof. Dr. Josef Foschepoth, Professor für Neuere und Neueste Geschichte der Universität Freiburg, der der sich mit der Geschichte der Repression in der Bundesrepublik Deutschland befasst, und
- Dr. Rolf Gössner, RA, Publizist, Stellv. Richter am Staatsgerichtshof in Bremen, der sich seit langem mit der Rolle der Polizei und der Geheimdienste beschäftigt.

Der Kampf geht weiter

Sowohl der Landtagsantrag als auch das DGB-Papier zu den Berufsverboten bieten mit ihren Einschätzungen und Forderungen auch für andere Bundesländer hervorragende Anknüpfungspunkte. Und es tut sich etwas.

Ein erstes Ergebnis: In der Hamburger Bürgerschaft ist die Fraktion der Linken tätig geworden und hat fast gleich lautend einen Antrag formuliert, der in der nächsten Legislaturperiode eingebracht werden soll. SPD-Fraktion und Grüne haben in Gesprächen bereits ihre prinzipielle Unterstützung geäußert.

In Baden-Württemberg ist Ministerpräsident Kretschmann, selbst seinerzeit vom Berufsverbot betroffen, bisher nur unangenehm zu diesem Thema aufgefallen. Kretschmann in einem Interview zum sog. „Radikalenerlass": „... so was würden wir heut natürlich nicht mehr machen, aber dass wir jetzt nicht Kommunisten in den Staatsdienst lassen, daran hat sich sicher nichts geändert..." Nun hat er sich nach einer Kundgebung von Betroffenen am Tag der Menschenrechte vor dem Stuttgarter Landtag gegenüber dpa immerhin für eine wissenschaftliche Aufarbeitung ausgesprochen – wenn auch nicht im Parlament, so doch an den Hochschulen. Die Betroffeneninitiative in Baden-Württemberg wird uneingeschränkt von der GEW unterstützt, und auch hier

geht es weiter in Richtung Aufhebung des sog. „Radikalenerlasses" und Rehabilitierung.

Ebenso gibt es in Nordrhein-Westfalen in Sachen Berufsverbot viel versprechende Kontakte zur GEW und zu einzelnen Landtagsabgeordneten.

In Niedersachsen arbeiten wir zurzeit an einer Wanderausstellung zum Thema Berufsverbote. Sie soll noch in diesem Jahr in Hannover eröffnet werden und, von Veranstaltungen flankiert, unser Anliegen im ganzen Land weiter vorantreiben – bis nach Berlin zum Bundestag.

Repression und politische Verfolgung in der Bonner Republik werden bis heute verschwiegen und geleugnet. Wir Berufsverbots-Betroffene sind Zeitzeugen dafür und haben die Aufgabe, dieses Unrecht vor dem Vergessen zu bewahren. Und wir fordern unsere volle Rehabilitierung nicht nur für uns persönlich, sondern für unsere Gesellschaft insgesamt. Wir treten damit ein für eine Bundesrepublik, die zu ihrer Nachkriegsgeschichte steht – im Westen wie im Osten – und in der es ein glasklares Einverständnis darüber gibt, dass – und das ist noch einmal ein Zitat aus dem niedersächsischen Antrag – „politisch motivierte Berufsverbote, Bespitzelungen und Verdächtigungen nie wieder Instrumente des demokratischen Rechtsstaates sein dürfen."

Damit unsere Demokratie etwas kompletter wird: Weg mit den Berufsverboten – endlich und endgültig!

express
ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT

Diskussionsforum für
- Elemente & **Strategien** einer gewerkschaftlichen Anti-Konzessionspolitik
- Texte zu und aus **Theorie & Praxis** der internationalen ArbeiterInnenbewegung
- **Perspektiven** jenseits betrieblicher & nationaler Standortpolitik
- **Berichte** über nationale & internationale Arbeitskämpfe
- Debatten und **Kommentare** zur Politik der Ökonomie

Niddastr. 64, 60329 FRANKFURT
Tel. (069) 67 99 84
express-afp@online.de
www.express-afp.info

Probelesen?! kostenfreies Probeexemplar anfordern!!

Ekkehard Lieberam

Zur marxistischen Sicht auf Staat, Politik, Recht und Verfassung

Mit Wolfgang Abendroth gehe ich davon aus: „Voluntaristische Praxis ohne theoretisches Konzept ist blind und erreicht nichts".[1] Vom Niveau des politischen und strategisch-konzeptionellen Denkens einer linken Partei, vom Verständnis der arbeitenden Klasse über ihre Lage und ihre Interessen, aber auch vom Niveau des Denkens und Handelns von Sozialistinnen und Sozialisten, die sich im antikapitalistischen Kampf engagieren, hängt ganz erheblich ab, ob der Kampf für eine humanitäre Umgestaltung der Gesellschaft erfolgreich ist oder weitgehend ins Leere geht und in politischen Sackgassen endet. Nicht auf die Praxis gerichtetes Theoretisieren, so merkte Abendroth allerdings an der gleichen Stelle an, „ist eine ebensolche Gefahr".

Von einem sehr erfolgreichen Sozialisten und Schüler von Karl Marx stammt der Satz „Ohne revolutionäre Theorie kann es auch keine revolutionäre Bewegung geben."[2] Geschrieben wurde das 1902. Dietmar Pellmann, Stellvertretender Fraktionsvorsitzender der LINKEN im Sächsischen Landtag, thematisierte auf einer Konferenz am 30. November 2013 in Leipzig das nicht selten sehr niedrige Niveau des theoretischen und politischen Denkens mit den Worten: „Es gibt nicht wenige Jüngere in der Partei, die nach politischer Karriere drängen, bei denen die CDU oft vor Lachen nicht in den Schlaf kommt." Mit Konfuzius könnte man manchmal geneigt sein zu sagen: „Denken, ohne etwas gelernt zu haben – das ist verderblich." (Gespräche II. 15.)

Strukturelle Probleme politischer Intelligenz

Eine Reihe von Erkenntnissen gerade zu Staat, Politik und Recht, die auf Marx und Engels zurückgehen, sind unabdingbare Voraussetzungen von individueller politischer Intelligenz und tragfähiger kollektiver programmatischer Handlungsorientierung. Mehr denn je gilt heute: „Immer muß die Praxis auf die gute Theorie aufgebaut sein".[3] Immanuel Kant hat sich etwa 350 Jahre später in seiner Abhandlung zum Thema „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nichts in der Praxis" ähnlich geäußert.

Gegen die ideologische Macht der kapitalistischen Meinungsmache muss theoretisches Wissen heute im besonderen Maße Leitfaden linker Politik sein: für Sozialistinnen und Sozialisten wie auch für linke Parteien, die diesen Namen als antikapitalistische Parteien tatsächlich verdienen. Dabei geht es nicht darum,

---

1 Wolfgang Abendroth, Politisches Unbehagen organisieren, in: Konkret, H. 12/1962, S. 11.

2 W. I. Lenin, Was tun?, in: W. I. Lenin, Werke Band 5, Berlin 1955, S. 379.

3 Leonardo da Vinci, [Über die Wissenschaft], in: Philosophen-Lesebuch, Bd. 1, Berlin 1988, S. 341.

Glaubenskämpfe zu führen, genügend Zitate von Marx und Engels zu kennen, mit denen man seine Kontrahenten wie mit Felsbrocken aus einem Steinbruch bewerfen kann. Es geht um die Kenntnis der marxistischen Theorie als theoretische Bewegung, als Theorie der Gesellschaft, der Geschichte, der Emanzipation, der Politik, als nach vorne offenes Theoriesystem zum Begreifen und Verändern der Welt (einschließlich nicht zuletzt der Kenntnis der strittigen Probleme). Geschichtlich wirksam wird Theorie allerdings nur dann werden, wenn sie sich mit einflussreichen gesellschaftlichen Bewegungen zu verbinden vermag.

Von besonderer Bedeutung sind:

Die Fähigkeit zur Analyse der kapitalistischen Produktionsweise, der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse und des historischen Platzes der derzeitigen Epoche des Kapitalismus.

Die Kenntnis der politischen und theoretischen Erfahrungen und Probleme, die sich aus dem mittlerweile mehr als 200 Jahre währenden Kampf um soziale Reformen und um eine neue Gesellschaft der Freien und Gleichen ergeben.

Die Fähigkeit, das tägliche politische Illusionstheater hinter dem permanenten politischen Karneval sowie die interessengeleitete Propaganda der Besitzenden und Mächtigen zu durchschauen und taugliche Wege zur Entwicklung von Gegenmacht zu erkennen.

Marxismus ist auf Wahrheit gerichtet: auf das Erkennen grundlegender innerer Zusammenhänge der Geschichte und der Gesellschaft, auf das Verstehen der Dialektik von Basis und Überbau sowie der inneren Dialektik des Überbaus selbst. Marxismus ist als theoretische Bewegung inmitten der Klassenkämpfe des 19. Jahrhunderts, konkret im Vormärz vor der Revolution von 1848 in Deutschland entstanden. Karl Marx hatte sich zunächst denjenigen Aufklärern in der Tradition Georg W. F. Hegels um Ludwig Feuerbach angeschlossen, die vor allem die Religion vor den Richterstuhl der Vernunft stellten. Mit 25 Jahren begriff er (nach der Einsicht, dass Religion ja bloß „der Geist geistloser Umstände" ist), dass die Kritik der Religion wenig bringt und endlich die Kritik der gesellschaftlichen Zustände beginnen müsse. Es komme darauf an, so sein kategorischer Imperativ, „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist."[4] Marxismus in diesem Sinne ist Handlungstheorie, die nach der *11. Feuerbachthese* bekanntlich die Welt „nicht nur" analysieren, sondern verändern will.[5]

Karl Marx und Friedrich Engels selbst haben ihre Theorien an der sich verändernden Welt mehrfach überprüft und korrigiert. Ihre Schülerinnen und Schüler standen und stehen vor der Aufgabe, ihre Antworten an Hand der geschichtlichen Praxis und des Zustandes der heutigen Welt zu präzisieren. Marxismus, auch die marxistische Staatstheorie, unterliegt dabei immer der Gefahr unklarer Begriffe,

---

4 Karl Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilophie. Einleitung, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke (MEW) Bd.1, S. 385.

5 Karl Marx [Thesen über Feuerbach], in: MEW 3, S. 535.

irriger, unreifer, apologetischer und utopischer Antworten.[6] Bestimmte Umstände befördern dies: ungenügende Kenntnisse, der Druck des Klassengegners, Parteidogmatismus und Fügsamkeit gegenüber dem politischen Gegner.

Mangelnde politische Intelligenz bei Linken hat so nicht primär subjektive, sondern vor allem strukturelle Gründe. Sie tritt selbst bei ausgesprochen klugen und theoretisch gebildeten Menschen auf, die im herrschenden Politikbetrieb Karriere machen wollen. Diejenige Schicht von Politikern einer linken Partei, die beginnt, sich in diesen Politikbetrieb einzuordnen, entwickelt eigene soziale Interessen, die von den Interessen ihrer Anhänger verschieden sind. Damit verbunden ist unweigerlich ein Substanzverlust ihrer Kritik- und Theoriefähigkeit gegenüber den gesellschaftlichen und politischen Zuständen, wie dies derzeit besonders am Niveau der Debatte um Regierungsbeteiligungen auf Landes- und Bundesebene und der damit verbundenen Ignoranz gegenüber den gegebenen machtpolitischen Gegebenheiten nicht zu übersehen ist. Wolfgang Abendroth meinte: „Politische Intelligenz, das zeigt sich immer wieder, haben die integrationistischen Reformisten, die sich kapitalistischen Denkschemata voll unterwerfen, niemals besessen."[7]

Neues Fundament zum Verständnis von Politik, Staat und Recht

Es war nicht das Anliegen von Karl Marx, allgemeine Gesetze der Politik, des Staates und des Rechts aufzudecken und zu formulieren. Was er wollte und tat, war der politischen Theorie „ein neues Fundament" zu geben. Sein bleibendes Verdienst ist es, die ökonomischen Bewegungsgesetze der kapitalistischen Produktionsweise aufgedeckt und deren Janusköpfigkeit in Bezug auf Zivilisation und Barbarei enthüllt zu haben. Karl Marx gab tragfähige Antworten auf die Fragen nach dem Subjekt der Politik. Die Revolution verstand er als höchsten Akt der Politik.[8] Der ökonomische Kampf werde durch die Naturgesetze des Kapitalismus hervorgerufen. Er müsse durch die politische Aktion verstärkt werden, die auf konkrete Erfolge für die Lohnarbeiter abzielt und zugleich die Entscheidungsschlacht vorbereitet. „Das war das Konzept von Marx, dass niemals die konkreten Interessen der Arbeiter missachtete, aber stets bestrebt war, die Arbeiter zu politisieren und mit dem Ziel der Revolution zu verbinden."[9]

Seine Schülerinnen und Schüler standen allerdings alsbald vor einer veränderten Situation, die auch heute gegeben ist: Die kapitalistische Produktionsweise erwies sich als sehr entwicklungsfähig. Linke Politik konnte und kann nicht auf die Vorbereitung einer Revolution reduziert werden. Sie muss sich heute darauf einstellen, über längere Zeiträume politische Abwehrkämpfe gegen die anhaltende

---

6 Vgl. Uwe-Jens Heuer, Vom theoretischen Gewinn der Niederlage, Vorwort, in: Marxismus und Demokratie, Baden-Baden 1990, S. 11 f.

7 Wolfgang Abendroth, Ein Leben in der Arbeiterbewegung. Gespräche, aufgezeichnet und herausgegeben von Barbara Dietrich und Joachim Perels, Frankfurt am Main 1976, S. 255.

8 Vgl. Uwe Jens Heuer, Marxismus und Politik, Hamburg 2004, S. 204 ff.

9 Ebenda, S. 75.

neoliberale Kapitaloffensive zu führen, für soziale und politische Verbesserungen zu kämpfen, zugleich für gesellschaftspolitische Alternativen zu mobilisieren und dabei das Ziel einer sozialistischen Gesellschaft nicht aus dem Auge zu verlieren.

Indem Karl Marx der politischen Theorie durch seine Kritik der politischen Ökonomie ein neues Fundament gab, entwickelte er zugleich Grundsätze zum Verständnis der Politik, des Staates und des Rechts. Ich will mich auf fünf derartige Grundsätze beschränken, wohl wissend, dass damit das Marxschen Politik- und Staatsverständnis keineswegs erschöpft ist (dazu gehört nicht zuletzt auch das Verständnis von Staat und Recht als historische Kategorien, die ihren Anfang und ihr Ende haben).

Erstens geht es gerade auch hinsichtlich von Staat und Recht um das generelle Problem von Wesen und Erscheinung politischer Institutionen.

Marx und Engels gingen mit Hegel davon aus, dass jeweils die Oberfläche der Erscheinungen durchstoßen werden muss, um zu deren Wesen zu gelangen. „Alle Wissenschaft wäre überflüssig", so Karl Marx, „wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen."[10] Auch hinsichtlich Staat, Politik und Recht ist wissenschaftliche „Wahrheit ... immer paradox vom Standpunkt der alltäglichen Erfahrung, die nur den täuschenden Schein der Dinge wahrnimmt."[11] Der Staat z. B. erscheint u. a. als tatsächlicher Repräsentant der Gesellschaft, ist aber nur deren „offizieller Repräsentant", ein institutionelles Gewaltverhältnis im Interesse der ökonomisch Herrschenden. Verfassung ist nicht nur das mehr oder weniger umfangreiche grundlegende Normengefüge des Rechts, sondern darüber hinaus ein Dokument mit jeweils historisch in den Klassenauseinandersetzungen entstandenen juristischen Grenzmarken für den weiteren Klassenkampf.

Zweitens sind „Rechtsverhältnisse und Staatsformen" nach Karl Marx weder aus sich heraus noch aus der allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes zu verstehen. Sie wurzeln in den materiellen Lebensverhältnissen.[12]

Die Anatomie der bürgerlichen Gesellschaft samt ihrer politischen Institutionen ist in der politischen Ökonomie zu suchen. Daraus folgt die Marxsche Theorie von Basis und Überbau, einprägsam im dritten Band des *Kapital* formuliert: Es gibt jeweils ein „inneres Geheimnis", eine „verborgne Grundlage" der ganzen politischen Konstruktion. Diese Grundlage ist das gesellschaftliche Verhältnis der Eigentümer der Produktionsbedingungen zu den unmittelbaren Produzenten. Aus diesen Verhältnissen, die jeweils konkrete „Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse" begründen, wächst die „politische Form des Souveränitäts- und Abhängigkeitsverhältnisses" hervor, die durch verschiedene empirische Umstände „unendliche Variationen und Abstufungen in der Erscheinung zeigen kann".[13]

---

[10] Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Dritter Band, in: MEW 25, S. 825.

[11] Karl Marx, Lohn, Preis und Profit, in: MEW 16, S. 129.

[12] Vgl. Karl Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie. Vorwort, in: MEW 13, S. 8.

[13] Karl Marx, Das Kapital, Dritter Band, a.a.O., S. 799f.

Drittens besteht die Lösung der Staatsfrage nicht in einer bloßen Verbesserung des Staates mittels neuer demokratischer Formen (wobei dies, wie die geschichtlichen Erfahrungen im Kapitalismus lehrten, in der Regel sehr unterstützenswert ist).

„*Ohnmacht*" sei, so Karl Marx, das „*Naturgesetz* der Administration". Es entspringe „aus der unsozialen Natur dieses bürgerlichen Lebens, dieses Privateigentums, dieses Handels, dieser Industrie, dieser wechselseitigen Plünderung der verschiedenen bürgerlichen Kreise".[14] Erkämpfung der Demokratie müsse gegen und außerhalb des kapitalistischen Staates erreicht werden. Die Staats- und Demokratiefrage müsse als Eigentumsfrage und Machtfrage (Eroberung der Macht der Arbeiterklasse) begriffen und gestellt werden. Die politische Ohnmacht könne und müsse, so Marx und Engels dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, durch die Schaffung von Gegenmacht begrenzt und schließlich überwunden werden

Viertens gibt es keine Autonomie von Politik, Staat und Recht gegenüber der herrschenden Klasse, deren politisches Instrument der Staat ist. Eine relative Selbständigkeit des Staates ist gegeben.

Aus dieser Sicht ist die Dominanz der Ökonomie über die Staatspolitik keine Ausnahme im Verhältnis von Ökonomie und Politik im Kapitalismus. Sie ist der Normalfall. Linke Politik darf so auch niemals etwa als eine bloße Willensfrage verstanden werden. Friedrich Engels verwies bereits darauf, dass es durchaus eine „Rückwirkung der Staatsmacht auf die ökonomische Entwicklung" gebe[15] Karl Marx verwies auf die politische Macht als „ökonomische Potenz"[16]. Soweit „Rückwirkungen" des Staates von der Arbeiterklasse erzwungen wurden, haben sie Staatspolitik und Recht deutlich beeinflusst. Es gibt außerdem nach Marx und Engels immer wieder Erscheinungen einer „Selbständigkeit" und „Verselbständigung" der staatlichen Exekutive gegenüber den um den Besitz der Staatsmacht kämpfenden Klassen und Klassenfraktionen. Karl Marx sah besonders im Bonapartismus eine derartige „Ausnahmesituation" des Staates.

Fünftens ist nach Karl Marx der Staat nicht die eigentliche Triebkraft der Geschichte, sondern der Kampf der Klassen für ihre Interessen.

Karl Marx hat den Schlüssel zum Verständnis der geschichtlichen Entwicklung, so Franz Mehring, „in der der von Hegel ‚missachteten Gesellschaft'" gefunden.[17] Hegel sah im Staat geradezu die „politische Weltgeschichte" bzw. den „Gang Gottes durch die Geschichte". „Indem die Politik (durch Marx – E. L.) als der eigentliche Beweger der Weltgeschichte entthront wird, rückt die ‚Naturgesetzlichkeit' des Kapitalismus an ihre Stelle."[18] Vor „Etatismus" oder

---

[14] Karl Marx, Kritische Randglossen zu dem Artikel eines Preußen, in: MEW 1, S. 401.

[15] Friedrich Engels an Conrad Schmidt, 27. Oktober 1890, in: MEW 37, S. 490.

[16] Karl Marx, Das Kapital, Erster Band, in: MEW 23, S. 799.

[17] Franz Mehring, Karl Marx, Berlin 1960, S. 70.

[18] Uwe-Jens Heuer, Marxismus und Politik, a.a.O., S. 33.

Staatsvergötterung (ob nun im Kapitalismus oder bezogen auf den Sozialismus) sollten Marxisten sich ebenso hüten wir vor einer Frontstellung gegen den Staat, mittels dessen die jeweils ökonomisch herrschende Klasse nun einmal die politische Macht ausübt und die Gesellschaft leitet. Im 1. Entwurf des *Bürgerkrieges in Frankreich* hatte Marx noch von der Kommune als „eine[r] Revolution gegen den Staat selbst, gegen diese übernatürliche Fehlgeburt der Gesellschaft" gesprochen. In der endgültigen Fassung entfiel diese Einschätzung. Er sprach vom „Schmarotzerauswuchs" und unterschied „die bloß unterdrückenden Organe der alten Regierungsmacht" von „berechtigten Funktionen". Die Letzteren müssten „verantwortlichen Dienern der Gesellschaft zurückgegeben werden".[19]

Staatsbegriff im Widerstreit

Theorie, die auf politische Praxis gerichtet ist, braucht dafür taugliche Begriffe. Diese müssen uns erlauben, die Dinge zu begreifen, ihre Widersprüchlichkeit aufzudecken und geeignet sein, als Richtschnur für politische Praxis und Strategie zu dienen. Sie sind Denkmittel, mit denen wir das Erkannte behandeln. Dabei ist Theorie immer reichhaltiger als Begriffe und die Praxis stets reichhaltiger als die Theorie.

Gerade auch hinsichtlich der Staatsfrage, der Macht- und Herrschaftsverhältnisse gibt es unter Marxistinnen und Marxisten im Zusammenhang mit der Begrifflichkeit mehr offene als geklärte Probleme. Ich sehe das nicht als besonders tragisch an. Zu unterscheiden ist dabei allerdings zwischen der Verwendung unterschiedlicher Begriffe bei geringen Meinungsverschiedenheiten und tatsächlichen grundlegenden inhaltlichen Differenzen.

Wohl das wichtigste Problem ist die z. T. massive Kritik der Grundposition von Marx und Engels zum Staat als „Instrument", „Maschine" oder „Werkzeug" der herrschenden Kapitalistenklasse seitens einiger Theoretiker, die sich durchaus in der Tradition von beiden sehen. Das sei zu eng, wird von Nicos Poulantzas gesagt. Der Staat dürfe nicht als „ein abgeschlossenes Wesen begriffen werden." Er sei, wie auch das Kapital, ein Verhältnis, nämlich „die materielle Verdichtung eines Kräfteverhältnisses zwischen Klassen und Klassenfraktionen".[20] Ich sehe da eine Differenz, aber auch Missverständnisse.

Solche komplexen Erscheinungen wie Staat und Gesellschaft, sagte schon Hegel, sind „herb" zu fassen. Sie müssen in ihrer Vielschichtigkeit gesehen werden, unter ganz bestimmten Gesichtspunkten auf den Begriff gebracht werden. Begriffe wie „Instrument" und „Klassenverdichtung" tun dies in Bezug auf das Verhältnis des Staates zu den Gesellschaftsklassen – jedoch in verschiedenen Zusammenhängen. Es geht um das Beziehungsgefüge, in der die eine oder andere Bedeutung wichtig ist. Der Staat ist Instrument der herrschenden Klasse und nach Marx und Engels zugleich „die Form, in welcher die Individuen einer herrschenden Klasse ihre gemeinsamen Interessen gel-

---

[19] Karl Marx, Der Bürgerkrieg in Frankreich, in: MEW 17, S. 541 und 340.

[20] Nicos Poulantzas, Staatstheorie, Hamburg 2002, S. 159.

tend machen und die ganze bürgerliche Gesellschaft einer Epoche sich zusammenfaßt".[21]

Der Staat der BRD ist Vieles. Er ist ein vielschichtiger Apparat der öffentlichen politischen Gewalt (mit derzeit 4,6 Mill. Staatsangestellten). Er ist ein Verwaltungsapparat, um Klassenfunktionen, aber auch „berechtigte Funktionen" wahrzunehmen. Der Staat ist ein ganz wichtiger politischer Akteur. Er spielt eine zentrale Rolle in der Wirtschaft. Trotz der Privatisierungen ist er auch heute immer noch der größte Kapitalist der Bundesrepublik mit 109 Beteiligungen an kapitalistischen Unternehmen. Und er ist der größte Bankier. Er ist kein „Schatten der Ökonomie", sondern eine enorme ökonomische Potenz, eine Art riesige Schleuse, über die staatliche Gelder in die in die Tresore der Banken und Konzerne fließen. Er gewährt Kredite und Subventionen. Er gestaltet das Wirtschaftsrecht entsprechend dem Wollen der Unternehmerverbände bzw. unter dem Einfluss konkurrierender Kapitalfraktionen. Der Staat der Bundesrepublik ist Regierung und Gesetzgeber. Er schafft allgemeine Regeln, also Recht für die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche, zur Durchsetzung der Interessen der herrschenden Klasse, abhängig durchaus von den Klassenmachtverhältnissen. Er betreibt Politik, Staatspolitik im Innern und nach Außen, als offizieller Repräsentant der Gesellschaft.

Der Kapitalismus selbst ist im Kern ein Gewaltverhältnis, das den Staat als politische Institution, als Apparat usw. in dieser Vielgestaltigkeit braucht. Insofern ist der Staat eben ein „Instrument", eine „Maschine", ein „Werkzeug", das die verschiedensten Funktionen hat (wie insbesondere Umsetzung der ökonomischen Macht in politische Macht, Konjunkturpolitik, Regulierung der Klassenbeziehungen, Verschleierung und Absicherung der Eigentums- und Herrschaftsverhältnisse).

Eine Aufweichung des Verständnisses des Staates als Instrument der Kapitalherrschaft würde der Realität seiner tatsächlichen Klassenrolle widersprechen. Sie richtet sich gegen den Rückbezug staatlicher Tätigkeit auf die kapitalistische Basis und gegen das Verständnis von Staatspolitik und Recht als Ausdruck der herrschenden ökonomischen Interessen.

Eine andere Sache ist es aber, der Tatsache gerecht zu werden, dass natürlich die Klassenkämpfe auf den Staat und noch mehr auf dessen Recht (unterschiedlich auf die einzelnen Rechtszweige) und die Staatspolitik einwirken. „Verdichtung eines Kräfteverhältnisses zwischen Klassen und Klassenfraktionen" ist ein anschaulicher Begriff. Er gestattet es, den gegebenen konkreten Einfluss von Klassenwiderstand von unten auf Staatspolitik und Recht zu thematisieren und zu verstehen.

Man muss dann allerdings auch sagen, was nach bald zwei Jahrhunderten historischer Erfahrungen der Arbeiterbewegung darunter nicht verstanden werden kann.

Zum einen: Der Staat verändert unter dem Druck von Klassenkämpfen nicht ein-

---

[21] Karl Marx/Friedrich Engels, Die Deutsche Ideologie, in: MEW 3, S. 62.

fach seinen Charakter als Instrument kapitalistischer Klassenherrschaft und wird zum neutralen Vielklassenstaat oder zum Instrument der sozialen Befreiung.

Es verändern sich bei entsprechendem Klassenwiderstand von unten allerdings sein Recht und seine Politik. Der Staat setzt gegebenenfalls auf soziale und politische Verbesserungen, aber eben nicht, um seine Rolle als Instrument der Klassenherrschaft aufzugeben, sondern um sie weiterhin wirksam ausüben zu können. Er hat die Funktion übernommen, gesellschaftlichen Druck abzufedern und Widerstand in Zustimmung umzuwandeln. Linke Politiker verändern in aller Regel beim Marsch durch die staatlichen Institutionen nicht den Staat, sondern sich selbst. Ohne politische und sozialökonomische Umbrüche, die den Staat grundlegend verändern, stoßen alle Kämpfe im Staat und um eine neue Gesellschaft alsbald an Grenzen. Die Rolle des kapitalistischen Staates wie auch die Dynamik der Kapitalakkumulation verhindern ein Hineinwachsen in den Sozialismus bzw. eine Transformation hin zu einer anderen Gesellschaft ohne machtpolitische Umbrüche.

Zum anderen: Linke Politik hat vor allem Wirkung auf Staatspolitik und Recht, wenn sie klar auf Opposition setzt.

Der kapitalistische Staat lässt sich nicht überlisten. Die Opponierer haben stets mehr erreicht als die Fügsamen. Zurückhaltung der subalternen Klassen und ihrer Parteien zahlt sich nie aus. Massive Protestaktionen wirken auf Recht und Staatspolitik ein. Sie zeigen dann eine außergewöhnliche Wirkung, wenn das Kapital seine Herrschaft angesichts von gegebenem oder drohendem Massenprotest als gefährdet ansieht, wie dies in der Novemberrevolution 1918 in Deutschland oder im Mai 1968 in Frankreich der Fall war, als die Unternehmer den Lohnarbeitern Lohnerhörungen um 30 Prozent gewährten, um sie politisch ruhig zu stellen. Derartige außerordentliche Zugeständnisse gehen immer einher mit der Mobilisierung von politischen Reserven und mit dem Bestreben, die politischen und sozialen Zugeständnisse möglichst bald wieder rückgängig zu machen.

Womit wir bei Antonio Gramsci und dessen Staatsbegriff sind, der eine genaue, differenzierte und komplexe Bestimmung des jeweiligen Zustandes kapitalistischer Herrschaft ermöglicht.

Zum Staatsbegriff bei Gramsci

Nach Antonio Gramsci ist der moderne kapitalistische Staat immer zugleich auf Gewalt gestützte Herrschaft *und* Hegemonieapparat, Diktatur *und* Konsens, „mit Zwang gepanzerte Hegemonie". Das heißt: der Staat ist Instrument der Gewaltanwendung, aber seine Funktionstüchtigkeit im Sinne der herrschenden Klasse hängt von seiner Fähigkeit ab, die ideologische und politische Hegemonie in der „bürgerlichen Gesellschaft" zu sichern. In diesem Sinne spricht Gramsci auch vom „integralen Staat".[22]

---

[22] Vgl. Karin Priester, Zur Staatstheorie von Antonio Gramsci, in: Das Argument, Juli/August 1977, S. 515 ff.

Gramsci unterteilt in diesem Zusammenhang den politischen Überbau der kapitalistischen Gesellschaft in zwei Stockwerke: in den politischen Staat und in die bürgerliche Gesellschaft als einem eigenständigen politischen Mechanismus. „Im Osten war der Staat alles, die bürgerliche Gesellschaft steckte in ihren Anfängen, und ihre Konturen waren fließend. Im Westen herrschte zwischen Staat und bürgerlicher Gesellschaft ein ausgewogenes Verhältnis, und, erzitterte der Staat, so entdeckte man sofort die kräftige Struktur der bürgerlichen Gesellschaft."[23] Aus dieser Sicht entwickelte Gramsci an der gleichen Stelle den Begriff des Staates im „Westen" als „vorgeschobener Schützengraben, hinter dem eine robuste Kette von Befestigungswerken und Kasematten" lag, und die programmatische Strategie einer notwendigen „Wende vom Bewegungskrieg, der 1917 im Osten erfolgreich war, zum Stellungskrieg, als dem im Westen einzig möglichen" Weg.[24]

In der DDR wurde Gramsci publiziert; es gab keine Polemik gegen seine Begriffe. Aber sein Begriffsinstrumentarium wurde doch sehr wenig beachtet. Im „östlichen Marxismus" existierten andere Begriffe, um Stabilität bzw. Instabilität kapitalistischer Herrschaft im 20. Jahrhundert zu erfassen. Der allgemeine Begriff für den gesamten politischen Überbau war der des „politischen Lebens". Zum einen gab es dann den Begriff des politischen Systems (des Herrschaftssystems) mit seinen vier Elementen: Staat, Unternehmerverbände, systemtragende Parteien und Massenmedien. Zum anderen wurde vom politischen System des Klassenwiderstandes gesprochen, zu dem die kommunistischen Parteien, antikapitalistische und kapitalismuskritische Organisationen und Medien sowie (mit Einschränkung) die Gewerkschaften gezählt wurden.

So oder so: Eine realistische Bewertung des heutigen kapitalistischen Staates in der Bundesrepublik ergibt, dass die Umbrüche seit Mitte der siebziger Jahre (der Veränderungen in den kapitalistischen Strukturen der Produktivkraftentwicklung und der in Gang gekommenen neoliberalen Kapitaloffensive sowie des Zusammenbruchs des europäischen Realsozialismus), wie es Frank Deppe formulierte, „eine stabile hegemoniale Herrschaftskonstellation herbeigeführt" haben..[25] Anders gesagt: Das Kapital sitzt politisch heute angesichts der „hegemonialen Strukturen und Kräfteverhältnisse" recht fest im Sattel.

Dabei sollten wir zwischen Herrschaft und Macht unterscheiden. Unter Macht oder Machtverhältnissen verstehen Marxisten in der Regel das Verhältnis zwischen Individuen, Gruppen oder Gesellschaftsklassen. Macht ist eine zweiseitige Sache, wobei der eine Teil zumeist dem anderen zu einem bestimmten Verhalten veranlassen kann. „Sie dachten, sie seien an der Macht, dabei waren sie nur an der Regierung" heißt es in einem Kurt Tucholsky zugeschriebenen Zitat über die SPD. Regierung ist der Kern der Staatsmacht der ökonomisch

---

[23] Antonio Gramsci, Zur Politik, Geschichte und Kultur, Berlin 1986, S. 273.

[24] Ebd., S. 273 und 272.

[25] Frank Deppe, Widerstand, soziale Bewegungen und Gewerkschaften im Kapitalismus der Gegenwart, in: Z 61, März 2005, S. 10.

Herrschenden. Aber Regierungen sind eben nicht souverän gegenüber der ökonomischen Macht. Wer sich dieser Illusion hingibt, dem zeigten die Konzerne und Banken sehr schnell, wo der Hammer hängt (Kapitalflucht, Medienkampagnen, Organisierung von Protest und Staatsstreichen). Herrschaft oder Klassenherrschaft ist im Unterschied zur Macht ein stabiles Verhältnis, ein Verhältnis der ständigen Über- und Unterordnung des Kapitals gegenüber den abhängig Arbeitenden.

Grundgesetz als Klassenkompromiss

Recht ist der zum „Gesetz erhobene Wille" der herrschenden Klasse, „ein Wille dessen Inhalt gegeben ist in den materiellen Lebensbedingungen" dieser Klasse, steht im *Kommunistischen Manifest.*[26] „Die politische wie die bürgerliche Gesetzgebung proklamieren, protokollieren nur das Wollen der ökonomischen Verhältnisse", heißt es in der *Deutschen Ideologie*[27]. Im Recht, besonders im Verfassungsrecht und Arbeitsrecht, finden die Klassenmachtverhältnisse, wie die geschichtlichen Erfahrungen deutlich machten, einen viel direkteren Ausdruck als im Staat. Zu beachten ist im Übrigen, dass die jeweiligen Machthaber in den politischen Auseinandersetzungen alles daran setzen, stets auch die Rechthaber zu sein.

Zur Verfassung als dem grundlegenden Dokument der jeweiligen nationalen Rechtsordnung gibt es von Marx und Engels lediglich einzelne Bemerkungen, aber keine Verfassungstheorie. Friedrich Engels hat z. B. mehr nebenbei die Verfassungen des 19. Jahrhunderts treffend als „Resultate" von Klassenkämpfen „nach gewonnener Schlacht durch die siegreiche Klasse" bezeichnet.[28] Den Kampf um eine Reichsverfassung im Zusammenhang mit der Revolution von 1848 hatte Engels (40 Jahre zuvor) nicht als seine Sache bzw. als die Sache des Proletariats angesehen: „denen es ernst war mit der Bewegung", so seine Einschätzung, „war es nicht ernst mit der Reichsverfassung, und denen es ernst war mit der Reichsverfassung, war es nicht ernst mit der Bewegung." Die „Reichsverfassungskampagne" war aus seiner Sicht eine Angelegenheit der „Kleinbürgerschaft" und nicht des Proletariats, da die damalige Revolution in Deutschland sowieso nicht anders „abgeschlossen werden [kann] als mit der vollständigen Herrschaft des Proletariats."[29]

Deutlich negativ für den politischen Kampf der Linken war die Wirkungsgeschichte der Verfassungskonzeption von Ferdinand Lassalle, wie sie dieser an 16. April 1862 in dem Vortrag *Über Verfassungswesen* entwickelt hatte. Für Lassalle war die Verfassung im Grunde genommen gegenüber der „wirklichen Verfassung, den realen tatsächlichen Machtverhältnissen" ein „Blatt Papier". „Was auf dem Blatt Papier geschrieben wird, ist ganz gleichgültig, wenn es

---

[26] Karl Marx/Friedrich Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, in: MEW 4, S. 477.

[27] Karl Marx, Das Elend der Philosophie, in: MEW 4, S. 109.

[28] Friedrich Engels an Joseph Bloch, 21./22. September 1890, in: MEW 37, S. 463.

[29] Friedrich Engels, Die deutsche Reichsverfassungskampagne, in: MEW 7, S. 196.

der realen Lage der Dinge, den tatsächlichen Machtverhältnissen widerspricht."[30] Die einprägsame, aber theoretisch und politisch falsche Formel vom „Blatt Papier" hatte sehr negative Auswirkungen auf die Klassenkämpfe in der Weimarer Republik.

In der Weimarer Republik war es Arthur Rosenberg (Reichstagsabgeordneter und Mitglied der KPD von 1920 bis 1927), der in seinen Schriften zur Weimarer Reichsverfassung die Grundlagen für eine tragfähige marxistische Verfassungstheorie entwickelte. Rosenberg ging davon aus, dass die Weimarer Reichsverfassung nicht lediglich das Dokument der in der Novemberrevolution siegreichen Klasse war, sondern bereits bei seinem Inkrafttreten (August 1919) links von den tatsächlichen Machtverhältnissen stand und unter dem Einfluss der deutschen revolutionären Entwicklung zu einem „Werkzeug" geworden war, „dessen sich das deutsche Volk durchaus im fortschrittlichen Sinne zum Ausbau der Demokratie und des Sozialismus hätte bedienen können."[31]

Wolfgang Abendroth sah dies ähnlich auch in Bezug auf das Bonner Grundgesetzes vom Mai 1949. In den fünfziger Jahren entwickelte er eine für die politische Praxis wie für die politische Strategie tragfähige marxistische Verfassungstheorie. Insbesondere Peter Römer und Joachim Perels setzten später seine Arbeit fort. Kern dieser Verfassungskonzeption war das Verständnis des Grundgesetzes als Klassenkompromiss, der seinen Ausdruck in einem „permanenten Widerspruch zwischen Verfassungswirklichkeit und Verfassungsrecht" findet und von der Arbeiterbewegung in „zähem Ringen die Verfassungsnormen gegen die ihnen widersprechenden Realitäten zu schützen und durchzusetzen." [32]. Der Kampf um eine demokratische und sozialistische Perspektive der BRD war für ihn Kampf um das Grundgesetz.

In der DDR war diese Verfassungskonzeption zwar nicht „herrschende Lehre", aber doch weitgehend Grundlage der Lehrveranstaltungen zum Verfassungsrecht bürgerlicher Staaten an den juristischen Fakultäten. Nicht vergessen werden sollte, dass es der spätere DDR-Verfassungsrechtler Karl-Heinz Schöneburg war, der als Student Wolfgang Abendroth im Dezember 1948 sicher nach Westberlin brachte, als dieser unter anderem wegen seiner ehemaligen Mitgliedschaft in der KPO von den Behörden der sowjetischen Besatzungsmacht mit Repressalien bedroht war.

Im Sinne von Wolfgang Abendroth und seinen Schülern sehe ich folgende Eckpunkte seiner Verfassungskonzeption für die heutige und zukünftige politische Praxis und Strategie der Linken als besonders wichtig an:

---

30 Ferdinand Lassalle, Reden und Schriften. Herausgegeben von Hans Jürgen Friederici, Leipzig 1987, S. 134 und 145.

31 Arthur Rosenberg, Entstehung und Geschichte der Weimarer Republik, Frankfurt am Main 1955, S. 350.

32 Wolfgang Abendroth, Die soziale Struktur der Bundesrepublik und ihre politischen Entwicklungstendenzen, in: ders., Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie, Neuwied und Berlin 1972, S. 56 f.

Erstens geht es um eine Position zum Grundgesetz jenseits von Mythisierung und Distanz als verfassungsrechtliche Grundlage linker Politik.

Das Bonner Grundgesetz ist das Resultat der Klassenauseinandersetzungen nach 1945. Es entstand zu einer Zeit (1948), da die Bewegung im Westen Deutschlands in Richtung demokratischer und sozialistischer Umwälzungen bereits rückläufig, aber die Restauration der kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse noch keineswegs abgeschlossen war. Das Grundgesetz war ein Klassenkompromiss. Bereits bei seinem Inkrafttreten stand es links von den tatsächlichen Verhältnissen.

Die in ihm fixierten Waffenstillstandslinien und Grenzmarken im Kampf der Klassen[33] seine Grundrechte und Prinzipien (wie der politische Grundrechtskatalog, die Koalitionsfreiheit, die Sozialstaatlichkeit und die Sozialpflichtigkeit des Eigentums, die Möglichkeit der Vergesellschaftung der Banken und wichtigsten Produktionsmittel mittels der einfachen Gesetzgebung, das Friedensprinzip und das strafrechtlich bewehrte Verbot selbst der Vorbereitung des Angriffskrieges) sind wesentliche verfassungsrechtliche Grundlagen des politischen Kampfes der Linken. Auch der Kampf um ein radikales Reformprogramm ist Kampf um das Grundgesetz. Dabei darf nicht übersehen werden, dass wichtige Bestimmungen des Grundgesetzes im Sinne der Kapitalherrschaft geregelt sind. Nach Art. 1 Abs. 2 gibt es keine Bindung der Staatsgewalt an die Menschenrechte. Das Sozialstaatsprinzip wird nicht durch soziale Grundrechte untersetzt. Eine Volksgesetzgebung auf Bundesebene ist nicht vorgesehen. Linke Verfassungspolitik muss deshalb auch immer auf die Demokratisierung des Grundgesetzes gerichtet sein.

Zweitens: Linke Verfassungspolitik hat zu beachten, dass es keinen Selbstverwirklichungsmechanismus von progressiven Verfassungsnormen gibt.

Gute Verfassungsnormen an sich bewirken noch gar nichts. Die politische Kraft von solchen Normen steht und fällt mit der Bereitschaft relevanter gesellschaftlicher Kräfte, für sie zu kämpfen.

Kampf um demokratische und soziale Verbesserungen im Sinne der Normen des Grundgesetzes ist nur als Massenkampf erfolgreich. Die Linken müssen überdies den Kampf um die Verfassung immer auch als juristischen Kampf in den Parlamenten und vor den Gerichten führen. Dabei darf es nie ihre Sache sein, sich der offiziellen Verfassungsrechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts zu unterwerfen.

Drittens: Kampf um das Grundgesetz bedeutet, sich gegen seine Aushöhlung und aktuell gegen seine Verwandlung in eine „Straßenverkehrsordnung" der neoliberalen Kapitaloffensive zur Wehr zu setzen.

Linke Politiker dürfen keine faulen Kompromisse bei Verfassungsverschlechterungen zu Gunsten der Kapitalinteressen machen (wie z. B. 2013 in Sachsen im Zusammenhang mit der landesverfassungsrechtlichen Verankerung der Schuldenbremse).

---

[33] Vgl. Joachim Perels, Demokratie und soziale Emanzipation, Hamburg 1988, S. 12 f.

Es gibt eine lange Tradition einer engen Verbindung des politischen Kampfes mit dem verfassungsrechtlichen Kampf in der Bundesrepublik: gegen die Wehrverfassung und die Notstandsverfassung, für Mitbestimmung in den Betrieben, gegen die Bestrebungen zur atomaren Bewaffnung der Bundeswehr, gegen die Berufsverbote, gegen die Verweigerung einer für den Fall der Vereinigung nach Artikels 146 GG vorgesehenen Verfassunggebung und gegen die Legalisierung von Angriffskriegen in den neunziger Jahren.

Derzeit gibt es eine schleichende Aushöhlung des Grundgesetzes gegen seine tragenden demokratischen Prinzipien vor allem in drei Richtungen. Die verfassungsmäßige Neutralität der Wirtschaftsordnung nach dem Grundgesetz soll durch EU-Vertrag (Art. 120 „offene Marktwirtschaft und freier Wettbewerb") beseitigt werden. Mittels einer Verankerung von Schuldenbremsen im Grundgesetz und in den Länderverfassungen soll im Falle von wirtschaftlichen Schwierigkeiten die Aufnahme von Staatsschulden eng begrenzt werden und sollen damit soziale Kürzungen zum Verfassungsgebot werden. Die Aushöhlung der Grundrechte in Richtung Überwachungsstaat schreitet weiter voran. Nicht zu übersehen ist eine weitere Einschränkung der sozialen Rechte, des Streikrechts und des Demonstrationsrechts,

Viertens: Die Linken sollten sich klar darüber sein, dass es nur Sinn macht, die Ausarbeitung einer neuen Verfassung nach Art. 146 GG auf die Tagesordnung zu setzen, wenn es eine einflussreiche Volksbewegung für einen grundlegenden politischen Richtungswechsel gibt.

Eine Kampagne für eine neue Verfassung, wie sie immer wieder von einigen Politikern der Linken gefordert wird, hat dies zu beachten. Sinn hat sie nur im Zuge einer sich abzeichnenden gesellschaftlichen Umwälzung.

In den Jahren 1992 und danach hat die Gruppe Linke Liste im Bundestag einen eigenen Verfassungsentwurf als Bundestagsdrucksache (12/6570) vorgelegt. Ihre dafür zuständigen Politiker (Gerhard Riege und dann Uwe-Jens Heuer) waren sich aber sehr wohl bewusst, dass dies der damaligen politischen Situation geschuldet war, dass das politische Kräfteverhältnis für eine progressive Weiterentwicklung des Grundgesetzes völlig ungeeignet war und sogar angesichts der Dominanz der konservativen Kräfte die Gefahr bestand, dass es zu einer Verschlechterung des Grundgesetzes kommt. Die PDS wollte in der damals gegebenen politischen Auseinandersetzung mit ihrem Verfassungsentwurf auf den Verfassungsbruch der Regierenden hinweisen und zugleich für zukünftige Verfassungsauseinandersetzungen Vorstellungen für eine radikaldemokratische Weiterentwicklung des Verfassungsrechts zur Diskussion stellen, die Anfang der neunziger Jahre an Vorstellungen sowohl des Runden Tisches in der DDR als auch des Kuratoriums für einen demokratisch verfassten Bund Deutscher Länder anknüpfen konnten.

Josef Schleifstein (1915 – 1992)

Franz Mehring und die Oktoberrevolution

Vorbemerkung der Redaktion: Am 15. März 2015 wäre Jupp Schleifstein 100 Jahre alt geworden. Er war unserer Zeitschrift von Anfang an eng verbunden. Wir drucken aus diesem Anlass ein Kapitel seiner 1956 an der Karl-Marx-Universität Leipzig bei Ernst Engelberg verfassten Dissertation über Franz Mehring nach. Schleifstein gab hier erstmalig einen umfassenden Überblick über das philosophische, historische, literaturgeschichtliche und politische Schaffen Mehrings und unterstrich dessen Rolle als einer der bedeutendsten marxistischen Theoretiker seiner Zeit. Mitte der 1950er Jahre hatte in der DDR und auch in der Sowjetunion eine Debatte über das wissenschaftliche und politische Wirken deutscher Linker wie Rosa Luxemburg, Franz Mehring und anderer eingesetzt. Sie zielte auf die Abkehr von einer – wie Schleifstein schreibt – „überspitzt-negativen" Einschätzung dieser Revolutionäre, die 1931 durch den Brief Stalins an die Zeitschrift „Proletarskaja Revoluzija" ausgelöst worden war und länger als zwei Jahrzehnte den Tenor der Rezeption bestimmt hatte. Im Vorwort zu seiner Dissertation bezog sich Jupp Schleifstein ausdrücklich hierauf mit der Bemerkung, „einen bescheidenen Beitrag zu einer ... den unsterblichen geschichtlichen Verdienst der Linken gerecht werdenden Einschätzung" leisten zu wollen. In diesen Kontext gehörte auch die Herausgabe der 15-bändigen Mehring Ausgabe (1960ff), bei der Schleifstein die Bände 13 bis 15 redigierte.*

Josef Schleifstein wurde am 15. März 1915 in Lodz (damals Russisch-Polen) als Sohn jüdisch-deutscher Eltern geboren. Seit 1932 Mitglied der KPD, begann der begabte Pianist 1933 ein Studium an der Musikhochschule in Leipzig. Kurz danach wurde er verhaftet und wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" zu einem Jahr und zehn Monaten Zuchthaus verurteilt. Nach Abschiebung nach Polen (1935) sowie erneuter Verhaftung in der CSR („Kominternagent") gelang ihm 1939 die Emigration nach England. 1946 Rückkehr nach Deutschland, Tätigkeit in verschiedenen Funktionen für die KPD. 1951 verlor er als „Westemigrant" seine Funktion als Sekretär des Parteivorstands der KPD und wechselte auf deren Veranlassung in die DDR. Nach Lehrtätigkeit an der KMU Leipzig übernahm er 1959/60 wieder eine führende Funktion in der illegalen KPD. Mitbegründer der „Marxistischen Blätter" (1963) und Rückkehr in die Bundesrepublik 1968 nach Frankfurt/M., dort bis 1981 Leiter des von ihm mitbegründeten Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF).

Jupp Schleifstein war bis März 1990 Mitglied des Parteivorstands der DKP, verließ aber im Februar 1991 die Partei nach dem Scheitern seiner Bemühungen um

---

* Josef Schleifstein, Franz Mehring. Sein marxistisches Schaffen 1891 – 1919, Berlin 1959 (S. 316-327). Zu Leben und Werk Jupp Schleifsteins sh.: Reale Geschichte als Lehrmeister. Josef Schleifstein 1915-1992, Frankfurt/M. 1993. (Hrsg. IMSF e.V. u.a.)

einen breiteren Zusammenschluss der marxistischen Linken in der BRD und war bis zu seinem Tode Mitglied der PDS. Jupp Schleifstein starb am 24. Juli 1992.

Im nachstehenden Text ging es ihm vor allem darum, herauszuarbeiten, dass Franz Mehring als einer der wenigen Vertreter der Sozialdemokratie die historische Bedeutung der Oktoberrevolution erkannt hatte.

I

Die russischen Arbeiter blieben nicht auf halbem Wege stehen: Die Revolution, die den Zarismus gestürzt hatte, war nur das Vorspiel zu der unvergleichlich gewaltigeren und tieferen, die den Imperialismus hinwegfegte, zum roten Oktober. Es wird eines der unsterblichen Verdienste Franz Mehrings bleiben, dass er wie kein anderer Deutscher, mit Ausnahme vielleicht Clara Zetkins und Johann Kniefs, die weltumwälzende Größe der Oktoberrevolution verstand und würdigte, dass er sofort für die Bolschewiki Partei ergriff und den deutschen Arbeitern Sinn und Lehren des gewaltigen Ereignisses klarzumachen suchte.

Selbst Rosa Luxemburg – allerdings befand sie sich zu dieser Zeit in der Isolierung der militärischen Schutzhaft – vermochte hier nicht mit Mehring Schritt zu halten. Zwar zweifelte sie nicht einen Augenblick an der einzigartigen Bedeutung der Oktoberrevolution, in der sie „eine weltgeschichtliche Tat, deren Spur in Äonen nicht untergehen wird", erblickte.[1] Aber sie glaubte nicht daran, dass die Bolschewiki sich würden halten können. „Natürlich werden sie sich in diesem Hexensabbat nicht halten können", schrieb sie an Luise Kautsky, „nicht weil die Statistik eine zu rückständige ökonomische Entwicklung in Russland aufweist, wie Dein gescheiter Gatte (Karl Kautsky - J. Sch.) ausgerechnet hat, sondern weil die Sozialdemokratie in dem hochentwickelten Westen aus hundsjämmerlichen Feiglingen besteht, die ruhig zusehend die Russen sich verbluten lassen."[2]

Franz Mehring begann seinen Feldzug für die Oktoberevolution und gegen die Verleumder der Bolschewiki mit seinem Aufsatz „Tragik oder Unvernunft" vom 19. Dezember 1917 und dem Neujahrsartikel in der „Leipziger Volkszeitung". Es war die Zeit der für die junge Sowjetmacht so schicksalsschweren Verhandlungen von Brest-Litowsk. Aber Mehring spottete sowohl über die Illusion der herrschenden Klassen, durch einen Sonderfrieden „Mitteleuropa dem Einfluß der russischen Umwälzung" für immer zu entziehen, als auch über den Kleinmut jener Sozialisten, die meinten, „durch einen Sonderfrieden entleibe die russische Revolution sich selbst".[3] Er war tief überzeugt von der grandiosen Kraft der russischen Revolution, die er höher stellte als alle vorangegangenen Revolutionen und deren Wirkungen er mit dem Weitblick des wahren Historikers voraussah.

„Revolutionen haben einen langen Atem", schrieb er, „wenn es wirkliche Revo-

---

1 R. Luxemburg, Briefe an Karl und Luise Kautsky, Berlin 1923, S. 193.

2 Ebenda.

3 „Leipziger Volkszeitung", 31. 12. 1917.

lutionen sind; die englische Revolution des siebzehnten, die französische Revolution des achtzehnten Jahrhunderts haben jede etwa vierzig Jahre gebraucht, um sich auszuwirken, und wie – man möchte fast sagen ins winzige – schrumpfen die Aufgaben, die die englische und selbst noch die französische Revolution zu lösen hatten, vor den ungeheuren Problemen zusammen, mit denen die russische Revolution ringen muß. Für sie gibt es kein Zurück mehr, sondern nur ein Vorwärts, und wenn erst ein paar Jahre, ein oder ein paar Jahrzehnte die Massen des gewaltigsten Reichs ins Glühen gebracht haben, dann wird ihr heißer Hauch manchen ehernen Felsen schmelzen, der sich heute noch unerschütterlich dünkt."[4] Ist das nicht eine glänzende Vorhersage unserer Gegenwart, in der bereits so mancher „eherne Felsen" des Imperialismus durch den „heißen Hauch" der Oktoberrevolution, durch ihren Einfluß auf die Arbeiterbewegung und den antiimperialistischen Befreiungskampf geschmolzen wurde?

Wie Rosa Luxemburg glaubte auch Mehring in diesem Aufsatz noch, dass der Abschluß des Brest-Litowsker Friedens durch die Bolschewiki ein Fehler gewesen sei. Aber dennoch gab es in ihren Auffassungen einen bemerkenswerten Unterschied. Rosa Luxemburg war natürlich gleichfalls weit entfernt davon, die Schuld an der Notwendigkeit des Friedensschlusses in Brest-Litowsk den Bolschewiki zuzuschreiben. Sie erkannte sehr gut, dass die Bolschewiki durch ihre ganze Lage dazu gezwungen waren und dass sie als echte proletarische Revolutionäre gehandelt hatten. Der Friedensschluß der Bolschewiki, sagte Rosa Luxemburg, sei diktiert gewesen „von dem unerschütterlichen Glauben an die europäische Revolution des Proletariats als den einzigen Ausweg und die unvermeidliche Konsequenz des Weltkrieges und von der ebenso unerschütterlichen Entschlossenheit, die einmal errungene Macht in Rußland bis zum äußersten zu verteidigen, um sie zur energischsten und radikalsten Umwälzung auszunützen"[5] Sie wiederholte immer wieder, dass das Ausbleiben der Revolution im Westen die Schwierigkeiten der Bolschewiki verschuldet hatte. Aber sie meinte, die Bolschewiki hätten in Brest-Litowsk die Rechnung ohne den Wirt gemacht, ohne den deutschen Imperialismus, der Sowjetrußland keine wirkliche Atempause gönnen werde. In der Isolierung des Gefängnisses überschätzte sie die Stärke des deutschen Imperialismus im Frühjahr und Sommer 1918 und sah nicht, dass er militärisch und politisch bereits nahe vor dem Zusammenbruch stand.

Franz Mehring war in seinem Artikel „Neujahr 1918" ebenfalls noch der Meinung – er hat seinen Irrtum bald danach korrigiert –, die Bolschewiki hätten mit dem Friedensschluß von Brest-Litowsk einen Fehler begangen. Aber er war davon überzeugt, dass die russische Revolution auch diese äußerst gefährliche Lage meistern werde. „Was die russische Revolution durch einen Sonderfrieden mit den Mittelmächten fehlen mag", schrieb er, „das wird sie zu büßen haben, aber umkommen wird sie daran nicht ... Die russische Revolution hat das Signal einer besseren Zukunft gegeben, und je mehr Hindernisse sich uns auf dem We-

---

4 Ebenda.

5 Spartakusbrief Nr. 11, September 1918, in: Spartakusbriefe, Berlin 1958, S. 453.

ge zu dieser Zukunft entgegentürmen, umso mehr gilt es, nicht vor ihnen zurückzuschrecken, umso mehr heißt es, sich anstrengen, um sie zu überwinden."[6]

Schon vor dem Neujahrsaufsatz Mehrings hatte eine Reihe von Unabhängigen, an der Spitze Kautsky, in der „Leipziger Volkszeitung" und in der damals von Breitscheid herausgegebenen „Korrespondenz für sozialdemokratische Außenpolitik" mit einem Verleumdungsfeldzug gegen die Bolschewiki begonnen, der sich ebenso durch unglaubliche Dummheit wie durch kleinliche Gehässigkeit auszeichnete. Am 15. November 1917 hatte Kautsky in der „Leipziger Volkszeitung" seine herostratisch berühmt gewordenen „Einwände" vorgebracht, die von Rosa Luxemburg so bissig verlacht wurden, wonach Rußland ja noch „nicht soweit" sei, die sozialistische Produktion an die Stelle der kapitalistischen zu setzen, und das Proletariat Rußlands „weder stark noch entwickelt" genug sei, um „den Regierungsapparat übernehmen und seinen Bedürfnissen anpassen zu können".

Dieser Verleumdungskampagne Kautskys und anderer trat Franz Mehring in der legalen Wochenzeitung „Der Sozialdemokrat", die damals von der Stuttgarter USP herausgegeben und von Genossen der Spartakusgruppe geleitet wurde, entgegen. Hier veröffentlichte er am 5. und 19. Januar 1918 zwei Aufsätze zur Verteidigung der Bolschewiki. Darin wendet er sich gegen die in der „Korrespondenz für sozialdemokratische Außenpolitik" betriebene Hetze und erklärt, diese Kampagne kennzeichne so recht „die philisterhafte Gesinnung, die im Laufe der Jahrzehnte der deutschen Sozialdemokratie in Fleisch und Blut übergegangen ist".[7] Die „Korrespondenz", sagte er, suche den Bolschewiki eine Moral zu predigen, „die schon vor dem 4. August 1914 als eine übertägige Weisheit erschienen wäre, ganz abgesehen davon, dass deutsche Sozialdemokraten auf absehbare Zeit den Beruf von Moralpredigern wirklich verscherzt haben".[8]

In dem zweiten Artikel wendet er sich erneut gegen die Korrespondenz, die mit allen Kräften bemüht sei, „den Arbeitern die Sympathie und das Verständnis für die revolutionären Bolschewiki zu verleiden". Mehring begrüßt, dass die Chemnitzer Genossen der USP bereits in einer gut besuchten Versammlung „einen geharnischten Protest" gegen diejenigen Artikel der Auslandskorrespondenz erlassen hätten, „die den Bolschewiki etwas am Leibe flicken wollten". Leute wie Kautsky, sagt er, wüssten offenbar gegenüber der „kolossalen Erscheinung" der russischen Revolution „nur jenes System der Flohknackerei und Haarspalterei" fortzusetzen, „das von der Richtung Kautsky seit der Dämpfungsaffäre des Jahres 1912 betrieben worden ist und so unendlich dazu beigetragen hat, die Konfusion in der Partei vorzubereiten".[9]

Der mehr als siebzigjährige Mehring war um diese Zeit bereits sehr krank,

---

6 „Leipziger Volkszeitung", 31. 12. 1917.

7 „Der Sozialdemokrat", Stuttgart, 5. 1. 1918.

8 Ebenda.

9 Ebenda, 19. 1. 1918.

und offenbar aus gesundheitlichen Gründen musste er sich mehrere Monate Schweigen auferlegen. Erst am 11. Mai erscheint im Stuttgarter „Sozialdemokrat" ein Artikel, indem er seinen leidenschaftlichen Kampf für die Bolschewiki wieder aufnimmt und sich gegen die hässliche und unwürdige Manier wendet, womit die Politik der Bolschewiki aus den Reihen der unabhängigen Sozialdemokraten angefochten werde. Spöttisch nennt er Kautsky „den Matador der unabhängigen Antibolschewisten" und sagt, Karl Marx würde „aus seiner revolutionären Natur und seinem vulkanischen Temperament heraus" die Kämpfe der Bolschewiki „mit heller Begeisterung begrüßt haben".[10] Aber für alle diese Aufsätze Mehrings, so wertvoll sie waren, so sehr sie aus einem leidenschaftlichen revolutionären Herzen kamen und so klar und weitblickend sie auch die welthistorische Bedeutung der Oktoberrevolution erkannten, für sie alle gilt noch, was Lenin später in einem Brief an Worowski schreibt: „Darf man es dulden, dass sogar Menschen wie Mehring und Zetkin sich mehr ‚moralisch' (wenn man so sagen darf) als theoretisch von Kautsky abgrenzen?"[11]

II

Einen bedeutenden Schritt weiter geht Mehring in den folgenden Wochen in seiner bekannten Artikelreihe, die unter dem programmatischen Titel „Die Bolschewiki und wir" von Ende Mai bis Mitte Juni 1918 in der „Leipziger Volkszeitung" erscheint und die vom Stuttgarter „Sozialdemokrat" in den folgenden Wochen nachgedruckt wird. In diesen Aufsätzen setzt er sich zum ersten Male prinzipiell mit den gegen die Bolschewiki erhobenen „Anklagen", vor allem in der Frage des Brester Friedens, und mit den Verleumdungen der Diktatur des Proletariats auseinander.

In seinem ersten Aufsatz – überschrieben „Die Anklage gegen die Bolschewiki" – erinnert Franz Mehring die deutsche Arbeiterklasse an ihre große Tradition der internationalen Solidarität, besonders zur Zeit der Pariser Kommune, und die sich daraus ergebenden Verpflichtungen. „Wer alt genug ist", schreibt er, „sich noch zu erinnern, mit wie atemloser Spannung im Frühjahr 1871 die Nachrichten vom Tun und Treiben der Pariser Kommune von der deutschen Arbeiterschaft erwartet wurden, in der die deutsche Sozialdemokratie noch verhältnismäßig spärlich vertreten war, der mag billig erstaunen, wenn er sieht, mit wie ‚gelassener Ruhe das deutsche Proletariat dem ungleich großartigeren Versuch der Bolschewiki zusieht, ein großes Reich nach sozialistischen Grundsätzen zu organisieren. ... Die Bolschewiki selbst werden nicht müde zu wiederholen, dass ihr endgültiges Schicksal abhängt von der Teilnahme und von dem Verständnis, den ihr Kampf in dem europäischen Proletariat findet, und sicherlich haben sie allen Anspruch darauf, dass namentlich auch die deutsche Arbeiterklasse ein richtiges Verständnis ihrer Politik gewinnt."[12]

---

[10] Ebenda, 11. 5. 1918.

[11] W.I.Lenin, Über Deutschland und die deutsche Arbeiterbewegung, Berlin 1957, S. 446.

[12] „Leipziger Volkszeitung", 31. 5. 1918.

Nachdem sich Mehring im ersten Artikel noch gegen den lächerlichen Versuch des 1914 ins Lager der Sozialchauvinisten übergelaufenen Parvus gewandt hatte, die deutschen Imperialisten dadurch reinzuwaschen, dass er die Verantwortung für den Gewaltfrieden von Brest-Litowsk auf die Schultern der Bolschewiki abwälzte – ein Versuch, den Mehring sogar für die Zwecke der Massenverdummung als zu dumm bezeichnete –, gab er in seinem zweiten Aufsatz eine gründliche marxistische Einschätzung des Friedens von Brest-Litowsk, eine Einschätzung, die den deutschen Arbeitern zum ersten Male die wahren Beweggründe der Sowjetmacht beim Abschluß des Friedens erläuterte. Wie es auch Lenin getan hatte, verglich Mehring in diesem „Brest-Litowsk und Tilsit" überschriebenen Artikel die beiden Friedensschlüsse. Die Bolschewiki, sagte er, hätten eine ähnliche Aufgabe zu lösen gehabt wie seinerzeit die preußischen Reformer, die „die Niederlage nicht verschuldet haben, aber sie sühnen wollten, die den Karren, den sie nicht in den Dreck geschoben hatten, wieder aufs Trockene bringen mußten, die deshalb zunächst nicht mit klirrendem Heldenschritt die Bühne beschreiten konnten, sondern sich mit mancher Demütigung abfinden mußten. ..."[13]

Wolle man den Bolschewiki einen Vorwurf daraus machen, daß sie den Krieg nicht fortgesetzt haben, statt sich dem Frieden von Brest-Litowsk zu unterwerfen, so müsse man nachweisen können, daß die Fortsetzung des Krieges eine europäische Revolution hervorgerufen haben würde. „Wer diesen Nachweis führen zu können glaubt, der mag den ersten Stein auf die Bolschewiki werfen. Aber bisher ist der Nachweis noch nicht einmal versucht, geschweige denn geführt worden, daß diese einzige Voraussetzung des Erfolges auch nur im Bereich einer entfernten Möglichkeit gelegen hätte. Fehlte sie aber, so wäre die Fortführung des Krieges auf ein Verbluten der russischen Revolution hinausgekommen – zugunsten des Imperialismus der Entente, den die Bolschewiki mit Recht nicht minder hassen als den Imperialismus der Mittelmächte."[14] Wenn jedoch von den paar Jahren des Atemholens gesprochen werde, so dürfe man nicht übersehen, daß es sich bei den preußischen Reformern nach Tilsit nur um kleine Reformen handelte, „während die Bolschewiki die russische Revolution zu retten bemüht sind, um den ersten großen Versuch einer sozialen Wiedergeburt zu unternehmen".[15]

In seinem dritten Aufsatz, betitelt „Marx und die Pariser Kommune", gab Mehring wohl als erster deutscher Sozialist eine marxistische Analyse der Sowjetmacht, des neuen, durch die proletarische Revolution geschaffenen Staatstypus. Er lieferte hier einen glänzenden Beweis seiner Fähigkeit, aus dem lebendigen geschichtlichen Geschehen zu lernen. Noch in seiner während des Krieges vollendeten, im März 1918 veröffentlichten großen Marx-Biographie hatte Mehring den Marxschen Leitsatz, die Arbeiterklasse könne die bürgerliche Staatsmaschine nicht einfach in Besitz nehmen, sondern müsse sie zerschlagen, nicht verstanden.

---

[13] Ebenda, 1. 6. 1918.

[14] Ebenda.

[15] Ebenda.

Ihm war unklar geblieben, warum Marx in der Kommune „die endlich entdeckte politische Form" für die Befreiung er Arbeitsklasse sah, also einen grundsätzlich neuen Staatstypus, der schon nicht mehr Staat im alten Sinne war. Mehring faßte diese Stelle in Marx' „Bürgerkrieg in Frankreich" so auf, als ob Marx damit hätte sagen wollen, die Kommune habe den Staat überhaupt abgeschafft, wie das die Anarchisten sich vorgestellt hatten.

III

Aber der Zweiundsiebzigjährige wußte aus den Erfahrungen des Klassenkampfes zu lernen, und als durch die siegreiche Oktoberrevolution die Sowjetmacht errichtet worden war, begriff er, daß Lenin und die Bolschewiki als einzige die Hinweise von Marx über die Pariser Kommune richtig verstanden hatten. Marx, sagte Mehring jetzt, habe es nie für seine Aufgabe gehalten, neue Revolutionen an alten Formen zu messen, er habe jede Revolution daraufhin angesehen, ob sie neue Erkenntnisse liefere, die den proletarischen Emanzipationskampf fördern könnten. Durch die Geschichte der Kommune sei Marx zu der Erkenntnis gekommen, „daß es nicht genüge, wie er noch im Kommunistischen Manifest gefordert hatte, die fertige Staatsmaschine in Besitz zu nehmen und sie für die Zwecke der Arbeiterklasse in Bewegung zu setzen. Die alte Staatsmacht, die nur noch wie ein Schmarotzerauswuchs am Körper der Nation zehrte, mußte zunächst beseitigt und durch eine von Grund auf neue demokratische Organisation ersetzt werden."[16]

An dieser Auffassung habe Marx auch fernerhin festgehalten und in den Vorreden zu Neuauflagen des „Kommunistischen Manifests" stets darauf hingewiesen. Mehring fuhr fort: „Wenn Marx diese Anfänge (der Pariser Kommune – J. Sch.) schon mit heller Begeisterung begrüßte, so mag man sich leicht vorstellen, wie er sich zur Sowjetregierung stellen würde, die nun schon für die ungezählten Massen eines großen Volkes das Problem, zugleich regieren und regiert zu werden, in einer in der Weltgeschichte noch nie dagewesenen Weise gelöst hat. Es scheint in der Tat, daß Marx den Nagel auf den Kopf getroffen hat, als er in der geplanten Verfassung der Pariser Kommune endlich die Form zu entdecken glaubte, in der sich die ökonomische Befreiung der Arbeit vollziehen könnte."[17]

Bei den Sowjets dürfe man nicht von irgendeiner Nachahmung sprechen, sagte Mehring, sie hätten sich „unter den gebieterischen Forderungen des Augenblicks", also im Prozeß des revolutionären Kampfes, entwickelt, aber sie träfen im wesentlichen mit den Gedanken der Kommune zusammen. Und dann zog Franz Mehring folgende außerordentlich bemerkenswerte Schlußfolgerung, doppelt bemerkenswert, weil sie von einem der besten Kenner der Revolutionsgeschichte kam: „Die Sowjets sind die Diktatur des Proletariats, elastisch genug, um allen Schichten der arbeitenden Klassen freien Spielraum zu gewähren, aber in ihrer Aktionsfähigkeit dadurch so wenig behindert, daß sie in der einsichtigen

---

[16] Ebenda, 10. 6. 1918.

[17] Ebenda.

Entschlossenheit, womit sie ihre revolutionären Maßregeln ausführen, alle revolutionären Regierungen übertreffen, die vor ihnen dagewesen sind."[18]

Im letzten seiner Aufsätze schließlich – „Die Aufgabe der deutschen Sozialdemokratie" – wies Mehring zunächst darauf hin, wie lückenhaft, spärlich und unsicher die Nachrichten seien, die über das Geschehen in Sowjetrußland nach Deutschland dringen würden. Er hob Lenins „große Rede über den Aufbau des sozialistischen Staates" hervor (offenbar den berühmten Aufsatz Lenins „Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht", der am 28. April 1918 in der „Iswestija des ZEK" veröffentlicht worden war) und rühmte bei den Verlautbarungen der Sowjetmacht besonders „die von allen Illusionen und Überschwänglichkeiten freie Sprache", die Ruhe, mit der die Sowjetmacht, welche die ungeheuren Schwierigkeiten nicht verkenne, diesen unverdrossen auf den Leib rücke. „Die ruhige Sicherheit", schrieb Mehring, „die ebenso daraus entspringt, dass die russischen Revolutionäre sicheren Boden unter ihren Füßen fühlen, als auch, daß sie aus den tiefsten Quellen der sozialistischen Wissenschaft schöpfen, gibt der Regierung der Sowjetrepublik das kennzeichnende Gepräge."[19]

Er zeigte, wie gründlich die Bolschewiki den Marxismus verstanden hatten und wie gut sie ihn in einer geschichtlich unglaublich komplizierten und einmaligen Situation anzuwenden verstanden. Und dann legte der greise Mehring, der gerade an seinem Lebensabend in den Jahren des Krieges so viele bittere Enttäuschungen hatte erleben müssen, das eindrucksvolle Bekenntnis ab: „In den vier Kriegsjahren konnte man, dank der Politik der Regierungssozialisten, sich oft die verzweifelte Frage vorlegen, ob wir nicht ein halbes Jahrhundert rein um nichts und wieder nichts gearbeitet und gekämpft haben, aber wenn wir heute das ‚journal officiel' der Pariser Kommune mit den Artikeln, Debatten, Beschlüssen usw. vergleichen, wie sie heute in der Sowjetrepublik erscheinen, so ist es eine Sache unschätzbaren Trostes, sich zu sagen, daß dies halbe Jahrhundert doch nicht frucht- und spurlos über die Häupter der internationalen Arbeiterbewegung dahingerauscht ist, sondern eine Frucht gezeitigt hat, die immerhin eine Reifezeit lohnt, wie ein halbes Jahrhundert sein mag."[20]

Und dann sagte Mehring den deutschen Arbeitern, die Bolschewiki seien die einzige russische Partei, die vollkommen hieb- und stichfest sei gegen allen und jeden Imperialismus, es sei daher sinnlos, von einem Verständigungsfrieden zu reden – das war auf jene unabhängigen Sozialdemokraten gemünzt, die sich gegen die Bolschewiki wandten – „und dabei einen dicken Trennungsstrich zwischen sich und die Bolschewiki zu ziehen".[21]

---

[18] Ebenda.
[19] Ebenda.
[20] Ebenda.
[21] Ebenda.

IV

Nichts in Deutschland, mit Ausnahme einiger Artikel Clara Zetkins und Johann Kniefs, konnte sich, was das Verständnis für die geschichtliche Bedeutung der Oktoberrevolution und für die Grundlagen der Sowjetmacht betrifft, mit diesen Aufsätzen Franz Mehrings messen. Nie hatte sich der historische Weitblick des „Alten" glänzender bestätigt als in seiner Stellung zur Oktoberrevolution und zu den Bolschewiki. In jenen Monaten, die zu den schwersten zählten, die der junge Sowjetstaat zu durchleben hatte, konnte Lenin den Arbeitern des Sowjetlandes berichten: „Unsere Lage ist umso schwieriger, als die russische Revolution den anderen Revolutionen vorausgeeilt ist. Daß wir aber nicht allein sind, das zeigen uns die fast jeden Tag eintreffenden Nachrichten darüber, wie sich die besten deutschen Sozialdemokraten für die Bolschewiki aussprechen, wie in der legalen deutschen Presse Clara Zetkin für die Bolschewiki eintritt; dann Franz Mehring, der jetzt in einer Reihe von Artikeln den deutschen Arbeitern beweist, daß nur die Bolschewiki den Sozialismus richtig begriffen haben; wie vor kurzem im württembergischen Landtag der Sozialdemokrat Hoschka mit aller Bestimmtheit erklärt hat, nur in den Bolschewiki erblicke er ein Musterbeispiel von Konsequenz und richtig geführter revolutionärer Politik."[22]

Den Höhepunkt in dem großartigen Feldzug des greisen Mehring für die Bolschewiki bildete sein auf Wunsch vieler Genossen der Spartakusgruppe verfasster „Offener Brief an die Bolschewiki", in dem er nicht nur die Sympathie der revolutionären Sozialisten und Internationalisten Deutschlands für die Bolschewiki zum Ausdruck brachte, sondern zugleich bedeutende Ausführungen über die Stellung der Spartakusgruppe zur Unabhängigen Sozialdemokratie machte. Zum ersten Male wurde in diesem Brief von einem der Führer der Spartakusgruppe erklärt, daß es ein Fehler gewesen sei, sich organisatorisch der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei anzuschließen. Mehring schrieb diesen Brief, wie er sagte, als Ältester der Gruppe Internationale, der Spartakusleute, die seit vier Jahren unter den schwierigsten Umständen auf demselben Boden und mit derselben Taktik kämpften wie die Bolschewiki: „Mit neidlosem Stolz", hieß es in Mehrings Brief, „empfinden wir den Sieg der Bolschewiki als unseren Sieg, und wir alle würden uns freudig zu Euch bekennen, wenn unsere Reihen nicht arg gelichtet wären und viele von uns – und wahrlich nicht die Schlechtesten – hinter den Mauern des Gefängnisses schmachten, wie die Genossin Rosa Luxemburg, oder hinter den Mauern des Zuchthauses, wie der Genosse Karl Liebknecht."[23]

Er gab dann eine ausführliche Kritik der Rolle der Unabhängigen Sozialdemokratie und stellte fest, daß die Gruppe Internationale, in schroffstem Gegensatz zu den Unabhängigen, allen Selbsttäuschungen den Laufpaß gegeben und sich niemals der Erkenntnis verschlossen habe, „daß nach dem entsetzlichen Zusammenbruch des 4. August 1914 nur ein völliger Neubau der Internationale möglich und nötig sei". Der Brief schloß, indem Mehring dem Wunsche der Genossen der Sparta-

---

[22] W. I. Lenin, a.a.O., S. 435.

[23] Zitiert nach „Die Internationale", Jg. 1939, Heft 1/2, S. 115ff.

kusgruppe Ausdruck verlieh, den russischen Freunden und Gesinnungsgenossen zu sagen, „daß wir uns durch alle Bande leidenschaftlicher und tiefer Sympathie mit ihnen verknüpft fühlen und daß wir in ihnen – und nicht etwa in den Gespenstern der, alten bewährten Taktik' – die kraftvollen Vorkämpfer der neuen Internationale bewundern, jener Internationale, von der es in unsren Leitsätzen heißt: ‚Das Vaterland der Proletarier, dessen Verteidigung alles andere untergeordnet werden muß, ist die sozialistische Internationale.'"[24]

Der „Offene Brief an die Bolschewiki", von Mehring am 3. Juni 1918 geschrieben, wurde am 13. Juni in der „Prawda" veröffentlicht. Er erschien in einer Reihe legaler deutscher Zeitungen, die unter Leitung von Mitgliedern der Spartakusgruppe oder der Linksradikalen entstanden, so im Stuttgarter „Sozialdemokrat" am 6. Juli 1918 und in der Bremer „Arbeiterpolitik" am 20. Juli. Die Veröffentlichung des Briefes, mit seiner beißenden Kritik an den Führern der USP, ging diesen so sehr auf die Nerven, daß Mehring jede weitere Mitarbeit an der von der USP-Leitung kontrollierten „Leipziger Volkszeitung" unmöglich gemacht wurde.

Im Herbst 1918 versuchte Franz Mehring noch einmal, einen Artikel gegen die Verleumdungen der proletarischen Diktatur durch Kautsky in der legalen Presse zu veröffentlichen. Dieser Aufsatz fiel der Zensur zum Opfer und wurde im Jahre 1927 in der theoretischen Zeitschrift der Kommunistischen Partei Deutschlands „Die Internationale" zum ersten Male abgedruckt. Der Aufsatz trug den Titel „Marx und die Bolschewiki", und Mehring wandte sich darin vor allem gegen die demagogischen Versuche Kautskys, einen Gegensatz zwischen den Bolschewiki und dem Marxismus zu konstruieren.

Er wolle sich nicht in den Streit Kautskys mit den Bolschewiki mischen, meinte Mehring ironisch, aber Kautsky suche diesen Streit auf deutschen Boden hinüberzuspielen, indem er behaupte, in Deutschland sei unter der Diktatur des Proletariats nie die „terroristische Methode" der Bolschewiki, sondern „die Demokratie" verstanden worden, deren wesentlichstes Kennzeichen das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht sei. Diese Behauptung, erklärte Mehring, habe etwas Atembeklemmendes, sie übertreffe an Tiefsinn noch Onkel Bräsigs Behauptung, daß die Armut von der puren „Powerteh" herrühre, aber sie spiegele den „Kautskysmus" wider, wie er leibt und lebt. In der Zeit, wo Kautsky selbst blühte, sei zwar in der deutschen Sozialdemokratie die Meinung verbreitet gewesen, daß, wenn sie alle fünf Jahre ein paar hunderttausend Wahlstimmen mehr eroberte, man eines schönen Tages ganz automatisch „im Hafen der sozialistischen Gesellschaft" landen würde. Kautsky, zugleich Opfer und Ursache dieser krankhaften Erscheinungen, vermöge sich von ihnen nicht loszulösen.

In der Widerlegung Kautskys gab Mehring dann eine schlagende Darlegung zur Frage der Diktatur des Proletariats. Er schrieb: „Die Diktatur des Proletariats ist ein Gedanke und ein Wort, der von Karl Marx herrührt und schon durch die Wahl der Ausdrücke bezeichnet, dass es sich dabei nicht um ewige Prinzipien, sondern

---

[24] Ebenda.

um einen vorübergehenden Zustand handelt, nämlich um das Übergangsstadium der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaft, wo das Proletariat bereits die politische Macht erobert hat, aber zunächst die Trümmer der alten Gesellschaft beseitigen muß, um Bahn für die neue Gesellschaft zu schaffen. Daß in diesem Stadium nicht diejenige Demokratie, deren unveräußerliches Kennzeichen das allgemeine Wahlrecht sein soll, das große Wort führen darf, sondern allein die Interessen des Proletariats entscheiden dürfen, liegt in der Natur der Sache. Marx selber hat darüber nicht die geringsten Zweifel gelassen. Er hat ja nur einmal das Glück gehabt, in einer revolutionären Bewegung mitzutun, aber man schlage die 300 Nummern der „Neuen Rheinischen Zeitung" nach, und man wird vergebens nach einer Spur der abstrusen Idee suchen, die „Diktatur des Proletariats" sei das allgemeine Stimmrecht. Im Gegenteil! Gerade die damaligen Produkte des allgemeinen Stimmrechts, die Versammlungen in Frankfurt und Berlin, überschüttete Marx mit der grausamsten Kritik und erklärte es für ein Recht der revolutionären Volksmasse, diese biederen Volksvertreter zu terrorisieren. Wäre Marx damals zum Siege gelangt, und ihm wäre der Vorschlag entgegengetreten, nunmehr die ‚Diktatur des Proletariats' durch neue Wahlen auf Grund des allgemeinen Stimmrechts ins Leben zu rufen, so würde Marx diesen tiefen Denker der Obhut einer geschlossenen Anstalt, wenn auch gewiß keines Gefängnisses, überwiesen haben."[25]

Nach dem Tode Mehrings wurde in dem von Carl Grünberg herausgegebenen „Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung" ein nachgelassener Aufsatz veröffentlicht, der offenbar gleichfalls im Herbst 1918 geschrieben worden ist. Er war der Abwehr einiger Kritiken seiner Marx-Biographie gewidmet. Aber auch hier ließ Mehring die Gelegenheit nicht vorübergehen, auf die Oktoberrevolution zu sprechen zu kommen und die russische Arbeiterbewegung als die Vorhut der Internationale, die sich „gewaltiger und riesenhafter als früher" wieder aufgerichtet habe, zu feiern. Und indem er betonte, daß die wirklichen Sozialisten „an dem ganzen Marx" festhalten müßten, wiederholte er abermals, daß der Geist von Marx „vom Scheitel bis zur Sohle, in Theorie wie in Praxis in der russischen Revolution lebendiger wirkt als je".[26]

Diese glänzende Kampagne für die Bolschewiki sollte die letzte sein, die Mehring in seinem Leben führte, denn Krankheit hinderte ihn immer öfter daran, die Feder in die Hand zu nehmen. Nur in der „Roten Fahne" veröffentlichte er nach der Novemberrevolution noch seine Erlebnisse aus der „militärischen Schutzhaft". Aber er nahm noch immer leidenschaftlich Anteil an den revolutionären Ereignissen und besonders auch an der Vorbereitung der Gründung der Kommunistischen Partei Deutschlands. Schwer krank, vermochte er den tragischen Verlauf der deutschen Novemberrevolution und den Mord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht nicht zu überleben.

---

[25] „Die Internationale", Jg. 1927, Heft 10, S. 679f.

[26] Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung", hg. Von Dr. Carl Grünberg, 8.Jg., 1919, S. 313.

Wolfgang Harich

Über Jean Paul[1]

Unter den Intellektuellen in der DDR, die Jean Paul Kenner sind, Schriftsteller, Literaturwissenschaftler, wer es auch sei, bestehen hinsichtlich der Einschätzung Jean Pauls große Meinungsverschiedenheiten. Aber in einem Punkt dürften sie sich alle einig sein, dass dieser Dichter unter den deutschen Schriftstellern seiner Zeit eine Größe hatte, wie sie sonst nächst Goethe nur noch Schiller eigen war. Man kann sich darüber streiten, ob er an Bedeutung über Schiller gestanden hat oder etwas darunter, es kommt darauf an, welche Kriterien man anlegt. Wenn man das Kriterium der weltweiten Wirkung, der Weltberühmtheit anlegt, dann steht er sicherlich hinter Schiller zurück, aber es gibt auch noch andere Kriterien, ich will sie hier nicht alle aufzählen.

In einem weiteren Punkt dürften sie sich ebenfalls einig sein – also die Sachverständigen –, dass er in politischer Hinsicht weit links von Schiller gestanden hat, von Schiller und Goethe. Nun wird Jean Paul in der Erbepflege der DDR kaum Beachtung geschenkt. Das zeigt sich an dem heutigen Gedenktag seit Bestehen der DDR zum dritten Mal. Schon die Anlässe 1963 und 1975 gingen vorüber, ohne dass Jean Paul gebührend gedacht wurde. Jetzt, 1988, die letzte Gelegenheit in diesem Jahrhundert ein Jubiläum zum Anlass des Gedenkens an Jean Paul zu nehmen, ist vorüber, man werfe einen Blick in die Tageszeitungen der DDR, es ist seiner nicht mit einer Zeile gedacht.

Ich möchte zunächst mich jetzt einmal der Frage zuwenden, warum das in kulturpolitischer Hinsicht eine Dummheit, ein großer Fehler ist. Viele Gründe sind da vor allem zu nennen:

I.

Es hat unter den deutschen Dichtern und Schriftstellern der Zeit keinen anderen gegeben, der in so hohem Maße mit so großer Hartnäckigkeit ein Lebtag lang bestrebt war, seiner Zeit den Spiegel vorzuhalten, die Verhältnisse, die Menschen, die Zustände jener Zeit in Deutschland widerzuspiegeln und unmittelbar Partei zu ergreifen. Da steht er ganz einzig da, man kann geradezu bei ihm von einer Gegenwartsbesessenheit sprechen. Das gilt für alle Genre, in denen er kleine oder große Texte vorgelegt hat. In der Satire, in der Idylle, in dem Roman, in der Humoreske usw. Immer begegnen wir ihm als brennend aktuellem Gegenwartsschriftsteller, von der frühen Jugend bis ins Greisenalter. Ich meine doch, die Kulturpolitik eines sozialistischen Landes müsste bestrebt sein, dass als ein Vorbild für die eigenen Dichter und Schriftsteller herauszustellen. Den Jean Paul im Hin-

---

1 Am 15. März 2015 jährt sich zum zwanzigsten Mal der Todestag von Wolfgang Harich. Wir veröffentlichen aus seinem Nachlass einen bisher unveröffentlichten Beitrag über Jean Paul aus dem Jahre 1988. Für die Erlaubnis des Abdrucks danken wir dem Herausgeber des Harich-Nachlasses, Andreas Heyer, der auch ein Nachwort zu diesem Text verfasst hat.

blick auf diese seine Gegenwartsbesessenheit zu rühmen und zu sagen: Macht es genauso wie er, darin ist er auch vorausgegangen. Nein, aber das geschieht nicht.

II.

Kein anderer Schriftsteller, bedeutender Schriftsteller überhaupt, hat so darauf bestanden, dass es die vornehmste Aufgabe eines Autos sei, in der Dichtung vorbildhafte, makellose gute Menschen zu gestalten, die sich die Zeitgenossen zum Leitbild des eigenen Verhaltens nehmen sollen. Er war der große, kann man sagen, in unserer Literatur klassische Vorläufer der Gestaltung des positiven Helden. Auch hier ist ein ganz aktueller Anknüpfungspunkt für eine sozialistische Gesellschaft, die in ihrer Literatur den positiven Helden will, die ihre Schriftsteller darauf verpflichten will, Vorbilder zu schaffen, nach denen die Menschen in ihrem Verhalten sich richten sollen. Nein, auch diese Seite wird überhaupt nicht gesehen, wird nicht beachtet. Dies ist nun um so unverständlicher, als sich einige der positiven Helden Jean Pauls zu Revolutionären entwickeln, als er in einigen Fällen die Entwicklung guter Menschen, edler Menschen zu revolutionären Menschen gestaltet. Dies ist der Fall gleich in seinem ersten Roman, in der *Unsichtbaren Loge*, bei Gustav und Ottomar. In dem zweiten Roman, in dem *Hesperus*, bei Flamin und bis zu einem gewissen Grade bei dem mit ihm befreundeten Hauptheldeu Viktor, und das gilt vor allem, nicht wahr, für Jean Pauls Hauptwerk, für den *Titan*, das gilt es für die Gestalten Albanos und Idoines. Diese Revolutionäre, die er geschaffen hat, machen den Jean Paulschen Erziehungsroman in drei Fällen zu einer einzigartigen Angelegenheit in unserer Nationalkultur. Und das ist natürlich doch kein Zufall, dass Romane, die aus dem Traditionsbewusstsein des deutschen Bürgertums verdrängt sind, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, dass gerade diese revolutionäre Qualität haben. Da besteht doch ein Zusammenhang! Das müssen Marxisten doch erkennen und müssen gerade diese Seite von Jean Pauls Schaffen der Vergessenheit entreißen und in helles Licht stellen. Auch das geschieht nicht.

III.

Damit bin ich gleich bei einem dritten Punkt. Die Erbepflege eines sozialistischen Landes muss den größten Wert legen auf die progressiven Traditionen der eigenen Vergangenheit. Und da ist viel geschehen, aber man hat den Jean Paul dabei vergessen. Unsere Erbepflege in der DDR ist in den letzten Jahren breiter, großzügiger geworden, gerade auch im Hinblick auf die geschichtliche Vergangenheit Preußens. Ich brauche keine näheren Beispiele zu nennen, jeder weiß, was ich meine. Wenn es in der Geschichte Preußens aber eine Epoche gibt, in der Preußen eine progressive Rolle gespielt hat, dann war das die Zeit der Stein-Hardenbergschen-Reformen, nach dem Zusammenbruch Preußens in der Schlacht von Jena und Auerstädt, bis zu der Niederlage Napoleons. Das war die große progressive Zeit Preußens, die wir ja auch sonst herausstellen, ich brauche ja nur daran zu erinnern, der höchste Orden, den die NVA vergibt an ihre verdienstvollen Offiziere, es ist der Scharnhorst-Orden, also die Zeit der Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Wilhelm von Humboldt, Gneisenau usw.

Jetzt behaupte ich, dass der Jean Paul, der Schriftsteller seiner Zeit, der große geistige Wegbereiter dieser Reformen gewesen ist, mit seinen sich zu Revolutionären entwickelnden positiven Helden aus der *Unsichtbaren Loge*, aus dem *Hesperus* und aus dem *Titan*. Der letzte dieser Romane ist 1802 in Meiningen abgeschlossen worden, vier Jahre später erfolgte der Zusammenbruch Preußens bei Jena und Auerstädt, und von da ab treten Reformen in Preußen auf, und unter anderen Verhältnissen in den von Napoleon direkt beherrschten Rheinbundstaaten auch, von denen man sagen kann, sie sind in idealer überhöhter Weise, ins Ideale überhöht, poetisch vorweggenommen worden, durch die positiven Helden Jean Pauls der Zeit davor, der Zeit bis 1802, gipfelnd im Titan. Es wäre also eine Aufgabe der progressiven Erbepflege, der Pflege progressiver Erbetradition, da den Jean Paul auch sehr entschieden herauszustellen.

IV.

Ja, es gibt noch einen weiteren Punkt. Es lässt sich sogar vermuten, dass er diese Reformzeit in Preußen und den Rheinbundstaaten nicht nur geistig vorbereitet hat, in stärkerem Maße als irgendein anderer progressiver deutscher Schriftsteller seiner Zeit, sondern dass er auch direkt, und zwar besonders in Preußen, darauf Einfluss genommen hat. Denn wenn wir die Frage stellen: Wer hat eigentlich am preußischen Hof in der Zeit nach Jena und Auerstädt die Reformer am meisten unterstützt, ihnen am meisten den Rücken gestärkt, sie am meisten protegiert? Dann lautet die Antwort ganz eindeutig: Das war die Königin Luise, die in dieser Hinsicht einen großen Einfluss ausübte auf den ja sehr wankenden, schwachen, unentschlossenen Mann, auf den König Friedrich Wilhelm III. Luise, eine Prinzessin aus dem sorbischen Herrscherhaus, aus Mecklenburg/Strelitz, die dieser Friedrich Wilhelm III. zur Frau genommen hat. Nun, und diese Luise war eine glühende Jean Paul-Verehrerin. Als Jean Paul 1800/1801 in Berlin weilte, wurde ihm ja gerade hier der große Triumph seines Lebens zuteil, er fand hier die größte gesellschaftliche Anerkennung, er wurde hier als große Sensation gefeiert bei den progressiven Vertretern des Adels und des Bürgertums und in den intellektuellen Salons, aber vor allen Dingen wurde er empfangen von der Königin Luise, die es sich nicht nehmen ließ, mit ihm in Potsdam zu speisen, und ihm persönlich die Sehenswürdigkeiten, vor allen Dingen Sanssouci, zu zeigen, und bei dieser Gelegenheit hatte er auch seinen Einfluss geltend gemacht, einen Bekannten, den Kaufmann Herold, bei dem er Hauslehrer gewesen war, aus der Haft zu befreien. Herold war angeklagt wegen Majestätsbeleidigung, also wegen Beleidigung Friedrich Wilhelms III., also Jean Paul gelang es in Berlin, dank seines Einflusses auf die Königin Luise, den Kaufmann Herold freizukämpfen. Wahrscheinlich, wenn wir diesen Begriff des Transmissionsriemens einmal nehmen, der ja jedem Marxisten bekannt ist, kann man sagen, die Königin Luise ist der Transmissionsriemen der progressiven, der revolutionären Gesinnung Jean Pauls zu den einzig von ihr protegierten preußischen Reformern gewesen. Ich glaube, das ist eine historische Wahrheit, die sich durch Beweise stützen lässt und die doch sowohl ihn als auch die Luise in ein sehr interessantes Licht rückt.

Friedrich II., sein Denkmal Unter den Linden wieder aufzustellen, das ist schön und gut, da habe ich nichts dagegen, aber, er mag die bedeutendste Persönlichkeit des Hauses Hohenzollern gewesen sein, eine liebenswerte Erscheinung, wenn man von seinen künstlerischen Ambitionen einmal absieht, war er auf keinen Fall, aber dies Herrscherhaus hat doch eine liebenswerte Gestalt, eine liebenswerte Vertreterin, die im Übrigen auch außerordentlich populär gewesen ist, sehr beliebt bei den Volksmassen in Preußen, das war die Königin Luise.

Jetzt stellen wir noch einmal, wenn wir nach progressiven Traditionen in Preußen suchen, stellen wir einmal in diesem Licht den Jean Paul heraus, das ist doch viel viel wichtiger, als alles, was hier zum Gedenken des Alten Fritz geschehen ist im Zusammenhang mit dessen 200. Todestag. Also, da liegt auch ein großes Versäumnis unserer Historiker und Literaturhistoriker und unserer Erbepflege überhaupt.

Wenn man ganz kurz auf eine knappe Formel gebracht sagen soll, welches die sozialen und politischen Hauptanliegen Jean Pauls gewesen sind, für die er sein Lebtag lang gekämpft hat, dann waren es die Befreiung der Bauern aus der Fronknechtschaft, in dieser Beziehung ist er eine deutsche Parallelerscheinung zu den späteren russischen revolutionären Demokraten gewesen, und die Emanzipation des weiblichen Geschlechts, und man kann, wenn man seine persönliche Beziehung zu dem von preußischen Offizieren malträtierten jüdischen Kaufmann in Bayreuth, Emanuel Samuel junior, hinzunimmt, ihn auch in die Traditionslinie des Kampfes für die Emanzipation der Juden stellen. Das kann man auch hervorheben. Das sind die drei großen politischen Zeittendenzen, die progressiven Zeittendenzen, die der Reformzeit in Preußen und in den Rheinbundstaaten nach 1806 das Gepräge geben, und ich meine, dass marxistische Erbepflege größten Wert darauf legen müsste, das herauszuarbeiten, und dass Jean Paul in diesem Sinne in die Kämpfe seiner Zeit zu stellen wäre. Er wollte die Errungenschaften der Französischen Revolution, die Befreiung der Bauern aus der Fronknechtschaft, die Durchsetzung bürgerlicher Interessen im politischen Raum, die Frauenemanzipation und die Judenemanzipation, diese Dinge wollte er auf Deutschland übertragen wissen durch Reformen von oben, durchgeführt von Herrschern, die ihrem Wesen nach Revolutionäre sein sollen. Das ist die große Utopie, die ihm in seinem Romanschaffen 1802 vorschwebt.

V.

Ein fünfter Punkt. Die bürgerliche Literaturwissenschaft pflegt in der Auseinandersetzung kaum jemals diese Inhalte in den Mittelpunkt zu stellen, sondern beschäftigt sich lieber mit den Formfragen, mit Jean Paul als einem Dichter der offenen Form, mit einem Dichter, der das geschlossene Kunstwerk immer wieder aufbricht durch seine Einlagen und Beilagen und Zettelkästen, seine Abschweifungen, seine in den Text eingestreuten Satiren usw. Ich halte das nicht für das Wesentliche an Jean Paul, sondern lege größeren Wert auf die Charaktere, die er geschaffen hat, auf die ideologischen Inhalte, seine Werte, auf seine Fabeln und natürlich auch auf seine Bereicherung der deutschen Sprache, die aber von sei-

nen Metapherspielen nicht zu trennen ist. Man kann darüber sehr unterschiedlicher Meinung sein, hinsichtlich der Motive der Jean Paulschen Form glaube ich, dass er gezwungen war, lange Zeit gezwungen war, sich die Narrenmaske vorzuhalten, und zwar von dem Augenblick an, als er erlebte, dass seine große gesellschaftliche Satire, dass *Lob der Dummheit*, keinen Verleger fand, da hielt er sich dann die Narrenmaske vor, von den *Grönländischen Prozessen* an. Und ich glaube, dass auch die Wirkung, die Lawrence Sterne auf ihn ausgeübt hatte, nicht nur positive Seiten, sondern auch ihre verhängnisvollen Seiten hat. Es sind da die Eigenschaften der Jean Paulschen Erzählweise entstanden, die seinen heutigen bürgerlichen Interpreten als die Hauptsache, dass Wichtigste an ihm erscheinen und die dazu benutzt werden, ihn als Vorläufer der modernistischen Formauflösung in der Kunst zu feiern.

Man kann darüber denken, wie man will, man kann das so oder so ansehen, aber eines steht ja fest, die Diskussion über diese Problematik macht ihn ja hochaktuell und ließe es als lohnend erscheinen, ihn zum Ausgangspunkt heutiger Diskussionen zu machen. Einmal kann man Jean Paul nutzen, um Modernisten anzusprechen und zu progressiven Inhalten hinzudrängen, das ist eine Möglichkeit. Man kann aber auch als Gegner des Modernismus, als den ich mich bekennen möchte, fragen: Warum sind diese progressiven Inhalte in der Folgezeit bis auf den heutigen Tag unwirksam geblieben, warum ist ihm die breite Massenresonanz versagt geblieben? Liegt das nicht vielleicht an der Fragwürdigkeit der Formauflösung? Das ist eine Frage, die ich in die Debatte werfen möchte. Und man kann weiter fragen zum anderen: Wächst nicht Jean Paul da über sich hinaus? Und schöpft er nicht da seine wahren Möglichkeiten aus, wo er formal in die Schule der Weimarer Klassik geht, nämlich in dem zweiten, dritten und vierten Band des *Titans*, wo er nämlich den Weg zur geschlossenen Form findet? Da ist er ja ein ganz interessanter Gegenstand für heutige aktuelle Formauseinandersetzungen. Es wird aber die Möglichkeit einer Diskussion darüber bei uns auch vernachlässigt, bei uns auch nicht wahrgenommen. Das wäre ein Gegenstand eines aktuellen zeitbezogenen Meinungsstreits, wichtig für Klärungen unter den Kultur- und Kunstschaffenden heute.

Eines ist aber klar, wie der Einzelne dazu auch stehen mag, dass Jean Paul ungeheuren Genuss bereitet, Kunstgenuss gewährt, in allen seinen Werken, besonders aber in seinen Humoresken wie *Dr. Katzenberger*, *Fibel*, *Schmelzle*, in seinen Idyllen *Wutz*, *Fixlein*, auch in seinen Romanen, auch in seinen Satiren, bereitet er großen Kunstgenuss, erweitert er den Horizont, macht das Leben seiner Leser reicher, vorausgesetzt, dass sie eines auf sich nehmen, eine Anstrengung, ja nicht eine Anstrengung des Begriffs, wie es Hegel für die Philosophie gefordert hat, sondern eine Anstrengung der Phantasie, eine Anstrengung der Anschauung, der Intuition, eine Anstrengung der Assoziation. Jean Paul verlangt also einen aktiven Leser, beziehungsweise, er erschließt seine Schönheiten und seine Reichtümer nur einem aktiven Leser. Ja, und damit glaube ich, wird es zur kulturpolitischen Aufgabe eines sozialistischen Landes, ihn einmal auszuspielen gegen all das, was bei uns Kunst und Unterhaltung zur Angelegenheit eines passiven Konsums macht.

Wir leben im Zeitalter der visuellen Berieselung des Bewusstseins durch das Fernsehen, im Zeitalter auch der bedeutenden Phonstärken, die den Benutzer des Walkman zu einem passiven Wesen machen. Fernsehkultur, Fernsehkonsum und Musikkonsum, alles führt über die Passivität in die Verblödung. Und da könnte sozialistische Kulturpolitik jetzt den Jean Paul als großes Gegenbeispiel aufbieten, als einen Dichter, der Schönheiten und Genüsse in reichster Weise zu bieten hat, aber nur für einen aktiven Leser, der in den Kunstgenuss seine Aktivität einbringt. Das glaube ich, macht ihn zu einem Verbündeten, vor allen Dingen im Kampf für eine humanistische Kulturoffensive, eine aktivierende Kulturoffensive gegen die einlullende, verblödende Unterhaltungsindustrie, wie sie vor allen Dingen durch die modernen Medien als große Gefahr in unserer Kultur sich immer mehr ausbreitet. Also, Lektüre von *Dr. Katzenbergers Badereise* als Gegengift zum Konsumieren von Dallas-Serien.

Ich möchte es jetzt hier bei diesen fünf Punkten bewenden lassen, ich könnte noch viel viel [Doppelung im Orig., d. Hrg.] hinzufügen, was Jean Paul aktuell und wichtig für uns macht, seine Rolle als Demokrat, als Humanist, als größter deutschsprachiger Satiriker seiner Zeit, als größter deutscher Humorist aller Zeiten in der Geschichte der deutschen Literatur, seinen Kampf für die Friedensidee, seine Vision vom Befreiungskampf der Kolonialvölker, die revolutionäre Dimension, die er in Herders Völkerkunde hineingetragen hat usw., das ist unerschöpflich, nicht wahr, das ist ein Mann, der uns in jeder Hinsicht wertvoll und wichtig sein muss, ganz kostbares und großes Erbe. Jean Paul, der Mann, den Goethe und Schiller als Dritten in ihren Bunde hineinziehen wollten, die Frage, woran das scheiterte, sein Bündnis mit Herder, worum ging es damals, die entgegengesetzte Einstellung zur Französischen Revolution, die entgegengesetzte Einstellung zur Frage Gegenwartsliteratur oder Hinwendung zum Erbe der Antike usw., also da gibt es noch eine Fülle von Dingen, die wichtig wären, ich lasse das alles auf sich beruhen.

Stattdessen möchte ich noch eines sagen: Die Deutsche Demokratische Republik verhält sich in dieser Frage merkwürdig, sagen wir mal unklug, sie nimmt ihre eigenen Interessen nicht wahr, weil sie ja in der Jean Paul-Frage es gar nicht nötig hat, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Da sei nur eines erwähnt: 1925, zu Jean Pauls 100. Todestag, wurde in der Preußischen Akademie der Wissenschaften diese große Historisch-kritische Gesamtausgabe beschlossen, und dem großen Jean Paul-Forscher Eduard Behrend anvertraut, sie ist dann von 1927 an erschienen, im Verlag Böhlaus Nachfolger in Weimar. Eduard Behrend war Jude, er musste Anfang der Nazizeit ins Exil ausweichen, in die Schweiz. Die Ausgabe wurde in der Nazizeit weitergeführt, aber es floss nun in die Einleitungen, floss nun manchmal auch nazistisches Gedankengut ein, und zwar am stärksten ausgerechnet in dem Band mit den politischen Schriften. Nach 1945 kam Eduard Behrend aus der Schweiz besuchsweise nach Berlin, er ist ja in der Schweiz geblieben, aber hat sich damals an die damalige Deutsche Akademie der Wissenschaften gewandt, wegen des Zuendeführens der Jean Paul-Ausgabe, und es ist der Ruhm der DDR, dass sie ihm dies ermöglicht hat, unter der Ägide der DDR ist von Eduard Behrend bis 1963, bis zum 200. Geburtstag Jean Pauls, diese Ausgabe teils bei Böhlau, teils im Aka-

demie-Verlag (nicht wahr, einige Briefbände im Akademie-Verlag) ja nicht ganz zu Ende geführt worden, es liegen noch riesige Schätze von Aphorismen in der Deutschen Staatsbibliothek Unter den Linden, wo sich der ganze Jean Paul-Nachlass befindet. Jedenfalls hat die DDR dafür gesorgt, dass es mit der Historisch-kritischen Gesamtausgabe Jean Pauls weiterging, dass sie nahezu fertig vorliegt. Das ist eins, warum versäumt nun aber unser Staat diese seine Errungenschaft, seine kulturpolitische Leistung ins rechte Licht zu setzen?

Die andere Frage ist die, dass hier auch einiges die DDR-Kultur vorzuweisen hat, was die Beleuchtung Jean Pauls aus marxistischer Sicht betrifft, da möchte ich meine eigenen Bemühungen, die drei Dinge, die ich veröffentlicht habe, vor allen Dingen mein Werk Jean Pauls Revolutionsdichtung nennen.

Da wird zum ersten Mal vom Standpunkt des Marxismus-Leninismus aus ein Jean Paul-Bild gezeichnet, mit den Methoden von Franz Mehring und Georg Lukács, die an dem Jean Paul ganz neue Dimensionen sichtbar machen helfen, wo aber auch das marxistische Bild der Goethezeit, wie es Mehring und Lukács geschaffen haben, dort ergänzt wird, wo es bis dahin seine empfindlichste Lücke aufwies. Auch das ist doch eine kulturelle Leistung, die man nicht unter den Scheffel zu stellen braucht. Das hat nun in meinem Fall Gründe, die mit meiner politischen Vergangenheit zusammenhängen, aber ich meine, es wäre nun auch mal Zeit, darunter einen Schlussstrich zu ziehen, und vor allen Dingen darf die Ausgrenzung meiner Person aus dem Kulturleben der DDR nicht dazu führen, dass in einem so wichtigen Traditionszusammenhang wie dem hier zur Debatte stehenden die DDR sich selber schadet, die DDR sich eine Möglichkeit nimmt, als führend in der progressiven Erbepflege ihr Profil zu zeigen und ihre Option deutlich zu machen. Also, darin sehe ich einen Fehler, das erfüllt mich am heutigen Tage, wenn ich so in die Zeitungen sehe, auch mit einer großen Depression.

Was könnte man tun, um dem abzuhelfen? Ja, das hätte im Verlauf der letzten vier Jahre geklärt werden können, ich habe im Januar 1984 den stellvertretenden Kulturminister Klaus Höpcke darauf hingewiesen, ich habe 1986 den Direktor des Zentralinstituts für Literaturgeschichte der DDR, Prof. Naumann, darauf hingewiesen, ich habe in diesem Zusammenhang meine Vorschläge unterbreitet, es kommt jetzt sehr zögernd, sehr spät bei Gelegenheit einer Routinetagung von Literaturwissenschaftlern in Weimar, ausgerichtet von den NFG, kommt da vielleicht der erste Anfang einer Besinnung in Gang, ich weiß es nicht, wie weit das führen wird, ich weiß es nicht, wie weit das weiter versickern wird, ich lasse das jetzt einmal dahingestellt. Ich glaube nur, die Mängel werden sichtbar, wenn man zweierlei bedenkt.

Auf der einen Seite herrscht über Jean Paul großes Schweigen, während gleichzeitig Diskussionen darüber in Gang sind, ob nicht das zutiefst antihumanistische, reaktionäre Erbe Nietzsches, des wichtigsten Vorläufers des italienischen und deutschen Faschismus, in die Erbepflege der DDR mit einbezogen wird. Also, da hört ja nun alles auf! Alles spricht über Nietzsche, und hin und her über Nietzsche, aber Jean Paul wird darüber vergessen, das geht nicht!

Zweitens, es ist ein groteskes Missverständnis, dass der Plan bestand, von

Berlin aus, vom Aufbau-Verlag aus, eine Jean Paul-Ehrung durchzuführen in diesem Jahr in Wiepersdorf, dem Sitz der Arnims, Achim von Arnim, Bettina von Arnim, und zusammen mit der Ehrung Eichendorffs anlässlich seines 200. Geburtstages, und Chamissos, anlässlich seines 150. Todestages. Da muss ich doch nun mal sagen, einmal, Jean Paul gehört nicht zu dieser Richtung. Der *Taugenichts* von Eichendorff ist zwar ein fader zweiter Aufguss der Wanderung von Walt in den *Flegeljahren*, gut, nicht, also hat Eichendorff auch ein bisschen was von Jean Paul gelernt, der war ja doch aber gegen Jean Paul ein Zwerg, ebenso war Chamisso, bei allem Respekt, verglichen mit Jean Paul, ein Zwerg, das ist so als wenn man eine gemeinsame Verehrungsveranstaltung, Gedenkveranstaltung machen würde für Thomas Mann und seine Zeitgenossen Ernst Toller und Kurt Schwitters, nicht wahr, das wäre ja völlig unsinnig! Zum anderen gehört Jean Paul nicht in die Tradition der Romantik. Er hat gegen die Romantik von deren Anfängen an, gegen die Brüder Schlegel gekämpft! Er hielt das für eine falsche Richtung, das geht aus seiner *Vorschule der Ästhetik* ganz klar hervor, es zieht sich der Kampf gegen die Romantik durch sein ganzes Leben, der Kampf gegen die Romantische Schule zieht sich durch sein ganzes Werk, es ist geradezu ein Hohn, den Jean Paul zusammen mit Vertretern der Romantik zu ehren. Also, da herrscht eine völlige Verwirrung, da fehlen alle Maßstäbe, und dieser schwere, schwere Fehler, dieser Missgriff müsste zum Ausgangspunkt einer kulturpolitischen Neubesinnung über das Erbe gemacht werden, wo Dinge, die bei uns einfach nicht in Ordnung sind, wieder ins rechte Lot gebracht werden müssen.

Ich will, wenn ich gefordert bin, da gerne mitwirken, vorausgesetzt, ich glaube daran, dass das eine Durchsetzungschance hat, aber ich muss sagen, dass mich die letzten vier Jahre ungeheuer zermürbt haben, einerseits der Kampf für die Anerkennung von Lukács, der Kampf gegen die Nietzsche-Renaissance, andererseits die bis jetzt, bis zum heutigen Tag doch vergeblichen Bemühungen, dem Jean Paul ein würdiges Gedenken zu bereiten, das hat mich kaputtgemacht, meinen Gesundheitszustand, meine Leistungsfähigkeit herabgemindert, mich psychisch emotional ganz stark belastet, und wer weiß, wenn sich dort die Dinge ändern, wenn dort eine Richtungsänderung eintritt, ob es dann für mich nicht zu spät sein wird, da noch mitzuwirken, ob ich dafür die nötigen Kräfte noch aufbringen werde, zumal ich ja auf diesem Gebiet nicht meine Hauptaufgabe sehe. Ich habe mich in die Jean Paul-Forschung gestürzt, weil mir nach meinen – zu Recht verurteilten – Staatsverbrechen das Wirken auf dem Gebiet der Philosophie versagt war nach meiner Haftentlassung 1964, es ist aber nicht mein eigentliches Gebiet und ich will jetzt im Alter doch noch meine letzten Kräfte darein investieren, die Würdigung, die richtige Bewertung des Vermächtnisses von Nicolai Hartmann, der ganz abstrakten Philosophie voranzutreiben, und da auch Klarheit darüber zu schaffen, wie die Hartmann-Rezeption des ganz späten Lukács zu bewerten ist, also dem gehört meine hauptsächliche Kraft, und da bleibt für anderes nicht viel übrig, ich bedauere es, auch wenn jetzt eine Wende eintritt, ich fürchte, ich fürchte angesichts meines Gesundheitszustandes, meines Alters und meiner Absorbierung durch das Thema Nicolai Hartmann, es ist vielleicht schon zu spät.

Was könnte gemacht werden, ich mache ein paar Vorschläge:

1) Eine neue Jean Paul-Ausgabe, eine Berliner Ausgabe der Werke Jean Pauls, analog zu den Berliner Ausgaben der Werke Goethes und Schillers im Aufbau-Verlag. Diese Ausgabe müsste drei Fehler der Historisch-kritischen Gesamtausgabe wettmachen. Die Historisch-kritische Gesamtausgabe enthält nur die Ausgaben letzter Hand von Jean Paul, und die nicht veröffentlichten Werke in der zweiten Abteilung, aber in der ersten Abteilung nur jeweils die Ausgaben letzter Hand, und es ist für die Forschung unerhört wichtig, dass man verschiedene Werke, wie den *Hesperus*, wie die *Vorschule der Ästhetik*, in ihren verschiedenen Fassungen hat.

2) Die Historisch-kritische Gesamtausgabe ist in den Einleitungen und Anmerkungsapparaten zu den Bänden, die in den Jahren der Nazizeit nicht von Eduard Behrend betreut wurden, sondern von anderen, besonders bei dem Band der politischen Schriften, nicht frei von nazistischem Gedankengut.

3) Die Historisch-kritische Gesamtausgabe lässt einen großen Teil der Aphorismen, der überreichen Aphorismen Jean Pauls, die noch bei uns in der Staatsbibliothek lagern, lässt sie aus, sie trifft dann nur eine Auswahl. Die Berliner Ausgabe müsste von diesen drei Fehlern frei sein, sie dürfte auf der anderen Seite auch nicht historisch-kritisch sein in dem Sinne, dass sie die Texte so bringt, wie sie gedruckt worden sind, sie müsste modernisierte Rechtschreibung und Zeichensetzung haben, um den Jean Paul verständlich zu machen, der ja unverständlich ist durch die Orthographie und Zeichensetzung seinerzeit, durch manche orthographische Privatmarotte, die er ja sich in seiner Schrulligkeit zeitweise zugelegt hat.

4) Also, das ist eine Sache. Dann müsste man Jean Paul in die gesamte Bildung einbeziehen, angefangen von den Lehrplänen, im Deutschunterricht müsste über ihn gesprochen werden, es müssten die Kinder und Jugendlichen bereits an ihn herangeführt werden, er müsste in den Lehrplänen der Universitäten, in den Forschungsplänen des Zentralinstituts für Literaturgeschichte größeren Raum einnehmen.

5) Es müsste über das marxistisch-leninistische Jean Paul-Bild ein Meinungsstreit im größeren Rahmen stattfinden, vielleicht eine Jean Paul-Gesellschaft der DDR gegründet werden, die mit der Jean Paul-Gesellschaft in Bayreuth kooperiert. Es müssten die Jean Paul-Gedenkstätten, die es auf dem Boden der DDR gibt, zumal in Meiningen, ausgestaltet werden, man müsste Straßen nach ihm nennen. Es gibt zum Beispiel in Berlin, hier in Berlin, in der Stadt, in der Jean Paul seinen größten gesellschaftlichen Triumph feierte, da gibt es eine Schillerpromenade, drei Schillerstraßen, vier Goethestraßen, je eine Novalis-Schlegel-Tieck-Straße, eine Heinrich-Heine-Straße, einen Heinrich-Heine-Platz, eine Eichendorffstraße, eine Klopstockstraße, drei Lessingstraßen, eine Mörickestraße, eine Wielandstraße, eine Herderstraße, zwei Hoffmannstraßen – es gibt keine Jean Paul-Straße.

Berlin, 23. März 1988

Diese Darlegungen von mir blieben ohne jede Wirkung. *(Handschriftlicher Zusatz Harichs)*

Andreas Heyer

Nachbemerkung

Als Wolfgang Harich in den frühen achtziger Jahren nach seinem Aufenthalt in Österreich, Spanien und der Bundesrepublik in die DDR zurückkehrte, hatte er vor allem ein Ziel vor Augen: Nach seinem fast ein Jahrzehnt umfassenden Einsatz für die Ökologie und die Friedensbewegung wollte er nun endlich die schon lange geplante Studie zur Philosophie Nicolai Hartmanns neu beginnen.

Bei Hartmann (und bei Eduard Spranger) hatte er während des Zweiten Weltkrieges an der Berliner Universität einige Seminare besucht. Nach dem Kriegsende riss der Kontakt zwischen beiden nicht ab, sondern blieb bis zu Hartmanns Tod am 9. Oktober 1950 bestehen. Harichs Position zu Hartmann war zwiespältig. Einerseits warf er diesem direkt und indirekt vor, die SBZ als bürgerlicher Intellektueller zu schnell verlassen zu haben. Eine Haltung, die Harich darauf zurückführte, dass sich Hartmann immer der marxistischen Philosophie verweigert habe. Dies sei deswegen überaus bedauernswert gewesen, da andererseits gerade die Philosophie Hartmanns (Naturphilosophie, Ontologie) zum Marxismus in seiner modernen Gestalt überaus kompatibel wäre. Harich hat Hartmann immer hoch geschätzt. In den fünfziger Jahren brachte er dessen Theorien Georg Lukács näher, dessen Spätwerk überaus deutlich im Zeichen von Hartmann steht.

Der Ansatz von Harich und Lukács war: Solange der Marxismus über keine eigene, originär marxistische Ästhetik, Ethik, Ontologie, Erkenntnistheorie usw. verfüge, sei er auf die bürgerlichen Denker und deren Schriften angewiesen, die, wenn sie nicht faschistisch oder antikommunistisch oder im direkten Klassenauftrag der Bourgeoisie Ideologieproduktion betreiben würden, mit einzelnen Facetten ihres Schaffens in den Marxismus integriert werden könnten. Letztlich auch gegen die eigentliche Intention dieser Theoretiker, etwa dann, wenn, wie bei Hartmann, die Grundlage ihrer Philosophie materialistisch wäre.

Seit 2013 erscheinen die *Nachgelassenen Schriften* Wolfgang Harichs in einer groß angelegten Edition.[1] Der gerade publizierte zweite Band (*Logik, Dialektik und Erkenntnistheorie*) ist den erkenntnistheoretischen Studien Harichs gewidmet und erbringt den Nachweis, dass Harich schon in den frühen vierziger Jahren mit Hartmanns Methoden und über dessen Theorien arbeitete. Zeit seines Lebens kam er immer wieder auf diese Ansätze zurück und versuchte

[1] Bisher publiziert wurden die Bände *Logik, Dialektik und Erkenntnistheorie* (Bd. 2, 2014), *Widerspruch und Widerstreit. Studien zu Kant* (Bd. 3, 2014), *Herder und das Ende der Aufklärung* (Bd. 4, 2014), *An der ideologischen Front. Hegel zwischen Feuerbach und Marx* (Bd. 5, 2013), *Schriften zur Anarchie* (Bd. 7, 2014). Herausgeber ist Andreas Heyer, Erscheinungsort der Tectum-Verlag, Marburg.

die ausführliche Generierung einer marxistischen Erkenntnistheorie. Aber Harich unterbrach seine Arbeiten an den Hartmann-Manuskripten auch immer wieder, um zu anderen Themen und Thesen Stellung zu beziehen.

Am 21. März 1988 jährte sich der Geburtstag von Jean Paul zum 225. Mal. Dieses Jubiläum vor Augen hatte Harich in den achtziger Jahren mehrere Versuche unternommen, Jean Paul in irgendeiner Art und Weise in die Erbepflege der DDR einzubeziehen. Neben persönlichen Gesprächen setzte er dabei auch auf Briefe und Eingaben an die herrschenden Personen. Alle diese Unterfangen scheiterten, so dass der Geburtstag in der offiziellen Politik der DDR außen vor blieb und nicht gewürdigt wurde. Als Harich am 21. März sah, dass seine Bemühungen bei Seite geschoben worden waren, besprach er ein Tonband, dass er dem Akademie-Verlag sendete. Eine Verschriftlichung des Textes nahm er ebenfalls vor und bewahrte sie in seinen Papieren auf. Dieses Manuskript kommt hier unter dem Titel *Über Jean Paul* zum Abdruck.

Harich verfasste in den Monaten rund um das Jubiläum weitere Texte zu Jean Paul, die allesamt ungedruckt blieben – die DDR war schlichtweg nicht bereit, Harich in dieser Angelegenheit zu Wort kommen zu lassen. Das ist insofern durchaus ein Stück weit überraschend, als Harichs Arbeiten zu Jean Paul bis in die siebziger Jahre hinein in der DDR – wenn auch immer mit Zensur bedacht und, soweit möglich, von der Öffentlichkeit entfernt – erscheinen konnten. Doch die Stimmungslage hatte sich verändert.

Denn was für die Hartmann-Manuskripte galt, das traf auch auf Jean Paul zu: Die Beschäftigung mit ihm war eine, die ganz bestimmte Kontexte zumindest implizit mitdachte. Natürlich ist dabei zuvorderst Georg Lukács zu nennen, auf den Harich in seinem Text auch explizit verwies. Hinzu treten methodische, thematische und inhaltliche Setzungen, die dem ungarischen Philosophen geschuldet sind bzw. auf diesen verweisen. Es überrascht nicht, dass Harich in den siebziger und vor allem in den achtziger Jahren eben auch intensiv für Lukács kämpfte, sich für dessen Rehabilitierung in der DDR einsetzte. Der Aufsatz *Mehr Respekt vor Lukács* ist das augenfälligste Dokument dieses Kampfes – gerade auch in seiner abenteuerlichen Publikationsgeschichte: Ein Abdruck in einer der Zeitschriften der DDR scheiterte nach mehrjährigen Streitereien und zahlreichen Überarbeitungen des Textes.[2]

Die wahrscheinlich zentralste Debatte, in der sich Harich in den achtziger Jahren bewegte bzw. die er maßgeblich auslöste, war der Streit um Friedrich Nietzsche. In der DDR, auch dies klingt im folgenden Aufsatz an, hatte im letzten Jahrzehnt ihrer Existenz ein deutliches Umdenken in der Erbepolitik und Traditionspflege eingesetzt. Friedrich II. kehrte als Denkmal Unter die Linden zurück, Bismarck und Friedrich II. wurden in bahnbrechenden wissenschaftlichen Untersuchungen thematisiert, den Jugendlichen (und Erwachsenen) gestand man die Lektüre Karl Mays in neuen Editionen zu. Diese Hin-

[2] Neu abgedruckt im Anhang von: Andreas Heyer, Harich sprach über Lukács, Berlin 2014, S. 61-66.

wendung zu Preußen überrascht einerseits, war andererseits aber durchaus in der DDR-Geschichte schon immer angelegt.

Im Zuge dieser Entdeckung Preußens trat nun auch Friedrich Nietzsche auf den Plan. Die DDR ermöglichte westeuropäischen Forschern Zugang zu den Archiven, lockerte ihre Editionsprinzipien, kurzum: Nietzsche blieb zwar verpönt, wurde aber in Intellektuellenkreisen durchaus salonfähig. Heinz Pepperle unternahm dann in der Zeitschrift „Sinn und Form" den Versuch einer Auseinandersetzung mit Nietzsche, die Harich zu seinem polemischen Gegenschlag herausforderte.[3] Für die kulturellen Eliten der DDR war Harich damit erledigt und es war dies bestimmt ein Stück weit der Plan der Herrschenden in der SED gewesen, als sie Harich die Publikation eben jenes Aufsatzes erlaubt hatten. Allerdings sah Harich in der Debatte etwas, was den meisten verborgen blieb:

Er stellte zwischen den gerade kurz angetippten unterschiedlichen Themen eine Verbindung her. Nietzsche werde veröffentlicht und Lukács, dessen *Zerstörung der Vernunft* ihren Höhepunkt in einer umfassenden Nietzsche-Kritik hat, bleibe unterdrückt. Jean Paul werde dem Vergessen anheimgegeben und im Theater zeige man keine Stücke oder Dramen mehr, sondern vermeintliche Autoren hätten nur noch das inhaltsleere und inhaltslose Ziel der Zertrümmerung der Form. Die Kulturpolitik der DDR stand für Harich auf dem Kopf. Und zusätzlich ging es noch um etwas anderes: Für die SED war es fast schon ein Freibrief, was da – unter dem Applaus einer merkwürdigen Koalition von Stephan Hermlin über Manfred Buhr bis zu Hermann Kant – geschah, denn sie konnte nun sagen: Seht her, bei uns kann man völlig vorurteilslos über Friedrich II. und Bismarck forschen, wir drucken Bücher von Friedrich Nietzsche und Karl May. Ein wahrhaft freies Land, ohne jede Unterdrückung. Harich hat genau dies gesehen, seine Kritiker gingen der gerade gezeichneten Illusion auf den Leim.

Die hier beschriebene Epoche fand ihren Abschluss mit dem Ende, mit dem Untergang der DDR. Harichs wichtigstes politisches Anliegen, die deutsche Einheit, ging in Erfüllung, wenn auch anders, als er sich dies erhofft hatte. Seinen philosophischen Themen blieb Harich bis zu seinem Tod treu, auch wenn die neuen Zeiten so manche Herausforderung für ihn bereit hielten und die nächsten Frontstellungen schon vorbereiteten.

---

[3] Heinz Pepperle, Revision des Marxistischen Nietzsche-Bildes?, in: Sinn und Form, Heft 5, S. 1986, S. 934-969. Wolfgang Harich, Revision des marxistischen Nietzschebildes?, in: Sinn und Form, Heft 5, 1987, S. 1018-1053. Stimmen der Positionierung gegen Harich dann in: Sinn und Form, Heft 1, 1988.

Arbeitszeitdebatte bei ver.di

Arbeitszeitpolitischer Workshop von ver.di Südhessen, Darmstadt, 4. November 2014

Auf dem letzten ver.di Bundeskongress wurden eine Reihe von Anträgen behandelt, die sich mit dem Thema Arbeitszeitverkürzung befasst haben. Darunter auch Anträge, die eine weitere Verkürzung der Wochenarbeitszeit auf 35 bzw. 30 Stunden gefordert haben. In der auf dem Kongress angenommenen Arbeitszeitpolitischen Entschließung „Arbeitszeitverlängerung stoppen und die Tür für Arbeitszeitverkürzungen öffnen" wurde formuliert: „Die Verkürzung der Arbeitszeit und deren humane Gestaltung sind zentrale tarif- und gesellschaftspolitische Handlungsfelder der ver.di. Ver.di hält daran fest, Arbeitszeitverkürzungen mit vollem Lohnausgleich und Personalausgleich durchzusetzen. Sie sind ein wichtiger Beitrag, um Arbeit menschlicher zu machen und Arbeit gerecht zu verteilen, sie sind erforderlich, um Beschäftigung zu sichern und Arbeitslosigkeit abzubauen.... Ver.di lehnt die arbeitszeitpolitische Rollback-Strategie der Arbeitgeber, die auf eine Verlängerung der Arbeitszeit, angefangen bei der Wochenarbeitszeit bis hin zur Lebensarbeitszeit, abzielt, entschieden ab. Ver.di wird sich diesen Angriffen der Arbeitgeberseite betriebs- und tarifpolitisch entschieden entgegenstellen."

Am 4.11.2014 trafen sich im DGB Haus in Darmstadt 25 Kolleginnen und Kollegen aus den unterschiedlichen Organisationsbereichen von ver.di Südhessen zu einem Vertrauensleute-Workshop mit dem Titel „Mehr Zeit zum Leben – Debatte um Arbeitszeitverkürzung neu beleben!". Als Referentin konnte Sylvia Skrabs von der Tarifpolitischen Grundsatzabteilung der ver.di Bundesverwaltung gewonnen werden. Zum Einstieg in die Debatte ging Sylvia Skrabs auf die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen ein, in denen sich die Arbeitszeitdebatte bewegt. Dabei veranschlagte sie die tatsächliche Zahl der Arbeitslosen in Deutschland mit ca. 4,5 Millionen. In diesem Zusammenhang zeigte sie weiterhin auf, wie sich die Struktur der Erwerbstätigkeit von 2000 bis 2013 verändert hat. Demnach gibt es 1,3 Mio. Vollzeitbeschäftige weniger, dafür über aber 2,5 Mio. Teilzeitbeschäftigte mehr. Weiterhin erläuterte sie die Wachstums- und Produktivitätsentwicklung in Deutschland und stellte fest, dass durch die herrschende Wachstumsfixierung der Unternehmen und der Bundesregierung die Arbeitslosigkeit nicht zu reduzieren, geschweige denn zu beseitigen sei; dies könne nur durch eine weitere Arbeitszeitverkürzung erreicht werden.

Bzgl. der Produktivitätszuwächse unterschied sie „gutes" Produktivitätswachstum (bessere/effizientere Technik, bessere Organisation, Vermeidung von Arbeitsunfällen etc.) und „schlechtes" Produktivitätswachstum (Lohndumping, Zunahme unbezahlter Arbeitszeiten, höherer Leistungsdruck, weniger Pausen etc.). Vieles deutet nach Skrabs darauf hin, dass der „schlechte" Produktivitätszuwachs weiter an Bedeutung gewinnt.

Was die Entwicklung der Lohnquote betrifft, sei in der Vergangenheit der „ver-

teilungsneutrale Spielraum" durch die Gewerkschaften nicht ausgenutzt worden. Wenn die Verteilung zwischen Gewinnen und Arbeitseinkommen in Deutschland seit dem Jahre 2000 konstant geblieben und entsprechend die Lohnquote seit 2000 bei 72 Prozent geblieben wäre, hätte es rein rechnerisch ca. 1,2 Billionen Euro mehr für die Beschäftigten im Zeitraum 2000 bis 2013 gegeben; allein für das Jahr 2013 hätte jeder Beschäftigte im Schnitt rund 2.800 Euro mehr verdient. Auf Tage umgerechnet würde dies gut 12 Tage mehr Urlaub bedeuten. Diese Zahlen verdeutlichen, dass es bzgl. der Arbeitszeitverkürzung ein erhebliches Umverteilungspotential gibt; die Gewerkschaften müssen sich die Kritik einer eher zurückhaltenden Tarifpolitik gefallen lassen.

In einem kurzen historischen Rückblick zeichnet Skrabs auch die Entwicklung der Wochenarbeitszeit von 1825 (85 Std.) bis 1995 (35 Std. zumindest in einigen Branchen) nach und ging hier auch auf die aktuellen Arbeitszeitwünsche der Beschäftigten ein, wonach 54 Prozent der Beschäftigten eine Verkürzung der Arbeitszeit wünschen. Dabei liegt die von Vollzeit- bzw. Teilzeitkräften gewünschte Arbeitszeit bei 34,6 bzw. 34,2 Std. die Woche (beides Berechnungen der Hans Böckler Stiftung von 2008). Schließlich verwies die Referentin noch auf die Bedeutung der Exportüberschüsse in Deutschland und die damit verbundene „Sicherung" von inländischen Arbeitsplätzen. Eine (wünschenswerte) ausgeglichene Handelsbilanz würde demnach rein rechnerisch den Verzicht auf 2,4 Millionen Erwerbstätige bedeuten, ein Sachverhalt, der in der Debatte um eine weitere Arbeitszeitverkürzung sicherlich besonders zu beachten und zu behandeln ist.

In den Arbeitsgruppen wurden die unterschiedlichen ökonomischen Rahmenbedingungen in den einzelnen ver.di Fachbereichen bzw. der beim Workshop vertretenen Betriebe (bspw. Deutsche Post AG, Telekom AG, Gemeinde- oder Gesundheitswesen) diskutiert. Dabei wurde deutlich, dass es neben einer allgemeinen gesellschaftspolitischen und gesamtökonomischen Begründung für weitere Arbeitszeitverkürzung (bspw. die Forderung nach flächendeckender Einführung der 35/30 Stundenwoche) einer branchen- bzw. betriebsspezifischen Begründung bedarf und dass hier ggf. dann auch entsprechende Strategien zu entwickeln seien. Dies wurde auch deshalb als Notwendigkeit angesehen, weil in Auswertung der Arbeitsgruppenergebnisse sehr deutlich wurde, dass es innerhalb von ver.di (und dies ist sicherlich nicht auf den Organisationsbereich von ver.di begrenzt) sehr unterschiedliche Arbeitszeitrealitäten gibt.[1]

Im Anschluss hieran standen die bisherigen Arbeitszeitinitiativen von ver.di (bspw. die arbeitszeitpolitische Initiative aus den Jahren 2002 bis 2005 – auf Vieles von dem, was damals konzeptionell erarbeitet und umgesetzt wurde, kann m.E. noch heute produktiv zurückgegriffen werden) und die arbeitszeitpolitische Rollback-Strategie der Kapitalseite seit 2005 zur Debatte. Skrabs erläu-

---

1 Siehe hierzu ausführlicher Klaus Pickhaus „Gibt es eine neue Dynamik der Arbeitszeitdebatte" in: Sozialismus 1-2015; Richard Detje u.a., Der Arbeit wieder ein gesundes Maß geben, in: Z 95 (September 2013), S. 97-104.

terte die Arbeitsergebnisse einer zentralen Arbeitsgruppe[2], die sich 2013/2014 mehrmals in Berlin auf Initiative des Bereiches Tarifpolitik beim ver.di Bundesvorstand beraten hatte. Teilnehmer dieser Arbeitsgruppe waren zum einen Antragsteller zum Thema Arbeitszeitpolitik (zum ver.di Bundeskongresses von 2011) sowie haupt- und ehrenamtliche Vertreter aus unterschiedlichen ver.di Bezirken und Fachbereichen. Während der Workshops wurde eine arbeitszeitpolitische Konzeptidee entwickelt („Anstöße für eine zukünftige Arbeitszeitpolitik von ver.di").

Wesentliches Element dieser Konzeption ist die Durchsetzung einer zusätzlichen Verfügungszeit von mehreren Tagen im Jahr, um damit mehr flexible Zeit für Gesundheit, Familie, Weiterbildung, Sicherung von Arbeitsplätzen etc. zu ermöglichen. Die Beschäftigten sollen selbstbestimmt über diese Zeit verfügen können, die u.a. der Entzerrung arbeitsverdichteter Zeit im Erwerbsverlauf dienen soll. Ein solches arbeitszeitpolitisches Einstiegsmodell soll die Vereinbarkeit von Zeiten der Erwerbsarbeit mit anderen gesellschaftlich und privat notwendigen Zeiten fördern. In Kombination mit einem Personalausgleichskonzept soll es neue Arbeitsplätze schaffen.

Das Leitbild einer solchen Arbeitszeitpolitik fasste Skrabs mit der Begrifflichkeit „Kurze Vollzeit für Alle" zusammen. Dies bedeutet eine Verkürzungsperspektive für Vollzeitbeschäftigte und eine Verlängerungsperspektive für Teilzeitbeschäftigte. Es handelt sich bei dem Ansatz um eine solidarische Arbeitszeitpolitik, die differenzierte Zeitinteressen aufgreift und individuelle Realisierungsmöglichkeiten zulässt. Die konkrete Umsetzung könnte dann auch entsprechend der Branchensituation unterschiedlich betrieblich gestaltet und geregelt werden, ein Sachverhalt, der die o.g. Arbeitsgruppenergebnisse des VL-Workshops in Darmstadt entsprechend widerspiegelt.

Dass eine solche Konzeption im Detail auch eine Menge von Fragen aufwirft (Lohnausgleich, tarifvertragliche Regelungen, Regelungen für Teilzeitkräfte, Regelungen von Konfliktfällen etc.) versteht sich von selbst. Hierfür muss eine entsprechende Diskussionskultur in den Organisationsbereichen von ver.di implementiert werden. Ziel eines solchen Grundsatzpapieres aus der Tarifpolitischen Abteilung der ver.di Bundesverwaltung wäre dann auch, den Stillstand in der Debatte um eine neue gewerkschaftliche Arbeitszeitpolitik zu durchbrechen und die bislang nur in einigen Aktivenkreisen geführte Debatte in die Organisation zu tragen.

Im September findet der ver.di Bundeskongress in Berlin statt, zu dem es sicher wieder eine Reihe von arbeitszeitpolitischen Anträgen geben wird. Bei der Debatte um diese Anträge sollte m.E. darauf geachtet werden, dass es nicht zu Spiegelfechtereien zwischen Vertretern einer scheinbar „radikaleren" Forderun-

---

2 Zur aktuellen Arbeitszeitpolitikdebatte in ver.di siehe den Beitrag von Jörg Wiedemuth, Perspektiven für eine neu Arbeitszeitinitiative von ver.di, in: Kämpfe um Zeit – Bausteine für eine neue (arbeits-)zeitpolitische Offensive, Rosa Luxemburg Stiftung 2014 (sh. auch die Besprechung in diesem Heft).

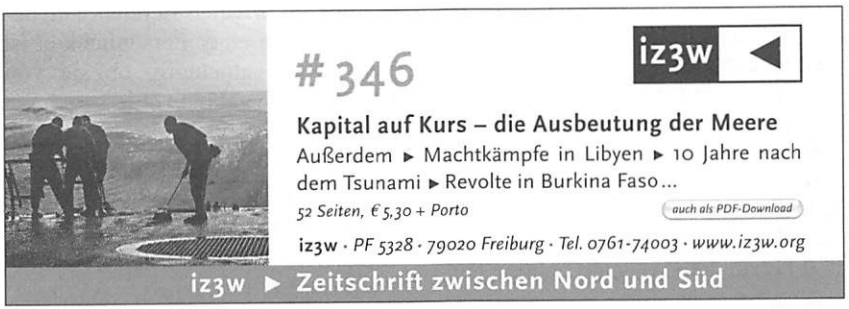
gen zur *sofortigen Arbeitszeitverkürzung* (35 bzw. 30-Stundenwoche) und denjenigen Kräften kommt, die stärker die aktuellen betrieblichen Realitäten im Blick haben und deshalb einen Forderungsstrategie wählen, die einen *Einstieg in eine neue Arbeitszeitdebatte* und deren starke Verankerung in den Betrieben favorisieren. Beide Ansätze haben ihre Berechtigung und sollten deshalb in ein strategisches Gesamtkonzept eingebettet werden.

Theoretische ökonomische Modelle z.B. zur Einführung der 30 Stundenwoche[3] mögen noch so richtig und notwendig sein. Die Frage ist aber, wo die arbeitszeitpolitischen Interessen der Beschäftigten liegen und wie es um den subjektiven Faktor zur aktuellen Durchsetzung entsprechender Forderungen bestellt ist. Diese Voraussetzungen sind m.E. nicht sonderlich gut. Um dies zu ändern und die „Herkulesaufgabe" einer signifikanten Arbeitszeitverkürzung stemmen zu können, müssen sich vor allem die Vertrauensleute in den Betrieben zu aktiven Multiplikatoren und Organisatoren einer neuen Arbeitszeitdebatte entwickeln, denn sie sind die Träger der Tarifpolitik in den Betrieben, sie müssen die Belegschaftsinteressen aufnehmen und den subjektiven Faktor dort organisieren. Gelingt dies nicht, werden alle Forderungen nach einer radikalen Arbeitszeitverkürzung zwar richtige, aber relativ folgenlose theoretische Debatten bleiben. Zugleich gilt, dass es ohne ein geschlossenes Handeln des DGB in der Arbeitszeitfrage unter Einbindung sozialer Bewegungen kein gesellschaftliches Klima für eine signifikante Verkürzung der Wochenarbeitszeit geben wird.

Falk Prahl

---

3 Heinz-J. Bontrup/Mohssen Massarat „Arbeitszeitverkürzung jetzt! 30-Stunden-Woche fordern, Bergkamen 2013.



Lassalle – historische und aktuelle Aspekte

Ferdinand Lassalle und der ADAV. Beiträge zum historischen Diskurs der Linken, hrsg. von Manfred Neuhaus und Klaus Kinner, Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V. (info@rosalux-sachsen.de), Leipzig 2014, 74 S., 6,00 Euro

Kann man über Ferdinand Lassalle und den *Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein* heute noch etwas Neues sagen? Die zentrale und die sächsischen Rosa-Luxemburg-Stiftung versuchten auf einer geschichtswissenschaftlichen Konferenz im April 2013 in Leipzig, die dem 150. Jahrestag der Gründung des ADAV und der Rolle Ferdinand Lassalles gewidmet war, darauf eine Antwort zu geben. Im vorliegenden Heft sind die wichtigsten Referate veröffentlicht. In einem einleitenden Beitrag fasst der Journalist *Wulf Skaun* die Ergebnisse der Tagung zusammen, auf die hier nur in Kürze eingegangen werden kann. Allseits wurde betont, dass Lassalle heute keiner bestimmten Partei zuzuordnen sei, sondern der gesamten Linken etwas zu sagen habe.

Die sozialdemokratische Historikerin *Helga Grebing* umreißt in ihrem Beitrag „Der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein 1863 – der Anfang einer sozialen Bewegung oder das Ende einer ‚sozialliberalen Koalition'?" wesentliche Aspekte der Gründung, des Charakters und der Rolle des ADAV. Sie wirft die interessante Frage auf, „ob die Gründung des ADAV durch zwölf Delegierte aus elf Orten wirklich die Geburtsstunde der deutschen Sozialdemokratie gewesen ist" (14) und begründet, dass eine richtige Parteigründung erst durch die sog. Eisenacher erfolgte und die SPD-Geschichte mit dem Vereinigungs-Parteitag von Gotha 1875 begonnen habe. Deshalb müsse auch das 150jährige Jubiläum von „Gotha" im Jahre 2025 gefeiert werden. (21)

Manfred Neuhaus resümiert in „Zur Archäologie einer Hassliebe. Karl Marx und Ferdinand Lassalle" zunächst die schwierige Geschichte der Lassalle-Forschung in der DDR, galt dieser doch als einer der Stammväter des Opportunismus. Er würdigt die Verdienste Hans-Jürgen Friedericis bei der Überwindung dogmatischer Fesseln in dessen Lassalle-Biografie. Das hatte sich schon bei einer der ersten Veranstaltungen des neu gegründeten Rosa-Luxemburg-Vereins 1993 in Leipzig zum 130. Jahrestag der Gründung des ADAV gezeigt.[1] Des Weiteren versucht Neuhaus, gestützt auf einen bisher zu wenig beachteten Kondolenzbrief von Marx an Lassalles Freundin, die Gräfin Sophie von Hatzfeldt, datiert vom 16. Oktober 1864, eine Art Ehrenrettung des schwierigen Verhältnisses der beiden. Marx fordert eine respektvolle und sachlich-kritische Würdigung Lassalles, die er selbst nicht leisten könne. Wegen Befangenheit?, möchte man fragen. Das liest sich interessant und z. T. pikant, verbleibt aber letztlich im privaten Bereich. Die politische Rolle einer Persönlichkeit ist nicht davon abhängig, ob sie von Mitstreitern geliebt oder gehasst

1 Die damaligen Beiträge sind im Heft 14 der Vereins-Mitteilungen unter dem Titel „Der kühnen Bahn nun folgen wir..." Beiträge zum 130. Jahrestag der Gründung des ADAV, Hrsg. von Fritz Gebauer und Manfred Neuhaus, Leipzig 1993, veröffentlicht.

wird. Warum der auf S. 37 als Faksimile des Originals wiedergegebene Brief von Lassalle an Marx vom 1. Juli 1861 im Kontext nicht direkt behandelt wird, verwundert, zumal er wegen der schlechten Druckqualität schwer lesbar ist.

Einige spezielle Beiträge behandeln zeitgenössische Aspekte des ADAV. *Jutta Seidel* beschreibt das internationale Umfeld der ADAV-Gründung und unterstreicht den Beitrag Wilhelm Brackes zur eigenständigen Entwicklung der frühen Arbeiterbewegung. *Klaus Kinner* stellt die neue Biografie Wilhelm Liebknechts von Wolfgang Schröder vor.[2]. Schröder konnte sein Hauptwerk nicht vollenden. Er ist 2010 verstorben. Die Herausgeber haben sich dennoch zur Veröffentlichung entschlossen, offenbar zu Recht. Denn nach dem Urteil der Bebel-Forscherin *Ursula Hermann* kann das Buch als reifste biografische Darstellung des bedeutenden Sozialisten gelten.

Lassalle und der ADAV drohen aus dem politischen Bewusstsein der Gesellschaft zu verschwinden. Das Heft leistet einen notwendigen Beitrag gegen das Vergessen.

Sind die bisher genannten Beiträge mehr oder weniger historischen Themen gewidmet, so blieb es einem Philosophen überlassen, direkt aktuelle und zukünftige Fragen anzusprechen. *Michael Brie* behandelt das Thema „Der Bruch mit dem Leninismus als System. Sozialismus und Demokratie – eine historische Tragödie".

Brie fordert, über 20 Jahre nach dem SED/PDS-Sonderparteitag vom Dezember 1989, dass die Linke nicht nur mit dem Stalinismus brechen, sondern sich auch vom Leninismus verabschieden müsse. Damals sei das noch nicht möglich gewesen. Warum nicht, möchte man fragen und erhält als Antwort nur, dass Lenin noch ein positiver Bezugspunkt gewesen sei. In einem weitgreifenden Überblick von der französischen Revolution 1789 bis zur Gegenwart verfolgt Brie die Geschichte der sozialen Frage und deren Lösungsversuche. Der grundlegende Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit oder Besitzenden und Besitzlosen habe sich in immer neuen Formen reproduziert und könne nur in einem gemeinwirtschaftlichen System aufgehoben werden. Den Schwerpunkt legt B. auf die leninistische Antwort und die Folgen, die deren katastrophales Scheitern gehabt hätten, da im Leninismus die Erhaltung der Macht der Partei als Garant für die Umgestaltung der Gesellschaft gelte, die mit allen Mitteln, auch mit Terror, durchgesetzt würde. Der Staatssozialismus scheiterte, so Brie, weil er weder „Gemeineigentum an Land, Produktionsmitteln und dem Kredit", noch „direkteste Demokratie bei der Entscheidung über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten" (62) verwirklichen konnte. Zu ergänzen wäre, dass der Staatssozialismus auch wegen fehlender bürgerlicher Freiheiten scheitern musste. Am Ende hätte das leninistische System auch nicht reformiert werden können. Deshalb, so Brie, müsse Demokratie nicht nur in Staat und Gesellschaft herrschen,

---

[2] Wolfgang Schröder, Wilhelm Liebknecht. Soldat der Revolution, Parteiführer, Parlamentarier. Ein Fragment. Hrsg. von Renate Dreßler-Schröder und Klaus Kinner, Berlin 2013. Vgl. auch die Besprechung in Z 96, Dezember 2013, S. 183-187 (Anm. d. Red.)

sondern auch in der Wirtschaft. Die Eigentumsfrage könne nur plural gelöst werden. Als neue Formen für zukünftiges Gemeineigentum sieht Brie z. B. Allmende und Commons. Der Beitrag ist in seiner äußeren Form als Drama in fünf Akten angelegt. Das wirkt zwar etwas melodramatisch, ist dem Gewicht und der Brisanz des Themas aber wohl angemessen.

Manfred Hötzel

Unter Wilhelm II: Jihad vom Kaukasus bis zum Himalaja

Rudolf A. Mark, Krieg an fernen Fronten. Die Deutschen in Russisch-Turkestan und am Hindukusch 1914-1924, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2013, 285 S., 34,90 Euro

Im Gegensatz zu anderen Wissenschaftlern sind die Historiker begnadete Quellenforscher. Ihnen haben wir es zu verdanken, dass uns Informationen zugänglich werden, die wir sonst nicht so einfach bekommen hätten. Zu ihnen zählt auch Rudolf A. Mark, der neben Slawistik und Ethnologie auch osteuropäische Geschichte studiert hat. Mark hebt denn auch in seiner Einleitung seine Quellenrecherchen hervor (11). Schaut man sich jedoch das Quellenverzeichnis genauer an, so sieht das relativ mager aus. Die Untersuchung besitzt starke Züge eines Kriegsberichtes, womit er „weiße Flecken beseitigen" (8) möchte. Es wird durchgängig vom „Ausbruch" des Krieges gesprochen. Da Kriege keine Naturkatastrophen sind, können sie auch nicht „ausbrechen", sondern sie werden von Menschen gemacht. Auch sonst verwendet Rudolf Mark oft verharmlosende Begriffe. Die deutsche Afghanistan-Expedition sollte mit dem Emir von Afghanistan „Kontakte" (7) aufnehmen. Später zeigt er, dass es doch um mehr ging als nur um „Kontaktaufnahme". Die ausgezeichnete Untersuchung von Fritz Fischer über die maßgebende Rolle Deutschlands bei der Entfesselung des ersten Weltkriegs[1] wird zur „provokanten Thesen" (7) herabgestuft. In Fischers Buch sollen die Expansionsziele Deutschlands „Erwägung" (13) gefunden haben. Was für eine Verharmlosung!

Wichtige, um nicht zu sagen, die zwei wichtigsten Untersuchungen zum Thema, basierend auf umfangreichen Archivmaterialien, werden nicht einmal erwähnt.[2] Kritische Untersuchungen bleiben fast gänzlich unberücksichtigt. Nur eine einzige Untersuchung wird erwähnt (Anm. 31, S. 221), jedoch taucht sie in der Literaturliste nicht mehr auf. Hier wird der tendenziöse Ansatz von Rudolf Mark deutlich. (Der Anmerkungsapparat ist im Übrigen äußerst unübersichtlich.)

Im Zentrum seiner Arbeit, die zum Teil von der Thyssen-Stiftung finanziert worden ist, stehen die deutsche Politik sowie die Deutschen in Zentralasien vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis 1924/25.

---

1 Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht, Düsseldorf 1961.

2 Ingeborg Werner, Die Afghanistanpolitik des deutschen Imperialismus vom Beginn des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, Diss. Halle 1964; Johannes Glasneck, Inge Kircheisen, Türkei und Afghanistan. Brennpunkte der Orientpolitik im Zweiten Weltkrieg, Berlin 1968.

Die deutsche strategische Konzeption beinhaltete „die Instrumentalisierung des Islam zum Vorteil Deutschlands" (17). Auf dieser Grundlage sollte „eine Revolutionierung der islamischen Gebiete" (17) und die „intensive Mitwirkung der Türken unter der Fahne des Sultan Chalifa" erwirkt werden. Nur das Vorgehen der mit Deutschland verbündeten Türkei „gegen die russisch-islamischen Gebiete und Ägypten sowie die Initiierung von ‚lodernde[n] Aufständen' in Indien" konnten erfolgreich sein. „Gleiches galt für die französischen Gebiete zwischen Tunesien und Marokko". (18) Hier werden die Weltmachtambitionen Deutschlands deutlich sichtbar. Es gab „Vorstellungen über die Gewinnung einer Landbrücke von der Ukraine aus, um Großbritannien auch in Indien bedrohen zu können und Deutschlands Weltmachtstellung sowie dessen globale Wirtschaftsinteressen [zu] fördern" (18). Aber nicht nur die Ukraine (heute wieder als Sprungbrett gegen Russland aktuell), sondern auch Afghanistan war das Tor nach Indien. Schon am 30. Juli 1914 forderte Wilhelm II., „dass die Konsuln in der Türkei und in Indien sowie Agenten ‚die ganze Mohammed-Welt gegen dieses verhasste, verlogene, gewissenlose Krämervolk zum wilden Aufstand entflammen, denn wenn wir uns verbluten sollen, dann soll England wenigstens Indien verlieren'". (18f.) Um diese Strategie in die Praxis umzusetzen, wurde eine Expedition im Winter 1914/1915 unter der Leitung des bayerischen Artillerieoffiziers Oskar von Niedermayer und des Kaiserlichen Legationssekretärs Werner Otto von Hentig nach Kabul in Marsch gesetzt (19). Sie sollte den afghanischen König Habibullah dafür gewinnen, auf Seiten Deutschlands gegen die Briten in Indien in einen Krieg zu ziehen. Afghanistan war eine „der ersten Aktionen Berlins zur Revolutionierung des Orients" (97), hebt Rudolf Mark hervor.

Für die Revolutionierung der islamischen Gebiete wurde gleich mit Beginn des Krieges von der *Sektion 3b: Politik im Generalstab* unter dem Hauptmann d. R. Rudolf Nadolny eine *Nachrichtenstelle für den Orient (NfO)* geschaffen (22), die umfangreiche Aktivitäten und Propaganda entfaltete (23-42).

Den deutschen Strategen reichte es nicht aus, dass Afghanistan nur den Briten in Indien den Krieg erklären sollte, sondern es sollte sich auch gegen Russland stellen (46).

Im Weiteren berichtet Rudolf Mark in einem Exkurs über die Deutschen in Mittelasien, über die Zivilbevölkerung in Turkestan, über die Offiziere dort und über Kriegsgefangene (49-97). Der Erkenntnisgewinn ist jedoch gering.

„Das Afghanistan-Unternehmen" (99) sei dilettantisch ausgeführt worden, meint der Autor, war doch geplant gewesen „die Vertreter und Einrichtungen von Briten und Russen im Reich des Pfauenthrons zu verdrängen, nach Möglichkeit zu beseitigen und ihre Positionen durch Deutsche zu besetzen" (103). Niedermayer beabsichtigte eine Revolutionierung der afghanischen Stämme, um die Regierung zu einer Zusammenarbeit mit Deutschland zu zwingen. „Daher wurde eine Art Partisanenkrieg gegen gegnerische Einrichtungen geführt, Attentate und Sabotageaktionen unternommen. [...]

Ziele waren die gegnerischen Konsulate und deren Leiter, die wichtigsten Finanzinstitute wie die russische *Banque d'Escompte* in Isfahan und die Staatsbank, aber auch der persische Post- und Telegraphendienst". (103) Heute würde man dies als Akte des Terrorismus einstufen.

Die deutschen Expansionisten im Orient, „die ihre politischen und militärischen Ziele entlang der Achse Konstantinopel – Bagdad – Teheran – Kabul verfolgten", mussten bereits 1916 zur Kenntnis nehmen, dass ihre Strategie gescheitert war (109). Sie konnten weder die türkische noch die persische und afghanische Regierung für ihre Abenteuer gewinnen. So standen die Deutschen sowohl in Mesopotamien als auch in Persien und Afghanistan als Verlierer da. Darüber hinaus verfolgten ihre angeblichen Verbündeten unterschiedliche Interessen, was in der Politik nichts Neues ist.

In Anbetracht ihrer Misserfolge kehrten die Expeditionsleiter im Mai 1916 von Kabul aus nach Deutschland zurück. Die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg bestätigte nachträglich, dass die zurückhaltende Einstellung der orientalischen Herrscher gegenüber den vagen Versprechungen Deutschlands und dessen Versuch, ihre Länder im Rahmen der deutschen Expansion zu instrumentalisieren, wohl begründet war.

Rudolf Mark ist in seiner Darstellung sehr detailverliebt. Bei einem guten Lektorat hätte der Text um ein Viertel gekürzt werden können. Wer einen langen Atem hat und viel Geduld, dem ist das Buch trotz aller Kritik zu empfehlen.

Matin Baraki

KP Albaniens 1944

Erwin Lewin, Das II. ZK-Plenum der KP Albaniens 1944 – Versuch einer Wende in der Politik. Dokumentation, Privatdruck, Berlin 2015, 82 S. 10,00 Euro (Bezug: erwinlewin@yahoo.de)

Der Autor hat sich einer Thematik zugewandt, über die hierzulande sonst kaum etwas zu erfahren ist. Das nun zugängliche Archiv und seine Sprachkenntnisse nutzend, hat er sich mit einem zentralen Ereignis in der Geschichte der Kommunistischen Partei Albaniens befasst. Das II. Plenum des Zentralkomitees der albanischen KP fand an der Schwelle des Übergangs vom Partisanenkampf zur Nachkriegspolitik statt, worauf die Partei ungenügend vorbereitet war. In dieser Dokumentation werden die von Nako Spiru, Sejfulla Maleshova und Enver Hoxha gehaltenen Diskussionsbeiträge erstmals in deutscher Übersetzung vorgestellt. Obwohl sich diese Reden über weite Strecken wie eine gegenseitige Abrechnung unter Personen lesen, standen dahinter grundsätzliche Fragen damaliger strategischer und taktischer Ausrichtung der albanischen Kommunisten, die sich an der jugoslawischen KP zu orientieren suchten und von deren Emissären wesentlich beeinflusst waren. Hart waren nicht nur die Sprache, sondern vor allem auch die Methoden der Auseinandersetzung.

Eben dies versucht L. in seiner Einleitung zu verdeutlichen. Er bringt dem Leser die Spezifik dieser jungen, noch gärenden Partei nahe, wertet ihre Rolle in der albanischen Gesellschaft, untersucht ihr Verhältnis zu anderen – nationalistischen oder

königstreuen – Kräften des Widerstandes gegen die italienischen und deutschen Okkupanten, ordnet das Handeln der Partei in das Kriegsgeschehen ein. Mit biografischen Daten wird eine Vielzahl damals agierender Personen mit ihrem späteren Schicksal vorgestellt – erschreckend, wie viele dieser Funktionäre später im Regime Hoxha, der auf diesem ZK-Plenum noch Selbstkritik übte, umgebracht oder repressiert worden sind. In den Debatten scheint bereits die nationale Frage – Großalbanien, das Kosova – auf, im Zentrum stand jedoch die Kritik am Sektierertum und die Bündnispolitik der Partei, an der sich die Geister in der Theorie, mehr noch in der Praxis schieden. Wer den Balkan mit seinen ungelösten Problemen verstehen will, sollte diese Schrift zur Kenntnis nehmen.

Günter Benser

Dissidentische DDR-Kritik

Alexander Amberger, Bahro – Harich – Havemann. Marxistische Systemkritik und politische Utopie in der DDR, Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2014, 332 Seiten, 39,90 Euro

Die Namen der drei Protagonisten waren für viele schon zu DDR-Zeiten ein Begriff. Sie sind – im Unterschied zu manchen anderen inzwischen der Vergessenheit anheim gefallenen Repräsentanten der DDR-Wissenschaft und -Politik – bis heute bekannt geblieben. Denn auch für die „Aufarbeiter der DDR-Geschichte" gelten sie als wichtig, als Kritiker und „Opfer des Regimes". Nicht zu unrecht! Denn schließlich haben die drei für ihre Überzeugungen, die zu verbreiten sie sich bemühten, ihre Arbeitsstellen verloren, sind im Gefängnis gewesen, blieben auch nach der Haftentlassung aus dem öffentlichen Leben verbannt bzw. sahen sich veranlasst, die DDR zu verlassen. Dabei kamen sie ursprünglich aus den höheren Funktionsebenen der SED. Sie wollten auch die DDR keineswegs abschaffen, wohl aber gründlich reformieren. Amberger bezeichnet sie, die wesentliche Veränderungen am Realsozialismus einforderten, als marxistische Dissidenten. Obwohl ihre Aktivitäten teilweise zeitlich parallel erfolgten, kam es nicht zu gemeinsamen Aktionen. Sie blieben Einzelkämpfer. Unter den Bedingungen des „demokratischen Zentralismus" nach dem die SED funktionierte, gab es für sie keine Möglichkeit, ihre Vorstellungen auf legalem Wege zu verbreiten und ihre Forderungen innerhalb des Organisationsrahmens der Partei durchzusetzen. Um den DDR-Sozialismus zu beeinflussen, suchten sie deshalb Wege über die Gegenöffentlichkeit, „notfalls", wie Amberger schreibt, „auch mittels eines faustischen Paktes mit antikommunistischen Akteuren in der Bundesrepublik".

Wird in der vorherrschenden Geschichtsschreibung der DDR ihren Kritiken und Aktivitäten auch Raum gewidmet, wird auch gern gezeigt, wie der „Unrechtsstaat DDR" mit ihnen umging, so interessieren die Vorstellungen der marxistischen Dissidenten vom erstrebenswerten Sozialismus kaum. In diese Lücke stößt Ambergers Publikation. Im Vordergrund stehen die Gesellschaftsutopien der drei Dissidenten als Alternativen zum real existierenden Sozialismus, wie sie vor allem in ihren

Buchpublikationen zu finden sind. Es handelt sich um Wolfgang Harichs „Kommunismus ohne Wachstum? Babeuf und der 'Club of Rome'" aus dem Jahre 1975, um Rudolf Bahros Publikation „Die Alternative. Zur Kritik des real existierenden Sozialismus" aus dem Jahre 1977 und um Robert Havemanns 1980 erschienenes Buch „Morgen. Industriegesellschaft am Scheideweg".

Alle drei Bände sind sicher nicht zufällig in der zweiten Hälfte der 70er Jahre erschienen, schreibt Amberger, als in Ost und West deutlich wurde, dass die Nachkriegsordnung, ob realkapitalistisch oder realsozialistisch strukturiert, an ihre Grenzen gekommen war, als erkennbar wurde, dass bei einer Politik des „Weiter so" in Zukunft die Erfolge ausbleiben, die Probleme sich verschärfen mussten. Die Industriestaaten des Westens erlebten die erste schwerere Krise seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Auch in der DDR signalisierten nachlassende Wachstumsraten in der Industrie und rückläufige Exportchancen den Beginn der postindustriellen Gesellschaft, wenn auch die herrschenden Politiker und ihre Ideologen noch davon überzeugt waren, dass der Sozialismus fähig sei, sowohl den Produktivitätsabschwung wie auch die nicht mehr zu leugnende weltweite ökologische Krise zu überwinden.

In dieser Situation war es kein Wunder, dass sich die drei marxistischen Dissidenten der zunehmend auch in der Öffentlichkeit wahrgenommenen Umweltverschmutzung annahmen, ihre Bekämpfung zum gedanklichen Ausgangspunkt ihrer Utopien machten. Der durch den Club of Rome ausgelöste Disput über die Grenzen des Wachstums sowie die auf Wachstum der Wirtschaft und des Verbrauchs ausgerichtete DDR-Wirtschaftspolitik unter Honecker als Erklärungsgrund für das Entstehen der drei Publikationen der Dissidenten behandelt daher Amberger ebenso wie er grundlegende Ausführungen zu Merkmalen und zur Geschichte der politischen Utopie im ersten Kapitel seines Buches macht.

Das zweite, dritte und vierte Kapitel sind jeweils einem der marxistischen Dissidenten und ihren utopistischen Publikationen gewidmet. Die Kapitelgliederung ist einheitlich: Amberger gibt einen knappen, aber für das Verständnis der Publikationen durchaus ausreichenden Überblick über die Persönlichkeit des Autors und über „seine Zeit". Dann folgen die Vorstellung der von den Dissidenten geübten Kritik an den Fehlentwicklungen der realsozialistischen Gesellschaft und ihre „Aufhebung" in der publizierten Utopie. Abschließend geht es im jeweiligen Kapitel um die Reaktionen auf das jeweilige – in der DDR als Manuskript konspirativ verbreitete und dann in der Bundesrepublik veröffentlichte – Buch.

Die im Osten Deutschlands Herrschenden erwiesen sich gegenüber den eindringlichen Warnungen, die die drei Bücher beinhalteten, in ihrem päpstlich anmutenden Unfehlbarkeitsanspruch als völlig kritikresistent. Statt die Forderungen der Oppositionellen zu hinterfragen, wurden die von ihnen entwickelten Vorstellungen dem feindlichen Wirken des Westens zugeschrieben. Eine vielleicht verhängnisvolle Fehlentscheidung. Der Leser fragt sich, was geschehen wäre, wenn sich Politbüro

und ZK die Anliegen der drei zu Eigen gemacht hätten. Ein Ausflug in die „Counterfactual History" an dieser Stelle hätte gewiss nicht geschadet.

Im Schlusskapitel werden Havemann, Harich und Bahro miteinander verglichen. „Auch wenn sie meist unabhängig voneinander agierten", schreibt Amberger „einte sie auf persönlicher Ebene viel". Alle drei waren sie Marxisten, gerieten mit der SED-Politik in Widerspruch. Alle drei zeigten zu den von ihnen analysierten Fehlentwicklungen Alternativen auf und wollten dazu beitragen, diese Fehlentwicklungen mittels Aufzeigung von Alternativen in Gestalt der Utopie zu korrigieren bzw. zu überwinden. Alle drei übten zunächst Kritik an den dogmatischen Verkrustungen des Realsozialismus und machten erst in den 70er Jahren, angeregt durch den Bericht des Club of Rome, auch die Umweltproblematik zum Gegenstand ihrer kritischen Betrachtungen.

Die drei Autoren unterscheiden sich in ihrer Auffassung von der Rolle des Staates. Havemann schreibt Amberger ein archistisches, d. h. die Rolle zentraler Institutionen betonendes Verständnis des Verhältnisses von Staat und Gesellschaft zu, während Bahro und Harich eher zum Anarchismus, d. h. zur Lenkung der sozialistischen Gesellschaft „von unten" tendieren. Daraus abgeleitet entwickelten sie unterschiedliche Auffassungen zur Transformation. Während Bahro von einem lange währenden Prozess mit Fortschritten und Rückschlägen ausgeht und die Intellektuellen für ihn das progressive Subjekt sind, hält Harich am Proletariat als derjenigen Klasse, die den Umbruch vom realen zum wahren Sozialismus bewältigen kann, fest. Beide betonen, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität, dass die Transformation „von unten" vollzogen werden muss. Havemann befürwortet dagegen eine Transformation ausgehend und geleitet „von oben". Seine Demokratiekonzeption wurde folgerichtig von Harich energisch kritisiert.

Ungeachtet ihrer im Detail differierenden Auffassungen über die zukünftige Gesellschaft und den Weg zu ihr ist allen drei gemeinsam, dass ihre Schriften heute kaum noch rezipiert werden. Das haben sie nicht verdient, meint Amberger. Zwar sind ihre Ratschläge für eine Transformation des Realsozialismus in eine aufgeschlossene und umweltfreundliche Gesellschaft historisch hinfällig, als Beitrag zur Geschichte des politischen Denkens bis heute aber sicher lesenswert. Als erstaunlich aktuell erweisen sich hingegen bei Bahro, Harich und Havemann jene Passagen in ihren Büchern, die dem Widerspruch zwischen kapitalistischer, wachstumsgeleiteter Industriegesellschaft und den Grenzen des Wachstums gewidmet sind. An dieser Stelle erweist sich wieder einmal: Befriedigende Antworten der sich wirtschaftspolitisch zunehmend neoliberal ausrichtenden Staaten und Gesellschaften auf das Anliegen des Club of Rome sind bis heute ausgeblieben.

Die weiterhin aktuellen Seiten des Denkens der drei marxistischen Dissidenten herausgearbeitet zu haben ist nach der sehr gründlichen Analyse ihrer Visionen im Rahmen ihrer Zeit ein zweites Verdienst von Ambergers Publikation. Insgesamt ist das lesenswerte Buch als Beitrag

zum Bewahren der Leistungen der marxistischen DDR-Opposition zu werten, zeigt wie oppositionelles Denken in der DDR entstand und wie schwer es sich unter realsozialistischen Bedingungen artikulieren konnte, aber auch welche Anregungen von ihm bis heute ausgehen.

Jörg Roesler

Ein tragfähiges Konzept

Gretchen Binus/Beate Landefeld/ Andreas Wehr, Staatsmonopolistischer Kapitalismus. Basiswissen, PapyRossa Verlag, Köln 2014, 127 S., 9,90 Euro

Xavier Bettel, Nachfolger des EU-Kommissionspräsidenten Jean-Claude Juncker als Premierminister Luxemburgs, war empört: Nachdem die Regierung Luxemburgs durch Veröffentlichungen von 'LuxLeaks' über Absprachen zwischen transnationalen Konzernen, internationalen Wirtschaftsberatungskanzleien und der Regierung unter Führung Junckers, die den Multis eine Steuerlast nahe Null bescherten, in die Kritik geraten war, verteidigte er diese Praktiken mit dem Hinweis auf deren Legalität: „Falls ich mich nicht irre praktizieren mehr als zwanzig Länder der Europäischen Union selbst das tax ruling ... denen wirft man nichts vor?" Die Redaktion von „Le Monde", mit der dieses Interview geführt wurde, fügt in Klammern ein: „In Wirklichkeit tun nur die Niederlande und Irland auf eine systematische Weise das, was Multinationalen erlaubt, eine Nullbesteuerung zu erreichen." (Le Monde, 9.12.2014) Ob ‚tax ruling' von allen Ländern praktiziert wird, ob systematisch oder nur von Fall zu Fall, soll hier nicht untersucht werden – Fakt ist, dass Regierungen sich mit den Führungen großer Konzerne und Beratungsunternehmen zusammensetzen und rechtliche Konstruktionen aushecken, um die Gesamtsteuerlast zu minimieren.

Dies wird hier erwähnt, weil die Steuerpolitik eines der vielen Felder ist, auf denen es heute zu einer „Verflechtung staatlicher, zivilgesellschaftlicher und monopolistischer Organisationsformen zur Realisierung von Profitstrategien" kommt (24). „Damit wird die klassische Trennung von Ökonomie und Politik durchbrochen ..." (23). So beschreibt das Buch den Mechanismus des Staatsmonopolistischen Kapitalismus (SMK), und man wundert sich, warum ein so treffendes Konzept heute nicht nur keine Rolle mehr spielt, sondern von vielen Linken vehement abgelehnt wird. Wer mehr darüber wissen will, dem wird mit dem vorliegenden Büchlein geholfen. In vier, qualitativ unterschiedlichen, Kapiteln werden Entstehung (I) und Geschichte des Konzepts (II) und seine Aktualität (III) behandelt; in Teil IV wird auf mit dem SMK-Konzept verbundene linke politische Strategien eingegangen.

Abschnitt I behandelt die Verbindungslinien der Theorie des SMK zur Monopoltheorie, zum leninschen Imperialismusbegriff und zum Konzept der Allgemeinen Krise des Kapitalismus. Hier liegt auch eine der Gründe dafür, dass der SMK-Ansatz heute vielfach abgelehnt wird: Der SMK wurde nicht als Entwicklungsetappe des Kapitalismus, sondern als dessen Niedergangserscheinung betrachtet und mit der Existenz der sozialistischen Länder als Ausdruck

der Überlebtheit des Kapitalismus verknüpft (17/18). Dadurch geriet ein wichtiger Aspekt des SMK in den Hintergrund, nämlich die in ihm zum Ausdruck kommende „Anpassungsfähigkeit des kapitalistischen Systems und seiner Mechanismen" (34). Tatsächlich gab die überraschende Dynamik des Kapitalismus nach dem Zweiten Weltkrieg Anstöße zur Entwicklung der Theorie des SMK – was nichts daran änderte, dass weiterhin von einer finalen Systemkrise des Kapitalismus gesprochen wurde. Expliziter noch als das vorliegende Buch wies der kürzlich verstorbene Heinz Petrak, einer der wichtigsten Theoretiker des SMK, in einem Vortrag auf diesen Widerspruch hin: „Da jedoch die These von der ‚allgemeinen Krise des Kapitalismus' nicht aufgegeben wurde, war der Blick für das richtige Verstehen der fortbestehenden Entwicklungspotentiale des Kapitalismus verbaut." (Heinz Petrak, Z 100, Dezember 2014, 57) Diesen Widerspruch schildert auch das vorliegende Buch; es erkennt die Ursachen für die Unbeliebtheit des SMK-Ansatzes vor allem in Entwicklungen, die mit der Niederlage des Sozialismus verbunden sind. Das ist sicher nicht falsch – man muss sich vor Augen halten, dass in der offiziellen Darstellung SMK und Sozialistische Länder immer eng verknüpft wurden. Da kann es kaum überraschen, dass der Zusammenbruch des Sozialistischen Lagers auch einen theoretischen Ansatz obsolet machte, der sich (ohne Notwendigkeit) stark auf dieses bezog.

Dies hat Haltungen begünstigt, die das Kind mit dem Bade ausschütten: Denn der Bezug des SMK-Konzepts auf die ‚Allgemeine Krise' und den realen Sozialismus ist zwar nicht zu leugnen, es wurden aber von marxistischen Forschern sowohl aus sozialistischen wie aus kapitalistischen Ländern wichtige Analysen des modernen Kapitalismus vorgelegt, die noch heute lesenswert sind. Der zweite Abschnitt des Buchs schildert die wichtigsten Arbeiten, die zeigen, wie fruchtbar der SMK-Ansatz gewesen ist. Daher ist den Autoren uneingeschränkt zuzustimmen, wenn sie betonen: „Nichtsdestotrotz bleibt es das Verdienst der SMK-Konzeption, die Verflechtung von Ökonomie und Politik durch die Interaktion von Monopolen und Staat als notwendigen kapitalistischen Ausdruck der Vergesellschaftung und Kern des heutigen kapitalistischen Regulierungsmechanismus definiert zu haben." (50) Entkleidet man das Konzept seines letzten Endes apologetischen Bezugs auf die These, der Kapitalismus sei mit der Entstehung des sozialistischen Lagers in seine Endphase eingetreten, so finden sich zahlreiche Gemeinsamkeiten z.B. mit der Regulationstheorie.

Die inhaltliche Aktualität des SMK-Ansatzes wird im dritten Abschnitt gezeigt, in dem auf neue Erscheinungen des Kapitalismus eingegangen wird: die Herausbildung des Finanzmarktkapitalismus, globale Produktionsketten, die Internationalisierung der Konkurrenz, die Entstehung neuer globaler Kräftekonstellationen. Einige interessante Passagen behandeln die Rolle der EU im Verhältnis zu den Nationalstaaten, wobei der Autor auf der weiterhin wichtigen Rolle der Nationalstaaten besteht: „Die EU bleibt durch die imperialistische Konkurrenz

ihrer Mitgliedsstaaten strukturiert." (95) Damit wird ein in der alten SMK-Diskussion umstrittenes Thema berührt, nämlich das Verhältnis zwischen Nationalstaaten und Globalisierung im Regulierungsdiskurs.

Gegenüber diesen drei interessanten Abschnitten fällt Teil IV stark ab, in dem es eigentlich um den Zusammenhang zwischen SMK-Theorie und Strategiediskussionen in der Arbeiterbewegung und der Linken gehen sollte. Auf den in den ersten Teilen problematisierten Zusammenhang zwischen SMK-Theorie, Allgemeiner Krise und der Perspektive des realen Sozialismus, der für die Strategiediskussion der sozialistischen Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern von großer Relevanz war (positiv wie negativ), geht der Abschnitt nicht ein. Stattdessen liefert er ein Potpourri von Themen, vom Selbstbestimmungsrecht der Völker über die portugiesische Nelkenrevolution bis zur aktuellen Linksentwicklung in Lateinamerika. Der Bezug dieser Ereignisse zum SMK-Konzept bleibt unklar. Wichtiger scheint der Autorin dieses Abschnitts, ihren alten und neuen Inner-Linken Gegnern wie „Gorbatschowisten" (108) und der Erneuererbewegung der DKP der 1980er Jahre ans Schienbein zu treten. Einem im Kontext des Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) entstandenen Text „Reformalternative" (das IMSF hatte wichtige Beiträge zur Entwicklung der SMK-Theorie geleistet [40]), der in der DKP-Diskussion der zweiten Hälfte der 1980er Jahre eine Rolle spielte, unterstellt sie, ohne weitergehende Orientierung auf Einschränkung der Macht des Großkapitals allein auf die „Durchsetzung einer progressiven, binnenorientierten und ökologisch-sozialeren Variante des staatsmonopolistischen Kapitalismus" abgezielt zu haben (108)[1]. Der manipulative Gipfel ist erreicht, wenn unter Verwendung von Zitaten aus einem Buch von Heinz Jung, Mitautor der „Reformalternative" und Leiter des IMSF, der Eindruck erweckt wird, dieser habe sich später davon distanziert. Tatsächlich resümiert Heinz Jung an der zitierten Stelle: „Unter diesen Bedingungen (der weiteren Rechtsentwicklung der Sozialdemokratie, JG) bliebe die Reformalternative für die Linke aktuell. Sie müßte aber stärker durch antikapitalistische Kritik fundiert werden." Ähnlich argumentierte auch der andere Autor der „Reformalternative", Jörg Huffschmid, in einem Beitrag von 1995, der zwar im Literaturverzeichnis auftaucht, auf den die Autorin aber nicht eingeht. Dieter Kleins Transformationsvorstellungen mögen Fragen aufwerfen, es ist ihm aber kaum vorzuwerfen: „Dem Krisenmanagement konkurrierender Privatmonopole und mit ihnen verflochtener kapitalistischer Staaten scheint Klein hingegen zu vertrauen." (112) Derartige Polemiken der Vergangenheit bzw. Denunziationen haben m. E. in einem wissenschaftlichen Basistext nichts zu suchen.

Etwas unübersichtlich ist das Literaturverzeichnis: Die Unterscheidungen zwischen Gesamtdarstellungen, Klas-

1 Vgl. dagegen Jörg Huffschmid/Heinz Jung, Reformalternative. Ein marxistisches Plädoyer (1988), Reprint Frankfurt/M. 2010, S. 105ff, 152ff.

sikern, Studien, Zeitschriftenartikeln und Zeitungsartikeln erschwert das Finden der Quellen, viele Arbeiten werden unter „Autorenkollektiv" aufgeführt, was die Literatursuche ebenfalls erschwert. Vielleicht wäre es im Kontext eines solchen Einführungstextes sinnvoll, einige zentrale Arbeiten ‚zum Weiterlesen' zu empfehlen. Im Inhaltsverzeichnis werden die Autorinnen und Autoren der einzelnen Abschnitte genannt, eine Gesamtredaktion scheint nicht stattgefunden zu haben. Diese hätte möglicherweise die im vierten Abschnitt enthaltenen Inkonsistenzen und polemischen Ausrutscher verhindern können.

Diese Einschränkungen ändern aber nichts daran, dass das Bändchen einen guten, nüchternen und kritischen Überblick über Stärken und Schwächen des SMK-Ansatzes bietet. Wer sich heute zum SMK-Konzept äußern will, der kann daran nicht vorbeigehen. Im zweiten Abschnitt wird die brisante Frage gestellt: „Sollte heute auf die SMK-Theorie zurückgegriffen werden?" (65) Die Autorin des Abschnitts gibt hierauf (klugerweise) keine eindeutige Antwort, wobei sie hervorhebt, dass diese nach wie vor wichtige Ansätze zum Verständnis des heutigen Kapitalismus und seiner Funktionsweise bietet. Das ist ganz sicher richtig, und manchmal wundert man sich, wie linke bzw. am Marxismus orientierte Autoren gleichzeitig die enge Verbindung von Politik und Ökonomie im modernen Kapitalismus herausarbeiten können und andererseits – wenn sie sie überhaupt erwähnen – die SMK-Theorie mit ein paar Halbsätzen als erledigt abhaken. Das ist einerseits bedauerlich, weil damit wichtige Erkenntnisse verloren gehen bzw. das ‚Rad zum zweiten Mal erfunden wird'; andererseits ist es verständlich, weil viele der auch heute noch lesenswerten Arbeiten oft nur durch die Brille einer gescheiterten politischen Strategie betrachtet werden.

Jörg Goldberg

Kapitalkonzentration

Jens Berger, Wem gehört Deutschland? Die wahren Machthaber und das Märchen vom Volksvermögen Westend Verlag, Frankfurt 2014, 224 S., 17,99 Euro

Thomas Pikettys Bestseller, dessen Auflage mittlerweile die 1,5 Millionen-Marge überschritten hat, endet mit dem Satz: „Von den Zahlen nichts wissen zu wollen, dient selten der Sache der Ärmsten." Wer in den Welten des Reichtums operiert weiß dagegen, dass diese ohne umfänglichste Zahlenwerke zu durchdringen unmöglich ist und es darauf ankommt, das statistische Material auf die eigenen Interessen zuzuschneiden. Piketty hat mit seinen historischen Datenreihen den Blick auf diese Welt verändert: Die Maschinerie des Kapitalismus treibt das Wachstum der ökonomischen Ungleichheit der Einkommen und Vermögen immer neu an und vertieft sie auf lange Sicht. Michael Hartmann zeichnet seit Jahren kritisch die Sozialprofile der deutschen Eliten nach und Hans-Jürgen Krysmanski hat seit Jahrzehnten eine marxistische politische Soziologie und Machtstrukturforschung der globalen 0,1 Prozent entfaltet. Zu den Schlüsseltexten dieser drei Autoren – die mit einer sich neuerdings recht ängstlich ausbreitenden „Reich-

tumsforschung" über Vermögende, Wohlhabende oder Philantropie nichts zu tun haben – hat jetzt Jens Berger mit seinem „Wem gehört Deutschland" einen weiteren Text hinzugefügt.

Sein Buch liefert eine Rundreise durch die einschlägigen Big Data des deutschen Richistan, die glänzend Kompilation und didaktische Präsentation der Daten verbindet. Wie wird eigentlich das vielfach vermerkte Beschweigen des Reichtums bewerkstelligt? Wie kommt Reichtum in die Welt? Was ist Vermögen? Warum sind wir auf lange Sicht nicht nur tot, sondern auch ärmer? Seit wann gibt es Superreiche und wieviele? Warum spielen Supermanager und Erbschaften eine immer größere Rolle im Triebwerk der großen Ungleichheitsmaschine? Wie werden Immobilien und Betriebsvermögen verteilt? Wer ist BlackRock? Welche Rolle spielt die Politik im Machtspiel der Umverteilung? Und wem gehört Deutschland?

Zum Glück klingen die Fragen, die Berger stellt, populär und seine verständlichen, also nachvollziehbaren Antworten sind solide unterfüttert. Am Ende skizziert er detailliert Konturen eines eingreifenden verteilungspolitischen Konzepts. Sieht man von einigen wenigen Ausflügen ab, verzichtet er auf eine umfangreichere historische Skizze. Ihn interessieren Reichtumsverhältnisse als spezielle Form gesellschaftlicher Beziehungen und die Frage, wie es um ihre Subjekte bestellt ist. Wie allerdings die Eigentums-, Macht- und Ungleichheitsbeziehungen zwischen diesen Subjekten aussehen, wie sie sich vergesellschaften, welchen Habitus, welche ideologische Formen und welche gemeinsamen Kulturen sie ausbilden und in welche Richtungen dies alles weist, bleibt offen. So entsteht immer wieder das Bild eines fragmentierten Reichtums, dem Subjektivität und Handlungsvermögen zuzuschreiben nicht die Sache des Autors ist. Eine Verknüpfung der politischen Ökonomie des Reichtums mit jener des Kapitals und der Klassenanalyse wäre ein nächster Schritt.

Rainer Rilling

Ökonomische Theorie und Krise

Ulrich Busch/Günter Krause (Hg.), Theorieentwicklung im Kontext der Krise. Abhandlungen der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften, Bd. 35, trafo-Wissenschaftsverlag, Berlin 2014, 268 S., zahlr. Tab. u. Abb., 36,80 Euro

Spätestens im Jahr 2008 dämmerte es vielen, dass die Wirtschaftswissenschaften ein Problem haben. Die Wirtschaftskrise hat die meisten Expertinnen und Experten kalt erwischt. Niemand hatte sie in Form und Ausmaß kommen sehen, kaum jemand konnte sie einordnen oder Lösungsvorschläge machen. Die Krise habe nicht nur „den Finanzmarktkapitalismus als marktradikales Modell wirtschaftlicher Reproduktion und Dynamik diskreditiert; sie hat auch die theoretischen Grundlagen der finanzkapitalistischen Akkumulation und Regulation, der liberalen demokratischen Verfassung und der sozialstaatlichen Ordnung nachdrücklich in Frage gestellt", schreiben Ulrich Busch und Günter Krause (7). Der

von ihnen herausgegebene Sammelband befasst sich mit der Frage, welche Auswirkungen dies auf die Wissenschaften hat. Vor allem der Überblick hierüber in den ersten Aufsätzen ist spannend. Mehr Bezüge zu aktuellen Diskussionen, wie sie etwa in verschiedenen Bewegungen mit Bezug zur Krise, aber auch an Universitäten geführt werden, hätten dem Band nicht geschadet.

Im ersten Kapitel stellt Günter Krause die aus seiner Sicht wichtigsten Entwicklungen bis 2013 vor. Drei verschiedene Gruppen gebe es, grob eingeteilt, unter den Ökonomen: Die einen beharren weiterhin auf denselben Modellen und Theorien und erklären die Krise notfalls dadurch, dass diese nicht konsequent genug angewendet worden seien. Die nächsten passen ihre Theorien an wie zum Beispiel Richard Posner, vormals Vertreter der neoklassischen Chicago School of Economics, der seine Theorien im Zuge der Krise durchdacht und anschließend einen Aufsatz veröffentlicht hat, der seine neue Zuneigung zum Keynesianismus erklärt (20). Die letzte Gruppe bemühe sich darum, die Wirtschaftswissenschaften zu erneuern. Krause arbeitet dazu acht bemerkenswerte Phänomene heraus. Erstens beginne sich „ein komplexeres, breiter angelegtes Wissenschafts – bzw. Theorieverständnis herauszukristallisieren, das Grenzen und Defizite des tradierten, von der neoklassischen Standardökonomik geprägten Ansatzes mit seinem imperialen Anspruch (Stichwort: Ökonomik als ‚Königin der Sozialwissenschaften') zu überwinden sucht" (22). Dies geschehe unter anderem durch eine Pluralisierung von Ansätzen und eine ehrlich gemeinte Öffnung zu anderen Disziplinen. Auch die fortschreitende Mathematisierung des Fachs werde mittlerweile hinterfragt. Die Anwendung mathematischer Modelle habe zunehmend als Qualitätsmerkmal und Ausweis von Wissenschaftlichkeit gegolten – auch, wenn die Modelle kaum etwas mit der Realität zu tun hatten und zudem den Eindruck vermittelten, dass Märkte immer und überall funktionieren. Zweitens seien in Kernbereichen der Theorie neue Akzente erkennbar, etwa in der Geldtheorie und Markttheorie. Die bislang hegemoniale Theorie effizienter Märkte werde zum Beispiel mit der von Hyman Minsky auf postkeynesianischer Grundlage entwickelten Hypothese finanzieller Instabilität konfrontiert (25). Drittens sei eine Hinwendung zur wissenschaftlichen Analyse und Verarbeitung der Wirklichkeit erkennbar, um die Kluft zwischen der Realität und den hochformalisierten Modellen der Ökonomen zu schließen. Viertens habe ein kritisches Hinterfragen und teils eine Ablösung von ehernen Kategorien, Begriffen und Modellen begonnen. Das „im Kern inhumane Modell des homo oeconomicus" werde zunehmend infrage gestellt, aber auch die volkswirtschaftlichen Kategorien von BIP und Wachstum verändern sich (25). Fünftens werde der reale Mensch anders betrachtet, der erwiesenermaßen nicht nur rational agiert. Sechstens gebe es Bemühungen, das Theoriegebäude der modernen Makroökonomie zu erneuern – ein Bereich, der sowohl große Auswirkungen haben kann, wenn etwa Zentralbanken und andere Akteure mit fal-

schen oder einseitigen Modellen arbeiten, und in dem zudem die Möglichkeit einer systemischen Krise völlig aus dem Blick geraten war. Siebtens haben sich neue Teildisziplinen und Forschungszweige herausgebildet, etwa die Ökonomik der Gemeinschaftsgüter und die Postwachstumsökonomie. Zuletzt wüchsen achtens die Anstrengungen zu einer stärkeren inhaltlichen und methodischen Öffnung und Erweiterung der Wirtschaftstheorie, um Erkenntnisse aus anderen Fachbereichen einzubeziehen (wobei nicht ganz klar wird, worin der wesentliche Unterschied zum Punkt fünf besteht).Die Frage nach der Perspektive der Erneuerungsversuche und deren nachhaltiger Wirkung lasse sich „noch nicht eindeutig beantworten" (30). Es wird vor allem auf die jüngeren Wissenschaftler und Studierenden gesetzt, die nicht seit Jahrzehnten dasselbe lehren. Es bleibt zu hoffen, dass dieser Optimismus gerechtfertigt ist. Denn wer nach 1980 geboren wurde, hat erst recht einseitig gelernt, und der Anpassungsdruck in der zunehmend von Verwertungslogik geprägten Bildungslandschaft ist hoch. Es gibt aber Lichtblicke wie mehrere offene Briefe, in denen sich Studierende und Lehrende für eine plurale Ökonomie aussprechen.

Christa Luft setzt sich in ihrem sehr lesenswerten Text ebenfalls mit neoklassischen Dogmen auseinander und erkundet, welche Chance für gesamtwirtschaftliches Denken besteht. Sie hinterfragt etwa die Annahme, dass wirtschaftliches Handeln aus individuellem Nutzenkalkül abgeleitet werden kann. „Die häufige Gegenläufigkeit von einzelwirtschaftlichem Gewinnstreben und gesamtwirtschaftlichem Erfolg in der kapitalistischen Gesellschaft ließe sich mannigfaltig nachweisen", schreibt sie und führt dies am Beispiel dauerhafter Außenhandelsungleichgewichte und anhaltenden Leistungsbilanzüberschüssen aus (47ff). Exporterfolge seien keinesfalls schlecht, es komme aber darauf an, unter welchen Bedingungen sie errungen werden: „Aus makroökonomischer Sicht stünde an zu ermitteln, welcher Aufwand an öffentlichen Geldern in den von privaten Unternehmen erzielten Gewinnen steckt. Und in den Hörsälen beginnend, wäre gezielt zu demonstrieren, zu welch deformierenden gesamtwirtschaftlichen Wirkungen eine einzelwirtschaftlich renditegetriebene Exportstrategie führen kann" (56). Gegenvorschläge würden zwar „gern als Rückkehr zur Planwirtschaft diffamiert", insgesamt biete die derzeitige Diskussion in der Ökonomie aber durchaus Grund zur Hoffnung: „Die Ökonomik ist im siebenten Jahr des aktuellen Krisenzyklus weniger denn zuvor ein monolithischer Block...ein neues Paradigma zeichnet sich noch nicht klar ab. Für Ideenabsolutismus wird künftig vermutlich weniger, für Heterodoxie mehr Raum sein. Sicher aber scheint, dass die politische Ökonomie oder das Politische in der Ökonomie zurück ins Spiel kommt" (56). Weniger optimistisch ist das Fazit von Arne Heise, der sich insbesondere mit dem Einfluss der kritischen US-amerikanischen Forscher Joseph Stiglitz und Paul Krugman beschäftigt. Deren Einfluss ist seiner Analyse nach jedoch nicht groß genug, um einen umfassenden Wandel in den

Wirtschaftswissenschaften herbeizuführen, zumal beide Autoren selbst heterodoxen Ansätzen gegenüber ignorant seien (79). Sollten sich die Rahmenbedingungen nicht ändern, sieht er sogar den Fortbestand der heterodoxen Ökonomik über 2020 hinaus gefährdet (79).

Nach der Bestandsaufnahme und Diskussion der Reflektion der Krise in der Wissenschaft wäre es interessant, mehr über aktuelle theoretische Gegenentwürfe zum im Buch kritisierten Mainstream zu lesen und die Handlungsspielräume für kritische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auszuloten. Doch hier kommt der Sammelband leider etwas ins Stocken. Die Texte sind für sich lesenswert, geben aber wenig Aufschluss darüber, welche Chancen und Probleme es für Theorieentwicklung im Kontext der Krise gibt. Ein Aufsatz zu Anwendungen der Marxschen Arbeitswerttheorie auf moderne Volkswirtschaften etwa bietet zwar interessante Einsichten. Trotzdem erscheint das Thema für das Buch als zu speziell; man kann den Eindruck gewinnen, dass hier die Chance für eine breitere Auseinandersetzung mit der Frage verpasst wurde, welche Aktualität Marx' Theorien heute haben – ist er doch mit der Krise in etlichen Zeitungen und Büchern wieder aufgetaucht. Lesenswert ist in diesem Zusammenhang der Text von Ulrich Krause, der sich mit der Zukunft der Banken auseinandersetzt. Er argumentiert, dass die Krise zwar zu einem Umdenken etwa bezüglich des Verhältnisses von Finanz – und Realwirtschaft geführt habe, was sich in neuen Regeln wie etwa einer höheren Eigenkapitalausstattung der Banken widerspiegelt. Mittelfristig sieht er aber weder die Zukunft der Banken in Gefahr, noch eine Entwicklung hin zu dezentralen, kommunal verankerten oder gemeinwohlorientierten Banken, sondern eher im Gegenteil (221).

Den gesellschaftspolitischen Alternativen und ihren Akteuren bleiben am Ende knapp 25 Seiten, auf denen Stefan Bollinger eine sehr politische, aber wenig optimistische Einschätzung gibt. Mit dem Zusammenbruch des Ostblocks und dem „Umdrehen" der Sozialdemokratie zehn Jahre später sieht er die Gesellschaft vom Neoliberalismus überwältigt und einen konservativen hegemonialen Machtblock zementiert (259), dem emanzipatorische Kräfte bisher nichts ausreichendes entgegensetzen können. Deren Schwäche sei „die fehlende Radikalität ihrer Forderungen und die Überzeugungsschwäche ihrer Ideen und ihres Personals" (265). Auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler kommt ihm zufolge eine Rolle zu, denn diese hätten sich zu lange mit Theorien aufgehalten, die „klare Frontstellungen von Ausbeutung, Profitmacherei, Macht und Manipulation" verschwimmen ließen.: „Ohne Intellektuelle, ohne Bereitschaft zu Theorie- und Ideologieproduktion, auch ohne organische Intellektuelle wird so die Chance für eine Bändigung geschweige denn Überwindung ausbleiben" (265). Es ist ein Ende, das nicht an scharfer Kritik spart, aber gerade dadurch Diskussionen eröffnen kann.

Sarah Nagel

Union Busting: Krieg gegen die Gewerkschaften

Werner Rügemer/Elmar Wigand, Die Fertigmacher. Arbeitsunrecht und professionelle Gewerkschaftsbekämpfung, PapyRossa Verlag, Köln 2014, 238 S., 14,90 Euro

Um die unbedingte und unbeschränkte Handlungsfreiheit des US-Kapitals gegen die Arbeiter, gegen Konkurrenten auf den Märkten und auch gegen aufmüpfige oder mißliebige Staaten weltweit durchzusetzen, werden unter dem verbalen Schirm einer „Globalisierung" verschiedene Wege gleichzeitig beschritten. Einer der gegenwärtig bevorzugten ist der Abschluß von sog. Freihandelsabkommen. Weniger bekannt, wenn auch immer häufiger erfahren, ist ein anderer Exportartikel der US-Kapitalisten, der auf heftige Gegenliebe ihrer einheimischen Klassengenossen trifft, das sog. „union busting", sprich die generalstabsmäßig betriebene Verdrängung, Bekämpfung und Zerstörung der Arbeitergewerkschaften und der Betriebsräte. „Busting" heißt auf deutsch kaputtmachen.

Eine relativ frühe Unternehmensform dieser Branche in den USA war im 19. und 20. Jahrhundert als Detektei Pinkerton bekannt und seinerzeit noch nicht als Exportartikel gefragt. Die Pinkertons wurden von Unternehmen angeheuert, um Arbeiterstreiks mit brutaler Gewalt zu brechen. Sie traten bei Bedarf in Bataillonsstärke und mit Maschinenpistolen gegen streikende Arbeiter an. Als die Pinkerton Agency in den USA gegen die militanten Gewerkschafter der Industrial Workers of the World in Dienst genommen wurde, galten diese Formen der Klassenauseinandersetzung Europäern noch als anrüchig. Das hat sich sehr geändert.

In der Gegenwart werden Formen und Instrumentarien des union busting „kultiviert": Seine Agenten treten in Nadelstreifen auf, sind Rechtsanwälte, Psychologen, Coachs oder Hochschulabsolventen der Disziplin „human resources". Sie nennen ihr Geschäft statt „union busting" lieber „union avoidance" (Gewerkschaftsvermeidung). Die amerikanischen Gewerkschaften haben es seit langem mit dieser Herausforderung zu tun, die deutschen beginnen gerade, sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Rügemer und Wigand nehmen in ihrem neuen Buch das deutsche Feld des union busting unter die Lupe. Wenn Unternehmen wie die Steakhauskette Maredo weder Gewerkschaften noch Betriebsräte dulden wollen und zu deren Verhinderung rabiate Anwaltskanzleien, Wirtschaftsdetekteien und andere „Dienstleister" mieten, um engagierte Gewerkschafter zu terrorisieren und aus ihren Betrieben hinauszumobben, findet ein solcher Skandal manchmal den Weg in die Presse. Während das Medieninteresse schnell erlischt, bleiben die „Fertigmacher" am Werk. Wie systematisch Unternehmen wie Private-Equity-Fonds (Heuschrecken) das union busting betreiben und welche makabren „Fertigmacher" sie dabei einsetzen, hat vor Rügemer und Wigand noch kein deutscher Autor dargestellt. Alle wie Heuschrecken verfahrenden Investoren, nicht nur jene aus den USA, wollen die Kosten rigoros senken, und Lohnkosten lassen sich ohne Betriebsrat widerstandsloser einsparen.

Ohne die Hilfstruppen der „Fertigma-

cher", so die Autoren, glaubt heute kein größeres deutsches Unternehmen mehr auskommen zu können. Rügemer und Wigand behandeln vor allem drei Gruppen dieser Kettenhunde des Kapitals: Eine erste Gruppe bilden Arbeitsrechtanwälte, auf Medienrecht spezialisierte Kanzleien, Wirtschaftsdetektive, Unternehmensberater, Überwachungsspezialisten, aber auch „christliche Gewerkschaften und „gelbe" Betriebsräte.

Natürlich gibt es in der Bundesrepublik schon seit langer Zeit Anwaltskanzleien wie Naujoks oder Schreiner&Partner, die öffentlich Betriebsräte als Störfaktoren beschimpfen und privat mittleren Unternehmen ihre Dienste für einen aggressiven Kampf anbieten. Sie wurden manchmal auch in den Medien herausgestellt, besonders krasse Fälle etwa in Gastronomie oder im Einzelhandel. Inzwischen aber beherrschen Großkanzleien das Geschäft der „Fertigmacher". Im letzten Jahrzehnt haben Wirtschaftskanzleien aus den USA wie Freshfields, Clifford Chance, Hogan Lovells, White & Case, DLA Papers und Squire Patton Boggs in Deutschland Ableger aufgebaut mit bis zu 60 Arbeitsrechtsanwälten in einer Kanzlei. Auch britische Wirtschaftskanzleien bauten in Deutschland arbeitsrechtliche Niederlassungen auf. Den Netzwerken dieser Kanzleien stehen deutsche wie CMS Hasche Sigl oder Gleiss Lutz nicht nach.

Als eine zweite Gruppe der „Fertigmacher" analysieren die Autoren Vertreter der Unternehmerlobby; dazu gehören Unternehmensstiftungen mit dem Schwerpunkt Arbeitsrecht und auch von Unternehmen oder ihren Stiftungen finanzierte Universitätsinstitute mit Professoren für Arbeitsrecht. Solche Stiftungen und Institute bilden Arbeitsrichter und Arbeitsrechtanwälte aus und schulen sie. Auch die großen Unternehmerverbände BDI, BDA, Gesamtmetall und andere betreiben hierzu direkte Lobbyarbeit. In den Vordergrund rückten auch Unternehmensverbände, die vorwiegend prekäre Arbeitsverhältnisse installieren wie Leiharbeit, Werkvertragsarbeit, Zustelldienste u. a.

Auch wenn die Vertreter der dritten Gruppe der „Fertigmacher" vordergründig kaum den rabiaten Pinkerton-Nachfolgern gleichen, so sind sie doch die gefährlichsten, weil wirksamsten Feinde gewerkschaftlicher Mitbestimmung und betrieblicher Demokratie. Die Verfasser stehen nicht an, Staaten und Regierungen zur dritten Gruppe der „Fertigmacher" zu rechnen, verändern doch vor allem sie die rechtlichen Rahmenbedingungen, so durch Finanzmarktreformen und deren Auswirkungen auf Betriebsübernahmen durch Investoren. In diese Gruppe gehören auch die Agenturen für Arbeit und Jobcenter, sie sind die größten Zulieferer für die Leiharbeitsbranche, sie disziplinieren die Reservearmee der Arbeitslosen. Die Europäische Kommission setzt gemeinsam mit dem IWF und der EZB Tarifverträge außer Kraft und beschränkt die Gewerkschaftsrechte bei ihrer „Sanierung" von Staatshaushalten.

Die Wahl eines Betriebsrates ist gesetzlich garantiert. Doch in vielen Betrieben, etwa in Reinigungsfirmen, Gastronomieketten oder anderen betriebsratsfreien Unternehmen ist die Gründung einer Vertretung für die Beschäftigten eine sehr riskante Sache geworden. Ihren Initiatoren drohen

Strafversetzung, Kündigung, Arbeitslosigkeit. Die Unternehmen lassen es sich viel kosten, einen Betriebsrat zu verhindern oder loszuwerden,. Daher werden die Profis der erstgenannten Gruppe, die bei solchem Bedarf engagiert werden, sehr gut bezahlt. Auch wenn die Honorare üppig sind, sie rentieren sich für die Unternehmen schnell, wenn keine Gegenwehr gegen unbezahlte Überstunden, gegen Lohnkürzungen oder Streichung von Urlaubs- und Weihnachtsgeld zu erwarten ist.

Rügemer/Wigand zeichnen überaus instruktiv jene Netzwerke aus den drei genannten Gruppen, die professionell Arbeitsunrecht und Gewerkschaftsbekämpfung praktizieren und mit denen jeder Lohnabhängige unverhofft konfrontiert werden kann. Ausführlich widmen sie sich jeweils in einem gesonderten Kapitel den Kanzleien, Detekteien und Stiftungen sowie den gelben Gewerkschaften und Betriebsräten.

Besonders spannend ist das letzte Kapitel des Buches, in dem die Autoren neun „Konfliktporträts" zeichnen. Sie zeigen konkret und anschaulich das inzwischen große Spektrum von Methoden, mit denen diese Pinkerton-Profis aktive Gewerkschafter und Betriebsräte fertigmachen. Erfolgreich Widerstand und Solidarität dagegen zu leisten, setzt als elementare Bedingung voraus, die zu erwartenden Attacken zu kennen. Unkenntnis über diese Netzwerke und Praktiken macht es den Gewerkschaften schwerer, dem union busting mit Sachkenntnis, Konsequenz und Geduld entgegenzutreten. Das Buch gehört in die Hand eines jeden Gewerkschaftsfunktionärs.

Werner Röhr

Kämpfe um Arbeitszeit – eine unendliche Geschichte

Richard Detje, Sybille Stamm, Florian Wilde (Hrsg.), Kämpfe um Zeit. Bausteine für eine neue (arbeits-)zeitpolitische Offensive, Rosa Luxemburg Stiftung Manuskripte Neue Folge H. 10, Berlin 2014, 112 S., http://www.rosalux.de/publication/40807/kaempfe-um-die-zeit.html

2014 war in vielen Gewerkschaftsgliederungen und linken Organisationen ein Jahr der Diskussion um Arbeitszeit und Arbeitszeitverkürzung. Das war insbesondere dem 30 Jahre zurückliegenden Kampf um die 35-Stunden-Woche zu verdanken, an den in zahlreichen Veranstaltungen und Publikationen erinnert wurde. Manche Veranstaltungen dienten dabei eher dem Schwelgen in Erinnerungen an den letzten großen Arbeitskampf in der BRD, der sogar recht erfolgreich war, denn dem Blick in die Zukunft, auf zukünftige Kämpfe um Arbeitszeit und Arbeitszeitverkürzung. Dabei will ich die Bedeutung auch emotionaler Erinnerungen an erlebte Kämpfe nicht kleinreden.

Eine etwas aus diesem Rahmen fallende Broschüre hat dankenswerterweise die Rosa-Luxemburg-Stiftung Ende 2014 veröffentlicht. Praktiker aus Gewerkschaften, Betriebsräten und Parteien sowie Wissenschaftler bieten einen breiten Überblick über den Stand nicht der Kämpfe (die finden nicht im großen Stil statt), aber der Diskussion um Arbeitszeit. In 14 Beiträgen auf gut 100 Seiten werden verschiedene Aspekte dargestellt. Genannt seien „Arbeitszeitverkürzung – gemeinsame Ziele, verschiedene Zugänge", „Wandel der Arbeitszeit –

Wandel der Zeitwünsche. Empirische Befunde", „Bestandsaufnahme und Perspektiven gewerkschaftlicher Arbeitszeitpolitik" sowie ein Kapitel zu Grenzen, Bedingungen und Möglichkeiten gesetzlicher und tariflicher „Reregulierung" von Arbeitszeit.

Ich gebe zu, der Blick über den Tellerrand einer IG Metall und den Großbetrieben der Metall- und Elektroindustrie ist wichtig und an vielen Punkten desillusionierend. Gleichzeitig werden für die verschiedenen Gruppen betrieblicher und betrieblicher Akteure Ansätze für Diskussionen und irgendwann auch aktives Handeln dargestellt, die (mir) nicht immer präsent sind. Die Beschäftigtenbefragung der IG Metall 2013 mit einer Beteiligung von über 500.000 Menschen liefert einen breiten Überblick über Arbeitszeitwünsche und –realität in der M+E-Industrie. Erhebungen in anderen Branchen ergänzen den Blick. Diese Breite ist wichtig, da sich Wunsch und Wirklichkeit nicht nur nach Branche, Geschlecht, Alter unterscheiden, auch die Familiensituation (mit Partner/in, mit Kindern), die Staatsbürgerschaft und die Beschäftigung in eher prekären oder tariflich abgesicherten Verhältnissen sind signifikant.

So ist es nicht wirklich überraschend, dass im Niedriglohnsektor und bei teilzeitbeschäftigten Frauen der Wunsch nach längeren Arbeitszeiten groß ist, während insbesondere qualifizierte Männer in der Industrie schon über eine Arbeitszeitverkürzung auf 40 Stunden froh wären. Dies differenziert darzustellen ist ein Verdienst der Broschüre. Ohne diese Differenzierung könnte mensch schnell auf den Gedanken kommen, die Forderung nach 32 oder 35 Wochenstunden würde die aktuellen Arbeitszeitfragen plakativ greifbar machen. Auch mit dem Zusatz von Lohn- und Personalausgleich ginge die Forderung an der Realität und den Wünschen großer Beschäftigtengruppen vorbei.

Mehrfach wird in den Beiträgen auf die Wahrnehmung der Bedingungen eingegangen, unter denen die Arbeitszeit geleistet wird. Als Stichworte etwa einer Untersuchung unter jungen Beschäftigten im Dienstleistungsbereich werden Zeitdruck, Entgrenzung und Fremdbestimmung genannt. Diese Problemstellungen werden auch bei Ansätzen zu „Guter Arbeit" und Gesundheitsschutz als Ansätze beschrieben.

Die gesellschaftliche Dimension wird in mehreren Beiträgen skizziert. Es hat natürlich Auswirkungen auf die Belastung durch Arbeitszeit, wie die öffentliche (oder gar privatisierte) Daseinsfürsorge, also Kindereinrichtungen, Gesundheitswesen und Pflegeeinrichtungen, Schulen ausgestattet und gestaltet sind. An diesen Stichworten sind auch die Grenzen tariflicher Arbeitszeitpolitik absehbar, wobei auch mit dem Blick über die Grenzen nach Frankreich oder Großbritannien die dialektische Beziehung zwischen tariflichen und gesetzlichen Regelungen dargestellt wird. Die historische Erinnerung an deutsche Kämpfe um Arbeitszeit seit rund 150 Jahren erfolgt auch mit überraschenden Details, etwa Überlegungen von Robert Bosch aus den 1920er Jahre zum 6-Stunden-Tag.

Zu zwei Aspekten hätte ich mir mehr Argumentation und Details gewünscht: Ist es der erfolgreichen medialen Meinungsbildung des Kapitals geschuldet, dass die Einführung der

35-Stundenwoche von vielen Beschäftigten heute nicht als Erfolg, eher als Ursache der gestiegenen Arbeitsbelastung angesehen wird? Was haben die Gewerkschaften nach 1984 in der Argumentation sowie der Tarif- und Betriebspolitik dazu versäumt und was könnte für die Agitation heute daraus gelernt werden?

Wenn es zutrifft, dass Niedriglohn, prekäre und unfreiwillige Teilzeitbeschäftigung einem gemeinsamen Wunsch nach – und dann Kampf für – Arbeitszeitverkürzung entgegenstehen, Mindestlöhne und Beschränkung prekärer Beschäftigung orientiert werden, um die objektiven Voraussetzung für solidarisches Handeln zu verändern?

Mir hat die Broschüre zu einigen wichtigen Erkenntnissen verholfen, auch wenn ich nicht optimistischer dabei geworden bin. Ich halte die Orientierung auf Arbeitszeitverkürzung nach wie vor für richtig und wichtig. Aber ich sehe auch klarer, dass es dazu einer – derzeit nirgends vorhandenen – politischen Strategie bedarf. Für die Diskussion über diese Strategie und mögliche Schritte ist die Broschüre eine gute Hilfe.

Gebhard Hofner

Autorinnen und Autoren, Übersetzer

Babak Amini – Toronto, York University Sociology Department

Carolin Amlinger, M.A. – Darmstadt/Frankfurt am Main, Soziologin und Doktorandin

Dr. Matin Baraki – Marburg, Politikwissenschaftler, Lehrbeauftragter

Prof. Dr. Günter Benser – Berlin, Historiker

Nico Biver – Marburg, Dipl. Volkswirt, Wahlkreismitarbeiter

Sebastian Chwala – Marburg, Dipl.-Politikwissenschaftler, Doktorand

Cornelia Booß-Ziegling – Hannover, Realschullehrerin mit Berufsverbot seit 1975, Sekretärin, später Lehrerin an einem privaten Schulprojekt

Andreas Gkolfinopoulos, M.A. – Köln, Politikwissenschaftler

Daniel Göcht, M.A. – Köln, Literaturwissenschaftler und Philosoph, tätig in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit

Dr. Jörg Goldberg – Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler, Z-Redakteur

Sven Gringmuth – Siegen, Doktorand und Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Univ. Siegen im Bereich Neuere Deutsche Literatur und Kulturwissenschaft

Dr. Andreas Heyer – Braunschweig, Herausgeber des Nachlasses von Wolfgang Harich

Dr. Manfred Hötzel – Leipzig, Historiker

Gebhard Hofner – Offenbach, Informatik-Ingenieur, bis 2014 KBR-Vorsitzender in einem Unternehmen des Maschinenbaus

Christian Jakob – Berlin, Journalist

Prof. Dr. Werner Jung – Duisburg/Essen, Literaturwissenschaftler, Hochschullehrer

Dr. Kai Köhler – Berlin, Literaturwissenschaftler

Prof. Dr. Ekkehard Lieberam – Leipzig, Rechtswissenschaftler

Sarah Nagel, M.A. – Frankfurt/M., Politikwissenschaftlerin, Doktorandin

Prof. Dr. Lothar Peter – Bremen, Sozialwissenschaftler

Falk Prahl – Frankfurt/M., ver.di BG-Vors., Mitgl. im Vertrauensleute-Ausschuss ver.di Süd-Hessen

Prof. Dr. Rainer Rilling – Marburg, Soziologe

Prof. Dr. Werner Röhr – Berlin, Historiker

Prof. Dr. Jörg Roesler – Berlin, Wirtschaftshistoriker, Hochschullehrer

Dr. Artur Rümmler – Darmstadt, Schriftsteller

Dr. David Salomon – Frankfurt/M./Siegen, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer, Z-Redakteur

Prof. Dr. Josef Schleifstein (1915-1992) – Historiker, ehem. Leiter des IMSF, Frankfurt/M.

Ingar Solty – Berlin/Toronto, Politikwissenschaftler, Doktorand

Dr. Gerd Wiegel – Berlin, Politikwissenschaftler, Fachreferent Rechtsextremismus/Antifaschismus der Linksfraktion, Z-Redakteur

■ Die Broschüre zur
XX. Internationalen Rosa-Luxemburg-Konferenz

Mitte März am Kiosk!
(Verlag 8. Mai GmbH, ca. 80 Seiten, 3,60 €)

Mit Beiträgen von:

■ **OSKAR LAFONTAINE** (Politiker und Publizist): **»Linkspartei – Haltelinie Kriegseinsätze«**

■ **RADHIKA DESAI** (Ökonomin, Universität Manitoba, Kanada): **»Gibt es einen neuen Kalten Krieg?«**

■ **OTTO KÖHLER** (Publizist): **»Ja, ich bin es, Thersites – Schmäher aller Kriege, ihrer Feldherrn, ihrer Propagandisten und ihrer Professoren«**

■ **PETER MERTENS** (Vorsitzender Partei der Arbeit, PTB/PvdA, Belgien): **»Alte und neue Rechte in Europa«**

■ **ALEX ROSEN** (IPPNW): **»Atomwaffen abschaffen – Wo stehen wir?«**

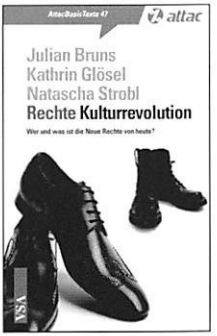
■ **SHARON DOLEV** (Gründerin Regionale Friedens- und Abrüstungsbewegung in Israel, RPM): **»Naher und Mittlerer Osten frei von Massenvernichtungswaffen: Hindernisse und Hoffnungen«**

Außerdem:
Dokumentation des Podiumsgesprächs **»Der Abschied der Linken vom Antimilitarismus«** mit
■ **Oskar Lafontaine** (Politiker/Publizist),
■ **Willy Wimmer** (Politiker, ehemals Vizepräsident der OSZE) und
■ **Rolf Becker** (Schauspieler)
sowie Grußbotschaften und Interviews mit den Mitwirkenden des Konzerts.
Mit zahlreichen Zusatzbeiträgen aus der *jungen Welt*.

Vorbestellungen unter www.rosa-luxemburg-konferenz.de

VSA: Umbruch-Zeiten

Alexander Häusler/
Rainer Roeser
Die rechten ›Mut‹-Bürger
Entstehung, Entwicklung, Personal & Positionen der »Alternative für Deutschland«
160 Seiten | € 12.80
ISBN 978-3-89965-640-4



Julian Bruns / Kathrin Glösel / Natascha Strobl
Rechte Kulturrevolution
Wer und was ist die Neue Rechte von heute?
AttacBasisText 47
96 Seiten | € 7.00
ISBN 978-3-89965-639-8

frank deppe
imperialer realismus?
Deutsche Außenpolitik: Führungsmacht in »neuer Verantwortung« eine flugschrift
144 Seiten | € 11.80
ISBN 978-3-89965-637-4

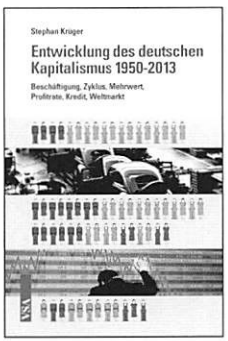
Der Sozialismus kommt

kritisch
links

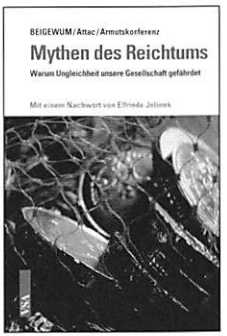
Analysen
Positionen
Berichte

monatlich
gedruckt
Jahresabo € 70,-
(€ 50,- ermäßigt)

täglich im Netz
www.sozialismus.de



Stephan Krüger
Entwicklung des deutschen Kapitalismus 1950-2013
Beschäftigung, Zyklus, Mehrwert, Profitrate, Kredit, Weltmarkt
140 Seiten | zahlr. farbige Abbildungen | € 12.00
ISBN 978-3-89965-641-1



BEIGEWUM / Attac / Armutskonferenz (Hrsg.)
Mythen des Reichtums
Warum Ungleichheit unsere Gesellschaft gefährdet
Mit einem Nachwort von Elfriede Jelinek
176 Seiten | € 12,80
ISBN 978-3-89965-618-3

Michael Brie
Polanyi neu entdecken
Das hellblaue Bändchen zu einem möglichen Dialog von Nancy Fraser und Karl Polanyi
176 Seiten | € 10.00
ISBN 978-3-89965-642-8

Heiner Karuscheit/
Jörn Wegner/
Klaus Wernecke/
Jörg Wollenberg
Macht und Krieg
Hegemoniekonstellationen und Erster Weltkrieg
152 Seiten | € 14.80
ISBN 978-3-89965-621-3

Mehr Infos unter
www.vsa-verlag.de

Nr. 101, März 2015

Postvertriebsstück D 2841 F Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

„Kunst lebt von den Fehlern der Welt. Ob sie uns lachen oder weinen macht, wir belachen oder beweinen Abschaffenswertes. Ob sie die Welt schön abbildet oder häßlich, sie fordert den Vergleich mit der häßlichen Realität. Das begeistertste Lobgedicht hat seinen Pfeffer daher, daß es den Tadel am Unrühmlichen impliziert. Jedes Kunstwerk ist auf seine eigentümliche Weise vollkommen, und Vollkommenheit, weiß man doch, ist die Schwester der Langweile. Ästhetische Vollkommenheit aber ist nicht langweilig, sondern eine Beleidigung des Universums."

Peter Hacks, Maßgaben der Kunst, Vorwort, Hamburg 1996, S.7.

Internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de
e-mail: redaktion@zme-net.de

ISSN 0940-0648